ZEITSCHRIFT

des

Vereins für Volkskunde.

Neue Folge der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft, begründet von M. Lazarus und H. Steinthal.

Im Auftrage des Vereins

herausgegeben

von

Karl Weinhold.

Zweiter Jahrgang. **1892. Heft 1.**

BERLIN.

VERLAG VON A. ASHER & CO.

Inhalt.

Seite

Færöische Märchen und Sagen. Aus dem Færöischen übersetzt von Dr. Otto Luitpold Jiriczek 1

Der Matronenkultus in Germanien. Von Friedrich Kauffmann . 24

Zu Goethes Parialegende. Von Karl Weinhold. 46

Der Gebrauch des Kerbholzes auf dem Thüringer Walde. Vom Volksschullehrer F. Kunze in Suhl 50

Die Frauenwettrennen in Padua. Von Emilio Lovarini 56

Die Wünschelrute als Quellen- und Schatzsucher. Von Wilhelm Schwartz 67

Kleine Mitteilungen:

Der Hausgeist in der Neumark, in Barnim und im Sternberger Lande. S. 78. — Ochsenhaut als Landmass. S. 80. — Der Zwiesel-Baum im Elisenhain bei Greifswald. S. 81. — Pfingstlied. S. 82. — Kinderlied. S. 83. — Sprichwörter aus Meiderich. S. 84. — Eine mythologische Anfrage. S. 84. — Gegen Bücherdiebe. S. 85. — Zwei Bienensegen. S. 86. — Sammlung der Volksüberlieferungen in Mecklenburg. S. 86. — Lettische Sammlungen. S. 86. — Hermann Frischbier †. S. 87.

Bücheranzeigen:

H. Ploss-Bartels, Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. S. 87. — Joh. Ph. Glock, Die Symbolik der Bienen und ihrer Produkte in Sage, Dichtung, Kultus, Kunst und Bräuchen der Völker. S. 88. — Elard Hugo Meyer, Germanische Mythologie. S. 88. — Ignaz v. Zingerle, Sagen aus Tirol. S. 89. — E. Handtmann, Was auf märkischer Heide spriesst. S. 89. — Guido List, Deutsch-mythologische Landschaftsbilder. S. 90. — M. Höfler in Tölz, Der Isarwinkel. S. 90. — Živaja Starina, Periodičeskoje izdanije otdielenija entnografii Imp. Russk. geografič. obščestva. S. 91. — Wisła. Miesięcznik gieograficzno-etnograficzny. S. 93. — Celtic Fairy Tales selected and edited by Joseph Jacobs, illustrated by J. D. Batten, London. S. 95. — Beside the fire, a collection of Irish Gaelic folk stories, edited translated and annotated by Douglas Hyde, with additional notes by Alfred Nutt. S. 95.

Aus den Sitzungs-Protokollen des Vereins für Volkskunde. S. 96.

Bibliographie. S. 98.

Wir machen darauf aufmerksam, dass der Verein für Volkskunde (Sitz in Berlin), dessen Organ diese Zeitschrift ist, nichts gemein hat mit der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde des Dr. E. Veckenstedt in Halle a. S.

Beiträge für die Zeitschrift, bei denen um deutliche Schrift auf Quartblättern mit Rand gebeten wird, Mitteilungen im Interesse des Vereins, Kreuzbandsendungen, beliebe man an die Adresse des Herausgebers, Geh. Regierungsrat Prof. Dr. K. Weinhold, Berlin W., Hohenzollernstr. 10, zu richten.

Bücher für Besprechung in der Zeitschrift wolle man an die Verlagsbuchhandlung A. Asher & Co., W. Unter den Linden 13, senden.

Beitrittserklärungen zum Verein nimmt der Schriftführer Prof. Dr. Brückner, Berlin SW., Lankwitzstr. 1, und der Schatzmeister entgegen.

Schatzmeister des Vereins ist Banquier Alexander Meyer Cohn, Berlin W., Unter den Linden 11.

Stadt-
bücherei
Elbing

Reinhold Köhler.

ZEITSCHRIFT

des

Vereins für Volkskunde.

Neue Folge der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft, begründet von M. Lazarus und H. Steinthal.

Im Auftrage des Vereins

herausgegeben

von

Karl Weinhold.

Zweiter Jahrgang. **1892.**

Mit dem Bildnis Reinhold Köhlers, drei Bildtafeln und mehreren Abbildungen im Text.

BERLIN.

VERLAG VON A. ASHER & CO.

19/1 1839

BIBLIOTEKA ELBLĄSKA
3083

Stadt-
bücherei
Elbing

Inhalt.

Abhandlungen.

Seite

Færöische Märchen und Sagen von O. L. Jiriczek 1. 142
Der Matronenkultus in Germanien von F. Kauffmann 24
Zu Goethes Parialegende von K. Weinhold 46
Der Gebrauch des Kerbholzes auf dem Thüringerwalde von F. Kunze 50
Das Frauenwettrennen in Padua von E. Lovarini 56
Die Wünschelrute als Quellen- und Schatzsucher von W. Schwartz 67
Märchen in Saxo Grammaticus von A. Olrik 117. 252. 267
Zur neugriechischen Volkskunde von A. Thumb 123. 285. 393
Zur Giebelentwickelung des sächsischen Bauernhauses von R. Mielke 134
Volkssegen aus dem Böhmerwald. III. von J. Ammann 165
Der Tod im Glauben der Südslaven. II. von Fr. S. Krauss 177
Weiteres über Wind, Wetter und die Gebirgsnatur von M. Rehsener 189
Volkstümliche Schlaglichter III. von W. Schwartz 245
Aber- und Geisterglauben der Chinesen von C. Arendt 258. 374
Handwerksbrauch in der Iglauer Sprachinsel von Fr. P. Piger 272. 382
Sagengeschichtliche Parallelen von S. Singer 293
Das Schneeschuhlaufen in Norwegen von K. Maurer 301
Zur Volkskunde des Egerlandes von A. John 313
Zwergsagen aus Nordfriesland von Chr. Jensen 407
Reinhold Köhler von Erich Schmidt 418
Sprichwörter und Redensarten aus Ruppin von K. E. Haase 437

Kleine Mitteilungen.

Der Hausgeist in der Neumark, Barnim und Sternberg von H. Prahn 78.
Ochsenhaut als Landmass von J. v. Zingerle 80.
Der Zwieselbaum im Elisenhain von E. Friedel 81.
Pfingstlieder aus Meiderich von C. Dirksen 82. 446.
Kinderlieder aus Ostfriesland von C. Dirksen 83. 324.
Sprichwörter aus Meiderich von C. Dirksen 84.
Gegen Bücherdiebe von W. Schwartz 85.
Zwei Bienensegen von Kr. Nyrop 86.
Sammlungen von Volksüberlieferungen 86.
Nekrologe: H. Frischbier 87. M. v. Lexer 208. J. Zingerle von Summersberg 442. E. L. Rochholz 446 von K. W.
Die gefesselten Götter bei den Indogermanen von W. Schwartz 197.
Zur S. Kakukabilla-Cutubilla von J. v. Zingerle 199.
Die sieben Grafen (dithmarscher Sage) von H. Carstens 201. Mit Nachtrag von K. Weinhold 206.
Erlöschen der Altarkerzen von K. W. 208.

Zahlen und Monatsnamen als Personennamen von M. Hartmann und Mordtmann 320.
Die drei h. Jungfrauen zu Meransen von J. v. Zingerle 323.
Lügenreime aus Ostfriesland und Meiderich von C. Dirksen 324.
Mittelalterliche Wunder- und Schatzsagen aus Tirol von S. M. Prem 326.
Ein paar volkstümliche Miscellen von W. Schwartz 440.
Sagen vom Sinichkopfe bei Meran von J. v. Zingerle 441.
Anmerkungen von A. Treichel und Fr. S. Krauss 443.
Aus dem Ötzthal 447.
Aus Oberinnthal 448.

Bücheranzeigen.

Ploss und Bartels, Das Weib in der Natur- und Völkerkunde, angez. von K. Weinhold 87.
Glock, Symbolik der Bienen 88.
Meyer, E. H., Germanische Mythologie, angez. von Weinhold 88.
v. Zingerle, J., Sagen aus Tirol. 2. Aufl. angez. von W. Schwartz 89.
Handtmann, E., Was auf märkischer Heide spriesst, von U. Jahn 89.
List, G., Deutsch-mythologische Landschaftsbilder von W. 90.
Höfler, M., Der Isarwinkel, von A. Meitzen 90.
Zivaja Starina, von A. Brückner 91.
Wisła. Tom V., von A. Brückner 93.
Celtic Fairy Tales by J. Jacobs, und Beside the fire by D. Hyde, von K. Weinhold 95.
v. Wlislocki, Volksglaube und religiöser Brauch der Zigeuner, von R. Pischel 209.
Brenner und Hartmann, Bayerns Mundarten I. 210.
Leeb, Sagen Niederösterreichs 211.
Franziszi, Fr., Kärntner Alpenfahrten 211.
Bulletin de Folklore. I. 2., von K. W. 211.
Thuriet, Traditions populaires du Doubs, von Marelle 212.
J. Ammann, Das Passionsspiel des Böhmerwaldes 212.
Kollmann, A., Deutsche Puppenspiele I., von K. W. 213.
v. Amira, K., Tierstrafen und Tierprozesse, von M. Pappenheim 213.
Kotelmann, L., Gesundheitspflege im Mittelalter, von K. W. 214.
Stöber, A., Die Sagen des Elsasses, Neue Ausgabe von C. Mündel. I. von K. W. 328.
Meyer, Mart., Schlernsagen und Märchen, von J. Zingerle 328.
Monseur, E., Le Folklore Wallon. — The Folklorist Journal of the Chicago folklore Society. I. 1., von W. 329.
Freund, L., Die Treue im Spiegel der Spruchweisheit. 1. 330.
Treichel, A., Abhandlungen.

Auszüge aus den Sitzungsprotokollen von A. Brückner 96. 214. 448.

Litteratur des Jahres 1891, von Max Laue 98. 216. 331. 450.

Færöische Märchen und Sagen.

Aus dem Færöischen übersetzt von

Dr. **Otto Luitpold Jiriczek.**

Die von Hammershaimb in seiner Færösk Antologi S. 326—85 mitgeteilten færöischen Märchen und Sagen bilden einen wahren Schatz für die Volkskunde und Märchenforschung; dieselben durch eine Übersetzung aus der wenig bekannten Ursprache leichter zugänglich zu machen, dürfte daher gerechtfertigt erscheinen. Da die folgende Übersetzung, zu der Hr. Probst Hammershaimb freundlichst seine Einwilligung erteilt hat, dem Folksforscher das Original ersetzen will, war grösste Treue und engster Anschluss an den Text geboten; von diesem Gesichtspunkte aus wolle man Færöismen (resp. Islandismen) wie „östlich in Tunga" (austr í Túngu) und ähnliches entschuldigen. Die vorliegenden Märchen umfassen so ziemlich den ganzen schriftlich fixierten færöischen Märchen- und Sagenschatz; nur einige andere, meist rein historische, finden sich noch in Antiquarisk Tidskrift 1849—51 S. 142 ff. (von Schröter mitgeteilt, der ein höchst unzuverlässiger, willkürlicher Erzähler ist) und S. 322 ff. (von Hammershaimb). Auf die sonstigen Quellen habe ich in den Anmerkungen (am Schlusse der Übersetzung) verwiesen.

Herr Cand. mag. Jac. Jacobsen, ein geborener Færinger, hat die Güte gehabt, mir über zahlreiche zweifelhafte Stellen Auskunft zu geben, wofür ich ihm auch hier meinen Dank ausspreche.

I. Zwerge.

Die Zwerge sind klein und dick, bartlos, aber doch nicht hässlich von Aussehen. Sie hausen in grossen Steinen oder in Hügeln unter Blöcken; solche Zwergensteine findet man weit und breit auf den Inseln. Die Zwerge sind gutmütig, aber dulden keine Zänkereien in der Nähe ihrer Wohnungen; da werden sie böse und fahren im Zorne von hinnen; deshalb steht der grosse Zwergenstein in Skúvoy zerspalten, weil zwei Burschen, welche einmal dort standen, fluchten und sich rauften; da flohen die Zwerge und spalteten den Stein. Die Zwerge sind die besten Schmiede; von ihnen lernten die Menschen zuerst den Stahl im Wasser härten;

früher dehnten sie das Eisen aus und schmiedeten es, indem sie es mit dem Hammer kalt schlugen. Die Zwergenwerkzeuge schmieden von selbst. Die Kraft der Zwerge ist im Gürtel, mit dem sie sich um die Mitte gürten; nimmst du dem Zwerge den Gürtel, so ist es um seine Macht gethan, und kann man ihn da zwingen, zu schmieden, was man verlangt, und Kleinodien dafür zu geben, um den Gürtel zurückzubekommen. Am Fusse der Steine, wo sie wohnen, kann man oft Asche liegen sehen, welche aus ihrer Schmiede herausgefegt ist.

Ein Stein steht im Gásadal, wo Zwerge wohnen; dort drinnen hört man sie bisweilen schmieden. Ein armer Mann war einmal nördlich in Tunga und stach Torf; er sah den Stein offen und die Zwerge drinnen schmieden; er ging näher, um sie zu beobachten. Ein Zwerg kam da heraus in die Thüre und sagte zu ihm: „Naseweis warst du, so arm du bist; doch sollst du dieses Messer bekommen," und nun warf er ihm ein Messer heraus, das so scharf war, dass es alles schnitt, was mit seiner Schneide in Berührung kam, wie hart es auch sein mochte.

II. Huldervolk[1]).

Sie sind von grossem Wuchse, die Kleider sind ganz grau, das Haar schwarz; ihre Wohnsitze sind in Hügeln, sie heissen auch Elfen [álvar]; ein „Elfenhügel" ist auf Nordstreymoy, südlich von Vík (Huldorsvík). Sie leben wie andere Leute, rudern aus, haben Schafe und Rinder, welche unter den anderen Rindern auf der Weide herumgehen. Die Huldern können sich selbst und das, was sie besitzen, für Menschen unsichtbar machen, und deshalb sagt man oft von etwas, das man vermisst, dass die Hulder es versteckt hat. Sie nehmen gern kleine Kinder, die ungetauft sind, aus der Wiege und legen dafür die ihrigen in dieselbe, aber diese werden dann Dummköpfe [Wechselbälge][2]) unter den Menschen. Oft verschwinden kleine Kinder, welche draussen allein gehen, und da ist es das Huldervolk, das mit ihnen davon gefahren ist; sie werden zuweilen weite Wegstrecken entfernt von den Wohnsitzen wieder gefunden und haben dann erzählt, dass ein grosser Mann ihnen Speise gebracht habe, während sie fort waren. Die Huldermädchen fassen oft Liebe zu Kristenburschen und versuchen daher sie zu verführen und an sich zu ziehen. Gehen diese hinaus in die Öde und sind durstig und müde, so öffnet sich der Hügel und eine Jungfrau kommt heraus, um ihnen einen Trunk zu bieten, Bier oder Milch; blasen sie da nicht den Schaum von oben ab, so trinken sie sich Vergessenheit, denn in ihm liegt der Zauber, und damit verzaubern sie sie, bekommen Gewalt über sie und nehmen sie mit sich in den Elfenhügel.

1) wörtlich: die Verhüllten (huldufólk); ich habe die bekanntere norwegische Form (en hulder) gewählt.

2) das färöische bytlingur bedeutet beides.

III. Die Wichteln und die weise Marjun in Örđavík.

Die Wichteln [vættrar] sind klein, hübsch von Aussehen, gute Geister, welche in den Häusern bei guten Leuten leben und während ihres Aufenthaltes geniessen diese Glück und werden von ihnen unterstützt, so dass alles gut geht in dem Hause, wo Wichteln sind; glücklich ist der Freund der Wichteln, denn ihm können weder Trolle noch Huldern noch jemand lebender unter der Erde oder auf der Erde schaden.

Marjun in Örđavík war vom Norden von Kollafjord [Dorf] nach Suđuroy gekommen und soll eines der zaubergewaltigsten Weiber gewesen sein, die hier im Gedächtnis behalten worden sind; sie war die klügste und tüchtigste Frau in jeder Richtung. Sie war überaus reich und besass eine Menge von Rindern und Schafen und allen Herrlichkeiten — kein Wunder! — die Wichteln wohnten bei ihr. Sie hatte auf ihrem Hofe einen blöden Jungen, welchen sie dazu hielt, dass er die Schafe im Sommer aus dem bebauten Land wegtriebe, wenn sie in die Einhegung hinein kamen; aber dieser Wechselbalg konnte nichts anderes verrichten, als eben dieses. In den Lebtagen Marjuns kamen Vikinger aus den Südlanden, Türken, um die Föroyer zu verheeren. Sie kamen auch nach Suđuroy, alles zu plündern und verwüsten in jenen südlichen Ansiedlungen, wie sie im Norden gethan hatten. Nun sieht sie Marjun von den Höhen herab südwärts gegen Örđavík kommen. Aber sie fürchtete sich nicht wie jene, welche vor ihnen in das Gebirge flohen und sich in Höhlen und Löchern versteckten und schwarzes Tuch vorhängten; — nein, Marjun sandte den Wechselbalg mit dem Wachthunde ins Feld hinaus und sagte ihm, er solle diese Männer aus dem Feld vertreiben. Er dachte an keine Gefahr, der Arme, und ging darum unerschrocken und munter auszuführen, was ihm die Bäuerin befahl, so wie er gewohnt war. Als er nun gegen die Räuber mit seinem kleinen Hunde gelaufen kam, als ob das nichts anderes wäre als einige scheue Schafe, die immer davonliefen, wenn er mit dem Hunde kam, stand die erfahrene Hausmutter an der Hauswand und winkte mit der Hand gegen die Türken. Als sie sehen, dass ein Krüppel von einem Jungen ihnen so kühn mit einem kleinen Hunde entgegen kommt und ein altes Weib so ruhig an der Hauswand steht, werden sie bestürzt und denken bei sich, dass diese beiden doch nicht so schwach sein könnten, als sie gering an Zahl schienen, sondern im Verborgenen das haben müssten, um sich zu wehren, was ihnen teuer zu stehen kommen könnte. So wird erzählt, dass sie nicht länger südwärts auf der Insel vorzudringen wagten, sondern geradenwegs nach Hvalbö umkehrten. Von hier nahmen sie zwei Mädchen mit sich, welche mit Marjun verwandt waren; und als sie das hörte, sagte sie, ehe ihr Blut kalt würde (d. i. ehe das siebente Geschlecht von ihr gestorben wäre) sollte das gerächt werden und dieses

Türkenvolk unter einen König aus einem anderen Reiche zu stehen kommen.

Marjun in Örđavík hatte gutes Glück mit sich in allem, was sie anfing, und alles fügte sich ihr wohl; und das kam davon, dass die guten Wichteln bei ihr im Grossstall wohnten. Aber sie vergass auch nicht einen Kübel mit Milch für sie hinzustellen, so oft die Kuhmägde die Kühe gemolken hatten. Die Wichteln belohnten sie für ihre Wohlthaten: — nie war Mangel an Milch, wenn die Kühe gemolken wurden, solange sich die Wichteln im Grossstalle aufhielten; keine Krankheit kam über die Rinder und Schafe, solange sie dort waren. Nicht brauchten die Viehmägde im Stalle nächtelang zu sitzen, wenn eine Kuh kalben sollte; kalbte sie da in der Nacht, so lag das Kalb am Morgen nicht in der Abzugsrinne, obwohl niemand zugegen war, sondern wenn die Kuhmagd kam, stand das Kalb am Stand mit einem Seidenbande gebunden zwischen den Vorderbeinen der Kuh, so dass sie es lecken konnte. Die Dirne, welche in den Stall kam, um die Kühe zu warten, musste da stracks das Kalb vom Seidenbande lösen und dieses auf den Querbalken legen, und von dort nahmen es dann die Wichteln wieder zu sich. Marjun war daher gut gegen die Wichteln, welche ihr soviel Nutzen brachten, und sie versicherte ihrem ältesten Sohne oft und häufig hoch und teuer, dass er das wissen solle, wenn er den Hof als Bauer nach ihr übernehme, dass es gut sei, Wichteln zu behausen, und ihnen solle er immer Aufenthalt geben, und lege er den grossen Kuhstall nieder und breche ihn ab, so werde das ihm und den andern zum Schaden gereichen. Marjun starb, und der Sohn, der nun Bauer auf Örđavík wurde, gab nichts darauf, wovor ihn die Mutter gewarnt hatte, und legte den grossen Kuhstall nieder. Aber da flüchteten die Wichteln, wünschten böses über ihn und alle seine Verwandten, welche in Örđavík waren — jähen Todes sollten sie alle sterben. Am selben Tage, da sich dieses zutrug, kam ein Mann aus Vág nordwärts über die Insel gegangen; als er zur Mannaskarđ [Pass] kam, begegnete er einem winzig kleinen Weib, welches vom Passe herabkam, zwei winzig kleine Kinder jedes an einer Hand führend, und das dritte hatte sie am Rücken; als er bei ihnen vorbeiging, hörte er diese Frau sagen: „Gerächt soll werden, dass wir fliehen mussten“. Und es wurde gerächt; eines Abends, als die drei Brüder ausfuhren, um südlich vom Lande im Fjorde zu angeln, brach ein Wirbel unterhalb Tjaldarvíkshólm hervor und stürzte das Boot um, so dass alle untergingen, die im Boote waren. Marjun hatte auch drei Töchter, welche in Örđavík waren; sie starben kurz danach an einer tödlichen Landseuche, welche dort im Platze umging. Alles das war Rache von den Wichteln, welche aus Örđavík geflohen waren.

IV. Die Mahre.

Die Mahre [marra] gleicht der schönsten Dirne, ist aber doch der ärgste Unhold. Zur Nachtzeit, wenn die Leute liegen und schlafen, kommt sie herein und legt sich auf sie und drückt so fest auf die Brust, dass sie nicht den Atem holen, auch nicht ein Glied rühren können. Sie fährt ihnen mit ihren Fingern in den Mund, um die Zähne zu zählen; wird ihr Zeit gelassen, sie abzuzählen, so gibt man gleich den Geist auf und wird leblos. Man muss daher versuchen, die Mahre von sich los zu werden und sie hinauszutreiben, und ist man da imstande zu rufen „Jesus", muss sie fliehen und verschwindet schleunigst. Die Leute glauben oft ganz wach zu liegen und die Mahre in die Stube zum Bette hereinkommen zu sehen, und dass sie sich auf die Bettdecke legt und in den Mund fährt, nach den Zähnen zu tasten, und sie können doch nichts thun, sich gegen sie zu wehren. Am Abend kann sie in der Stube sein und doch nicht gesehen werden; aber du merkst es, wenn du ein Messer nimmst und es in ein Taschentuch oder ein Strumpfband wickelst, welches nach der Hälfte doppelt zusammengelegt ist, und das Messer dreimal um dich aus einer Hand in die andere gehen lässt, während du hersagst:

Marra, marra, minni,
bist du hier innen?
denkst du nicht an jenen Schlag
den Sjúrður Sigmundarson dir gab
einmal auf das Nasenbein?

Marra, marra, minni,
bist du hier innen,
hinaus sollst du fahren,
tragen beides Erde und Torf
und alles, was hier innen ist!

Liegt nun das Messer im doppelt zusammengelegten Bande in der Buchtung, wenn dasselbe wiederum aufgewickelt wird, so ist die Mahre in der Stube, und da muss derselbe Vorgang mit dem Messer und dem Bande gemacht werden, um zu versuchen, die Mahre herauszuschaffen.

Man sagt auch, um sie daran zu verhindern, in das Bett hinaufzuschlüpfen, sei es gut, am Abend, wenn man schlafen geht, die Schuhe so zu wenden, dass der Absatz gegen das Bett und der Vorderschuh von ihm weg über den Fussboden gekehrt ist; dann soll es der Mahre schwer fallen, in das Bett hinaufzuschlüpfen.

V. Der Niðagrís und der Loddasastein[1]).

Der Niðagrís[2]) ist klein, dick und rundlich, wie ein kleines Wickelkind oder ein grosser Knäuel, von dunkelrotbrauner Farbe. Er soll dort vorkommen, wo neugeborene uneheliche Kinder ermordet und begraben sind, ohne einen Namen bekommen zu haben. Deshalb liegt er und wälzt sich den Leuten vor die Füsse, um sie im Gange zu stören; kommt er zwischen die Füsse des Menschen, so überlebt derselbe nicht das Jahr.

In der Mark, bei dem Dorfe „zu Skáli“ auf Eysturoy steht ein Stein, welcher Loddasastein genannt wird; hier lag oft ein Niðagrís vor den Füssen der Leute, welche hier in der Dunkelheit gingen; ein Mann, der einmal hier ging und vom Niðagrís belästigt wurde, ward zornig und sagte da: „So ein Loddasi!“ und da grub er sich wieder in die Erde und wurde nie wieder gesehen, denn da hatte er einen Namen bekommen.

VI. Das Loch der Riesin in Sandoy und die Trollweiber am Fjallavatn in Vágar.

a) Westlich von Sandsbygd geht ein grosses Loch in die Erde hinab, welches das Loch der Riesin [Gívrinarhol] genannt wird; in demselben wohnt eine Riesin. So geht die Erzählung der Leute, dass ein Mann aus dem Dorfe „heima á Sandi“ auf den Grund des Loches stieg, um die Riesin aufzusuchen. Die Fahrt ging ihm gut von statten und er sah dort eine übergrosse Alte stehen und Gold in einer Mühle mahlen; ein kleines Kind sass drinnen bei ihr und spielte mit einer Goldrolle. Die Alte war blind, und deshalb wagte sich der Mann so still vorwärts zur Mühle und nahm von dem Golde, das sie mahlte, an sich. Die Riesin sah und hörte nichts von ihm, aber merkte doch an sich, dass sich etwas böses zutragen müsse, und sagte deshalb: „Entweder ist das die Maus, welche herumläuft, oder der Dieb, der stiehlt — oder geht mir Alten das Mahlen nicht recht“. Der Mann ging nun mit dem Golde weg von ihr, nahm dem Kinde die Goldrolle und schlug es auf den Kopf; das begann jämmerlich zu weinen. Als die Riesin dies hörte, ahnte ihr böses und sie sprang auf die Füsse, tastete nun in der ganzen Höhle nach ihm, aber fand niemanden, denn der Mann war längst aus der Höhle entkommen, auf das Pferd gestiegen und jagte mit verhängten Zügeln schleunigst heim mit dem Golde. Die Riesin rief daher so laut als möglich nach ihrer Nachbarin, erzählte ihr von ihrem Unfall und bat sie, ihr den Dieb fangen zu helfen. Sie war nicht faul zu Fuss, ihm nachzurennen, schritt über den Teich so gewaltig, dass die Fussspuren noch im

1) FA. steht in der Überschrift Loddasarsteinur, was nur ein Druckfehler sein kann, siehe FA 332 Z. 6 und 9.

2) = „Finsternisschweinchen“; Loddasi ist unerklärt. Zur Sache verweist Hammershaimb, Antikv. Tidsskrift 1849—51 S. 201, auf A. Fayes norske Sagn S. 83.

Felsen gesehen werden, je eine auf jeder Seite des Teiches; sie werden die Spuren der Riesin genannt. Er war so weit entkommen, dass ein tüchtiges Stück Wegs zwischen ihnen lag. Als er zum Volismoor kam, da war die Riesin ihm so nahe gekommen, dass sie den Schwanz des Pferdes erreichen und packen konnte, und sie liess ihn nicht los, sondern hielt das Ross in der Bewegung auf; der Mann spornte das Ross so hart, dass es einen Sprung vorwärts machte, aber der Schwanz riss ab, weil die Riesin sich fest auf den Beinen hielt und Kraft hatte, zu widerstehen; das Ross fiel, und der Mann kopfüber von ihm — da sah man die Kirche, und der Mann war gerettet, und die Riesin, welche da keine Gewalt über ihn hatte, musste so gethaner Dinge umkehren. Noch hört man über dem Gívrinarhol, wie die alte blinde Riesin in der tiefen Höhle Gold mahlt.

b) Zwei Trollweiber wohnen beim Fjallavatn [See] in Vágar; die eine bei der Tormansschlucht und die andere jenseits des Sees „am Gebirge" [á Fjöllum], wie diese Landstrecke heisst. Die eine von ihnen war lahm und sie hatte ihre rote Jacke auf einen Stein gelegt, um sie zu sonnen, als ein Mann aus Sandavág hier vorbei geritten kam. Der Mann nimmt die Jacke und reitet mit verhängten Zügeln weg mit ihr. Nun sieht die Alte den Mann und die Jacke, die er ihr gestohlen hat, aber lahm wie sie ist, kann sie nicht selbst ihm nachrennen, und ruft deshalb das Trollweib jenseit des Wassers an: „Hilf, Schwester! schreite aus, schreite gewaltig aus!" Sie schleunigst ihm nach und er auf dem Rücken der Stute in grossen Sätzen davon. So ging es, bis er zur Vatnsbrekka kam; da begann er wie die Stute müde zu werden; hier am Abhang fliesst ein kleiner Fluss, hier tranken sie beide, und er sagte da: „Das war mir ein Seelentrost (sálarbót)!", und seither heisst der Fluss Sálarbótá. Schon rannte die Alte ihm nach und kam ihm näher und näher; als er über den Abhang gekommen war, da war sie ihm so nahe, dass sie die Jacke zu fassen bekam und sie ihm entriss, doch so, dass die Jacke zerriss und der Mann den einen Ärmel behielt; da zeigte sich die Miðvágskirche, und das Trollweib musste so verrichteter Sachen zurückfliehen. Aber der Ärmel war so gross, dass er zerschnitten zur Altardecke in allen vier Kirchen auf Vágar ausreichte.

VII. Der Neck.

Der Neck [nykur] wohnt in Landseen; am Grunde unten in der Tiefe hat er seinen Aufenthaltsort; aber von dort kommt er oft ans Land, und es ist nicht gut, ihm zu begegnen; mitunter ist er einem schönen kleinen Hengste gleich, der gut und sanft scheint, und damit lockt er die Leute sich ihm zu nähern, um ihn zu klappen und ihm über den Rücken zu streichen; aber wenn sie zufällig den Schwanz berühren, werden sie an ihn gefestet, und da lässt er niemanden los, sondern zieht sie mit sich auf den Grund. Oft begegnet er den Leuten in Menschengestalt als stolzer

Jüngling, um Mädchen mit sich zu locken und verspricht ihnen Freude und Genuss in seiner Halle, wenn sie ihm folgen wollen; aber fassen sie da einen Verdacht darüber, wer er ist, an den sie sich wegzugeben im Begriffe sind, so dass sie imstande sind, ihn mit dem rechten Namen: „Neck“ zu nennen, so verliert er die Macht über sie und muss sie loslassen und allein in den Teich fahren. Es wird erzählt, dass sich der Neck ebenso allen vierfüssigen Tieren gleich machen kann, nur die Spitze vom Horne des Widders[1]) soll er sich nicht anschaffen können; aber einem Pferde ist er gleich, wenn er seine Gestalt nicht verändert hat, und es ist den Menschen geglückt, Gewalt über ihn dadurch zu bekommen, dass sie ein Kreuz über seinen Rücken schlugen[2]), und sie haben ihn dann dazu gebraucht, mit seinem Schweife grosse Blöcke aus dem Gebirge zu Feldmauern oder Häusern herabzuziehen, welche noch in Húsavík auf Sandoy und zu Eið auf Eysturoy gesehen werden, und die grossen Steine, die hier zusammengekommen sind, geben Zeugnis davon, wie stark er ist. In den Takmooren auf Sandoy liegt ein grosser Block, den sie ihn nach Húsavík ziehen lassen wollten; aber da zerriss der Schwanz, und der Stein steht noch dort; ein Teil des Neckschwanzes, der am Steine befestigt war, ist an ihm noch sichtbar.

VIII. Das Meermännlein und der Bauer Anfinn in Elduvík.

Das Meermännlein [Marmennil] gleicht den Menschen, aber ist einen guten Teil kleiner an Wuchs; es hat lange Finger. Es lebt am Meeresgrund und schädigt die Fischer, indem es den Köder von den Angeln abbeisst und dieselben am Grunde befestigt, so dass sie die Schnur zerreissen müssen; wird es von der Spitze gefasst, so ist es so gewandt, dass es die Angelschnur vom Zugstrick lösen und so dem Los entgehen kann, wie ein anderer Fisch über Bord gezogen und ins Boot gebracht zu werden. Einmal als es damit begann, seine Schalkstreiche am Seegrund auszuüben, ging es ihm schlecht, denn es gedachte das Ende der Schnur des Bauern Anfinn aus Elduvík zu fassen, um es am Grund zu befestigen, aber gleichzeitig zuckte Ansien die Schnur, und die Angel biss das Meermännlein in eine Hand; mit einer Hand konnte es sich nicht losmachen, und so wurde es aufgezogen, bekreuzt und heimgebracht. Anfinn verwahrte es bei sich im Herde und musste jeden Abend daran denken, ein Kreuz über alle vier Ecken des Herdes, wo es sass, zu schlagen; es wollte nichts anderes essen als Köder. Wenn ausgefahren wurde, nahmen sie das Meer-

1) Im Original folgt: ella veðurlambs horni, was ich unübersetzt lassen musste, da mir das Wort fehlt. veðurlamb ist der einjährige Widder; es ist also damit nichts neues gesagt.

2) rista kross kann ein Kreuz ritzen, wie ein Kreuz schlagen, bedeuten. In letzterer Bedeutung wird der Ausdruck heute allgemein gebraucht, wie mir Hr. J. Jacobsen mitteilt. Ich habe daher überall in der Übersetzung „Kreuz schlagen“ gesetzt.

männlein mit sich, aber sie durften nicht vergessen, ein Kreuz über dasselbe zu schlagen, wenn es ins Boot gekommen war. Ruderten sie über einen Zug von Fischen, so begann es im Boote zu lachen und spielen; warfen sie da aus, so mangelte es nicht an Fischen, besonders wenn es den Finger in die See tauchte. Anfinn hatte das Meermännlein lange bei sich; aber eines Tages war eine starke Brandung, als sie das Boot zur Ausfahrt flott machten, und da wurde vergessen, das Kreuz im Boote über das Männlein zu schlagen; als sie vom Lande gekommen waren, glitt es über Bord, und wie zu erwarten stand, wurde es nicht wieder gesehen.

IX. Der Seedraug.

Der Seedraug [sjódreygur, sjódreygil] wird nach Sonnenuntergang auf den Aussenschären stehen gesehen. Wenn Leute ausrudern, ruft er sie an und bittet sie um Erlaubnis, in das Boot zu kommen; sie haben ihn bisweilen aufgenommen und auf eine Bank gesetzt, damit er mit den Männern rudere. Solange es tiefe Nacht ist, rudert er mindestens gleich zweien: so stark ist er. Er versteht es gut auf die Fischbank zu treffen, wenn es [auch] nicht licht [genug] ist, die Marken [am Ufer] zu erkennen. Aber wenn es gegen den Tag geht, nimmt er ab, und wenn die Sonne aus dem Meere aufsteigt, schwindet er zu nichts. Sie haben ein Kreuz über ihn geschlagen, aber wie es sich mehr und mehr im Osten von der Sonne gerötet hat, hat er immer kläglicher gebeten und die Männer angefleht, ihn loszulassen. Einmal wollten sie ihn nicht loslassen, aber als die Sonne aufgegangen war, verschwand er, und da lag ein Kreuzbein auf der Bank; denn man sagt, dass sich der Seedraug das Kreuzbein von den Menschen angeschafft hat, und darum bleibt das Kreuzbein zurück, wenn der Draug selbst verschwindet. Solche Wechselgestalten hat er: einmal scheint er einem Manne gleich, einmal einem Hunde; er ist braun von Farbe; er brüllt und heult, so dass man das weithin hören kann; er haucht Feuer aus, wenn er auf dem Lande ist; er hat nicht mehr als einen Fuss (Fischschwanz), aber kann auf ihm weit hüpfen; die Spuren sind nach ihm im Schnee gesehen worden. Wenn er einem Menschen auf dem Lande begegnet, versucht er ihn in die See zu stossen.

X. Die Meerfrau.

Die Meerfrau [Haffrú] gleicht oberhalb des Gürtels den Menschen, hat langes lichtbraunes Haar wie ein Weib, sie lässt das um sich auf dem Wasser schwimmen; doch hat sie kürzere Arme. Unterhalb des Gürtels ist sie wie ein Fisch und hat Schuppen und einen Schwanz. Wendet sie sich gegen das Boot, wenn sie aus der See auftaucht, so kommt Unwetter, und da gilt es, so schnell als möglich heimzurudern, und zu versuchen, dem Wassertod zu entrinnen. Kommt aber der Meermann neben ihr in die Höhe, so kommt gutes Wetter. Die Meerfrau singt so schön, dass die

Menschen toll werden, wenn sie ihrem Gesange lauschen, und deshalb sollen sie Wattepfropfen in die Ohren stecken, denn sonst wollen sie in Tollheit und Wahnsinn aus dem Boote in die See zu ihr springen.

XI. Seekühe und Hulderkühe.

Seekühe gleichen anderen Kühen von Aussehen, aber melken viel besser; die Leute wollen deshalb gern diese Kühe haben. Mitunter sind sie in der dreizehnten Nacht [der Nacht vor Epiphanias] im Stall bei den Kühen gefunden worden; wird ein Kreuz über ihren Rücken geschlagen, so bleiben die Seekühe ruhig bei ihnen stehen.

In der dreizehnten Nacht findet man auch Hulderkühe bisweilen im Stalle; aber die will niemand haben, obwohl sie gut melken, aus Furcht vor dem Huldervolk, welches solches rächen würde. Diese Kühe sind leicht von den Seekühen zu unterscheiden, weil sie das Haupt hinauf gegen die Berge wenden, die Hulderkühe aber gegen die See. Das Huldervolk hat viele Kühe, welche auf den Weideplätzen bei jenen [d. i. gewöhnlichen] Kühen wandeln, obschon die Leute nichts als ihre eigenen Kühe sehen. Die Hulder in Dal auf Sandoy wurde gehört, wie sie ihre Kühe zählte: „Ich sass auf dem Hügel mit Rumla und Reiggja, hier hörte ich Hupul brüllen; von oben schreiten Hákur und Krákur, ich kenne Kina mit den langen Eutern, Ýla und Ála, Eskja und Kála, Geita und Grana, Flekka und Fræna; Hilda mit dem Stern kenne ich wohl, Gullgríma und Oxakolla; verloren habe ich Gríma, die graue, kleine, kürzeste; gekommen sind alle unsere Kühe, stöhnend folgt Brynja allen auf den Fersen."

XII. Dulurin.

Einmal in alten Zeiten war Hungersnot auf den Föroyern; eine grosse Sterblichkeit war über die Schafe gekommen, das Korn war nicht reif, und nichts war im Meere zu erfischen. In Vágar soll die Not am grössten gewesen sein, denn es war lange her, dass sie etwas auf den guten Fischbänken westlich im Meere oder weiter draussen auf den Frühjahrsfischbänken gefangen hatten — nicht ein Bissen wurde gefangen —; sie versuchten auszurudern, aber kamen ganz leer nachhause. Dort im Westen ging nun ein armer Mann schwermütig und kummergefesselt und klagte über seine Not; er hatte viele kleine Kinder, aber wusste sich keinen Rat, wie er sich einen Bissen verschaffen sollte, um ihn in den Mund der Kinder zu legen. Während er so in Trübsinn und Ratlosigkeit ging und über das Schicksal klagte, das so hart war, dass er seine Kinder verhungern lassen müsse und selbst verhungern solle, begegnete er einem Huldermann, der ihn fragt, warum er in so schlechter Stimmung scheine und was ihm zur Sorge gereiche. Der Vágmann sagt ihm nun, wie schlecht es mit ihm steht. Der Hulder antwortet ihm, dass es eine Sünde sei, dass er solche Not leiden solle, denn der Fisch würde nicht ausgehen,

wenn sie ihn nur zu finden vermöchten, und darum wolle er ihm nun sagen, wie man die Fischbank finden solle: „Fluss im Thal — Hügel auf Harđavöll, Bächlein auf der Zunge (Vorgebirge) — hier sollst du Fische fangen — Eisen gekaut und getreten — wer dort nichts fängt, ist todgeweiht.“ Aber als der Hulder das gesagt hatte, verschwand er plötzlich, ohne diese dunklen Worte und unbekannten Namen zu deuten. Doch prägte sich der Mann gut ein, was gesagt worden war, und begann darüber zu grübeln, und endlich glaubte er einigermassen erraten zu haben, wo die Fischbank liegen könne; alte Leute im Dorf kannten die Namen und wussten ihm zu sagen, wo diese Zeichen zu finden seien. Aber nun galt es, noch zu erfahren, warum der Hulder „Eisen gekaut und getreten“ gesagt hatte. Schliesslich fiel ihm ein, dass gekautes Eisen das Mundstück an einem Zaum sein könnte, und getretenes Eisen könnte ein Hufeisen sein; das nahm er und machte sich Angeln daraus. Als er nun mit diesem Werke fertig war, bemannten sie ein Boot zur Ausfahrt und fanden die Fischbank so, wie der Vágmann die Worte des Hulders gedeutet hatte. Er gab allen Bootmännern die Angeln, die er selbst aus Mundstücken und Hufeisen geschmiedet hatte, und dann warfen sie aus. Sie waren auf die rechte Bank gekommen, und sie hatten nicht länger als eine kleine Weile gesessen, so war das Boot bis zum Versinken voll von Fischen. Sie ruderten nun fröhlich von der Fischbank heim, die noch heutzutage Dulurin [die Verhüllte] nach dem Hulder [Verhüllten] heisst; dorthin fahren die Leute noch immer. Auf der Heimfahrt ruderten die Vágmänner an einem Boote vorbei, das sie nicht kannten, und das war ein Hulderboot; der Vormann erhob sich vom Sitze und sagte zum Vágmann: „Ein Glückskind bist du, gut war es gedeutet, und gut war die Fischbank getroffen.“ Das Boot verschwand da aus ihrem Gesicht und wurde nicht mehr gesehen. Aber die Fischer aus Vágar waren froh, etwas zu haben, es den Weibern und Kindern diesen Abend und später zu geben.

XIII. Der Gásadalsmann im Hulderboot.

Im Gásadal in Vágar ist kein flacher Strand; hier ist eine steile Wand, fünfzehn Faden hoch, gegen die See; das Gásadalsdorf liegt daher schlecht zur Ausfahrt, ein Boot kann im Winter wegen der Brandung nicht unter der Wand liegen, sie können deshalb kein grosses Boot liegen haben, weil der Landungsplatz an der Wand schwierig und schlecht ist, und die Gásadalsleute haben daher ein Ausfahrtboot zur Meerfahrt in Gemeinsamkeit mit denen in Bö gehabt und sind gewöhnt, mit diesen auszurudern.

Ein Mann aus Gásadal machte sich eines Nachts bei gutem Wetter vom Hause auf, um ostwärts nach Akranes zu gehen, wo die Bömänner ans Land legen und ihn in das Boot aufnehmen sollten. Als er nach Osten über die Skarđsá kam, sah er ein Boot nach Akranes zurudern; er wollte nicht, dass sie lange auf ihn warten sollten, und begann deshalb

hastig zu ihnen hinabzulaufen. Er sah nun, dass sieben Männer im Boote waren und dass für ihn ein Sitz auf einer Bank frei war; doch erkannte er die Männer nicht, weil die Dunkelheit sich eben erst zu heben begonnen hatte. Der Gásadalsmann hatte keinen Verdacht gegen jemand, sondern meinte, dass alles so war, wie es sein sollte; er sprang rasch in das Boot, und sie stiessen sofort vom Lande ab. Der Mann setzte sich auf die Bank, wo er gewohnt war zu sitzen und legte das Ruder aus; aber als er sich nun bedenkt, kennt er keinen Mann im Boote und argwöhnt da, dass das Huldern sind, unter die er gekommen; doch stellt er sich furchtlos und rudert tüchtig wie sie. Sie fahren nordwärts um die Insel, hinaus nach Ravnamúli, einer Fischbank, auf welche die Vágmänner im Westen hinauszurudern pflegen. Die Huldern befestigten den Köder und warfen aus, aber der Gásadalsmann sass still und schwieg, denn die Schnur hatte er mit sich aus Gásadal genommen, die Angeln aber hingen in Bö und er hatte keinen Köder. Der Vormann im Boot fragt ihn nun, warum er nicht auswerfe; er antwortet: „Kein Haken ist da und kein Bissen ist da.“ Der Huldermann gab ihm gleich Angel wie Köder, und die Angeln waren kaum am Grunde angekommen, als er es zucken fühlte und einen grossen Fisch herauszog; als er damit fertig war, ihn aufzuschneiden, und ihn ins Boot niederlegte, nahm ihn der Vormann und zeichnete ihn, und so wurde jeder Fisch, den er aufzog, gezeichnet. Als sie nun gute Fische in das Boot bekommen hatten, ruderten sie wieder nachhause und legten bei Akranes an derselben Stelle an, wo sie den Gásadalsmann aufgenommen hatten. Weil er den Tag in Eigenfischfang gesessen hatte, warfen sie jeden Fisch an das Land, den sie gezeichnet hatten. Als er an das Land gekommen war und seinen Fang aus dem Hulderboote mitgenommen hatte, merkte er erst, dass er sein Messer im Boote vergessen hatte; er rief ihnen da zu: „Das Scharfe am Schenkel ist zurückgeblieben.“ Der Huldermann nahm das Messer und warf es nach ihm, aber er traf ihn nicht; er rief da: „Sei verflucht, ein Glückskind bist du.“ Sie stiessen nun wieder vom Lande ab, aber der Huldermann sagte nun: „Ein Hund warst du, dass du mir nicht Dank für das Boot sagtest.“ — Es ist nicht gut, wenn das Huldervolk zu Wasser oder zu Land nahe ist (und wer weiss das?), Messer, Schwert, Axt, Köder, Rauch u. s. w. mit dem rechten Namen zu nennen, ausser mit anderen Worten wie „das Scharfe“, „Bissen“, „Hausschatten“ und dergl. Auch ist es nicht gut, dem Huldervolk zu danken, wenn sie einem etwas gutes thun, denn dann bekommen sie Gewalt, dem Menschen Schaden zu thun.

Erzählungen, welche dieser gleichen, die nun berichtet worden ist, gehen über einen Mann in Strendur und einen anderen in Eið auf Eysturoy, welche beide mit einem Hulderboote ausfuhren, und es wird erzählt, dass der letztere mit ihm den ganzen Winter ausruderte.

XIV. Das Hulderweib in Kindsnöten.

„Nördlich im Hügel", bei dem Dorfe „zu Eiđ" auf Eysturoy, wohnt Huldervolk, wie weit umher an anderen Stellen. Einmal sass die Hebamme zu Eiđ, Elseba, vor dem Hause auf dem Steinzaune und rührte Milch. Als sie im besten Sitz ist und den Quirl am hurtigsten rennen lässt, damit die Milch dick werde und im Kübel tüchtig aufschäume, kommt ein Hund zu ihr, ist zudringlich und will von der Milch schlecken. Sie kennt den Hund nicht und will ihn von sich treiben, aber er ist widerspenstig und will vor ihren Drohungen nicht weichen; — sie will daher den Platz 'verlassen und mit der Milch ins Haus gehen. Der Hund verfolgt sie, und da sie zur Thür kommt, steht hier ein Huldermann vor ihr und bittet sie, mit ihm zu kommen und seiner Frau zu helfen, die sich niedergelegt hatte und in Kindsnöten lag. Sie folgte ihm nun nördlich in den Hügel und war dort die ganze Nacht; der Huldermann verband ihr die Augen, als er sie nördlich in den Hügel führte. Als sie am Morgen zurückkam, begann das Volk sich zu erkundigen, wo sie über die Nacht gewesen und was sie gemacht habe, aber sie antwortete nichts anderes als: „Schön war das kleine Kind mit dem grossen Kopf, das heute Nacht geboren wurde." Der Huldermann versprach Elseba Glück bis in das zehnte Glied, weil sie der Hulderfrau aus der Not geholfen hatte; Hanis in Búrstova zu Eiđ ist der sechste Mann nach ihr. — Einmal nach dieser Begebenheit waren die Eiđsmänner im Gebirge, um Widder zum Schlachten zu fangen, und der Mann der Elseba war einer der Treiber; während die Männer die Schafe jeder an seiner Stelle sammeln, entschlüpft ihm ein Schaf aus der Hürde und er rennt ihm nach. Nun begegnet er einem Huldermann, der im Zorn zu ihm sagt, hätte er nicht an der Seite Elsebens gelegen, so sollte es ihm übel gehen dafür, dass er über ihr Dach gegangen sei.

XV. Auf dem Kreuzweg sitzen.

Willst du reich werden, so sollst du in der alten dreizehnten Nacht hinausgehen und auf dem Kreuzweg sitzen, wo vier Wege kreuzweis gehen und einer von ihnen soll zur Kirche führen. Du sollst ein graues Kalbsfell und eine scharfe Axt mitnehmen, das Fell unter dich auf den Weg breiten, so dass der Schwanz am Fell gegen den Kirchenweg gewendet ist, aber dein Gesicht soll von diesem abgewendet sein. Du sollst dich da hinsetzen und die Axt schleifen, und was auch zu dir gesprochen wird, du sollst nichts anderes erwidern als: „Ich schleife, ich schleife". Wie schlimm es auch zu beiden Seiten von dir zugeht, du sollst nicht aufsehen, sondern fest auf die Axt hinabschauen, denn sonst geht es dir schlecht und die Trolle fassen dich. Wenn es gegen Mitternacht geht, kommen die Trolle lärmend aus allen Windrichtungen, Gold und kostbare Kleinodien

schleppend, welche sie um dich in grossen Haufen schichten, und sie zeigen dir all dies Gut, um zu versuchen, dich aufschauen zu machen. Dann beginnen sie zu dir zu reden, Grimassen zu schneiden und alles mögliche anzustellen. Aber haben die Unholde weder vermocht, dich zu verlocken, die Augen auf das Gold zu wenden, das sie neben dich gelegt haben, noch dich so bange gemacht, dass du sie aus Angst vor ihnen anschaust, noch dich zu einer Antwort vermocht, so fassen sie den Schwanz am Kalbsfell, um es wegzuziehen; da gilt es nun Glück zu haben und mit der Axt den Schwanz ganz am Ende abzuschlagen, ohne dass eine Scharte in die Axt kommt. Gelingt dir das, so bist du ein Glückskind; denn dann verschwinden die Trolle ihres Weges und du gewinnst da alle Kleinodien und alles Gold, das neben dich gelegt worden ist; glückt es dir aber nicht, so bekommen die Trolle Gewalt über dich, und du kehrst nicht heil von dieser Fahrt zurück.

XVI. Der Siegstein.

Es ist gut, den Siegstein zu besitzen und ihn an sich zu tragen, denn der Mann, der ihn hat, gewinnt immer den Sieg, wo er auch im Kampfe steht, ihm geschieht kein Schaden, wo er auch fährt, weder von Menschen noch Trollen, sondern das Glück folgt ihm, alles geht nach seinem Wunsche und alle sind ihm wohlgeneigt. Darum ist es nicht zu verwundern, dass die Leute gern einen solchen Stein wollen, der so viel Gutes mit sich bringt, aber kein Mensch weiss, wo dieser kostbare Stein zu finden ist; aber der Rabe weiss es, und nun soll gesagt werden, wie du es machen sollst, dass der Rabe nach dem Siegstein fliegt und ihn von sich gibt.

So geht die Erzählung der Leute, dass der Rabe im Februar sich begattet, im März Eier legt und im April brütet. Wenn nun der Rabe Eier gelegt hat, soll man hinauf auf die Klippe oder in die Schlucht steigen, wo der Rabe das Nest hat; dort muss man versteckt sitzen, den Raben nichts von sich merken lassen und ruhig warten, bis der Rabe vom Nest fliegt. Da muss man rasch sein, zum Nest zu schlüpfen, die Eier zu nehmen, sie hart zu kochen und wieder ins Nest zu legen, ehe der Rabe wieder heimkommt, so dass er nichts schlimmes vermutet; der muss rasch sein, der das ausführen soll. Der Rabe kommt da wieder zurück ins Nest und legt sich auf die Eier; aber wenn er nun die ganze Brütezeit gelegen, beginnt er ungeduldig zu werden, denn er sieht, dass noch keines aufgepickt ist, und es wird ihm langweilig, länger zu sitzen. Da beschliesst er, nach dem Siegstein zu fliegen und sich ihn zu suchen, um ihn in das Nest zu den Eiern zu legen, um sie ausgebrütet zu bekommen; aber der Mann muss dort stehen und entweder den Raben erschiessen und ihm den Stein aus dem Schnabel nehmen, oder ihn den Stein zu den Eiern legen lassen und dann plötzlich über ihn kommen, ehe er die

gekochten Eier ausgebrütet hat; denn dann fliegt er mit dem Stein wieder dorthin zurück, wo er ihn geholt hat.

XVII. Der Riese und die Alte.

Nördlich von dem Dorfe „zu Eið", zu äusserst in dem Sund zwischen Eysturoy und Streymoy, stehen vor dem Lande zwei grosse Klippen, welche der Riese und die Alte genannt werden, er weiter draussen und sie näher dem Lande, und durch den Sund zwischen ihnen kann man rudern, wenn es ruhig ist. Über diese Klippen geht die Sage, dass Island einmal die Föroyer zu sich nach Norden zu schaffen gedachte und deshalb einen grossen Riesen und sein Weib sandte, um sie nordwärts zu tragen. Sie kamen beide zu dem äussersten Berge, welcher Eiðskoll heisst und am weitesten gegen Nordwesten liegt. Der Riese blieb draussen in der See stehen, während die Alte auf den Berg ging, um das Tragband um die Last zu befestigen, die er tragen und die sie auf ihn schieben sollte. Der erste Griff, den sie machte, war so fest, dass der „äussere Hügel" absprang; sie versuchte daher das Tragband an einer anderen Stelle des Hügels zu befestigen, aber es wollte ihnen nicht recht gehen; — der Grundboden war fest und die Inseln nicht leicht fortzurücken. So wird erzählt, dass die Alte noch auf dem Hügel stand, als sich die Finsternis zu heben begann; — sie fürchteten sich vor dem Tage und sie eilte schleunigst zu dem Riesen hinab, welcher im Meer stand und auf sie wartete; aber allzulange hatten sie verweilt, denn in demselben Augenblick, als sie sich unter dem Hügel trafen und ihres Weges nordwärts nach Island zurückwaten sollten, der Riese voran und die Alte hinter ihm, da erhob sich die Sonne aus dem Meere und sie wurden darum beide zu Stein, und stehen nun und schauen gegen Island, aber kommen nicht vom Fleck.

Andere sagen, dass sie gesandt waren, um Korn von den Föroyern zu holen, weil daheim in Island Kornmangel herrschte. Das sieht man, dass die Alte eine Art Bündel oder Sack am Rücken hat.

XVIII. Das Seehundweibchen.

Die Seehunde sind zuerst von Menschen gekommen, welche sich selbst hinabgestürzt und in der See ertränkt haben. Einmal in jedem Jahre, und das ist in der dreizehnten Nacht[1]), ist es ihnen gegönnt, aus dem Balg zu schlüpfen, und da sind sie anderen Menschen gleich; sie vergnügen sich da mit Tanz und Spiel nach der Weise der Menschen auf dem Steingrund am Strande und in den Klippenhöhlen.

Nun geht die Sage, dass ein Bursche auf dem südlichen Hofe in Mikladal das gehört hatte, dass die Seehunde in der dreizehnten Nacht in

1) Epiphaniasnacht.

einer Höhle unweit des Hofes zusammenkämen. Er ging daher am Abend hinab, um sich zu überzeugen, ob das wahr sei oder nicht, was von ihnen erzählt wurde. Er versteckte sich unter einem Steine vor der Höhle; nach Sonnenuntergang sah er eine Menge von Seehunden herbeischwimmen; als sie ans Land gekommen waren, fuhren sie aus den Häuten und legten sie auf den Steingrund am Strande ab und nun glichen sie richtig anderen Menschen. Der Mikladalsbursche fand sein Vergnügen daran, sie unter dem Steine, wo er verborgen lag, zu beobachten. Nun sah er ein wunderschönes Mädchen aus einem Seehundsbalg schlüpfen, und ihn fasste gleich Verlangen nach ihr, und er achtete deshalb genau darauf, wohin sie ihr Fell unweit von ihm gelegt hatte. Der Bursche schlich nun heimlich hin, nahm die Haut zu sich und verbarg sich dann wieder unter dem Steine. — Die Seehunde tanzten und vergnügten sich die ganze Nacht; aber als der Tag zu grauen begann, fuhr jeder wieder in seinen Balg. Aber das Mädchen, das vorher genannt worden ist, fand ihre Haut nicht wieder und ging, suchte nach ihr und begann zu klagen und sich jämmerlich zu härmen, denn da war die Nacht vergangen und die Stunde des Sonnenaufgangs gekommen. Aber ehe sich die Sonne aus dem Meere erhob, bekam sie Witterung von der Haut beim Mikladalsburschen und musste ihr deshalb zu ihm nachgehen: sie bat ihn nun so flehentlich und mit guten Worten, ihr die Haut zurückzugeben, aber er wollte nicht auf sie hören und ging die Schlucht aufwärts nachhause, und sie musste ihm der Haut nach, die er mit sich trug, folgen. Er nahm sie nun zu sich und sie lebten gut miteinander wie andere Ehegatten. Aber er musste immer auf der Hut sein, sie nicht zur Haut kommen zu lassen; er verbarg sie daher in der Kiste, versperrte diese gut und trug den Schlüssel am Leib. Eines Tages war er ausgerudert, und wie er da draussen auf dem Meere sass und einen Fisch aufzog, kam seine Hand zufällig an den Gürtel, wo der Schlüssel gewöhnlich hing; da fuhr es durch ihn, denn er wurde erst jetzt gewahr, dass der Schlüssel vergessen war, und er rief in Sorge und Schmerz: „Heute werde ich verwitwet!“ Alle zogen ein und setzten sich an die Ruder, um schleunigst heimzurudern. Als der Mikladalsmann nachhause kam, sah er, dass das Weib verschwunden war, aber die Kinder, die sie zusammen hatten, sassen ruhig daheim. Damit ihnen nichts zum Schaden gereichen sollte, während sie allein drinnen sassen, hatte sie das Feuer auf dem Herde verlöscht, Messer und alles Scharfe unter Schloss und Riegel gebracht. Als sie das gethan hatte, war sie zum Strande hinabgesprungen, in die Haut gefahren und hatte sich in die See gestürzt. Sie hatte den Schlüssel gefunden, als der Mann ausgerudert war, schloss die Kiste auf und sah hier die Haut liegen und konnte sich nicht länger beherrschen. Davon ist das Sprichwort gekommen: „Er kann sich nicht mehr beherrschen als der Seehund, wenn er die Haut sieht.“ Gerade als sie in die See sprang, kam das Männchen, welches früher mit

ihr in Liebe zusammen gelebt hatte, an ihrer Seite auf, und nun schwammen sie beide von dannen; — alle diese Jahre hatte es hier gelegen und auf sein Weibchen gewartet. Als die Kinder, die sie mit dem Mikladalsmann hatte, zum Strand hinab kamen, sah man einen Seehund vor dem Lande liegen und auf sie schauen, und alle dachten, das möchte ihre Mutter sein. So vergingen viele Jahre danach, ohne dass etwas vom Bauer auf dem südlichen Hofe oder den Kindern des Seehundweibchens zu sagen ist. Aber so geschah es einmal, dass die Mikladalsmänner auf den Paarungsplatz hinaus wollten, um Seehunde zu schlagen, und die Nacht vorher kam das Seehundweibchen im Traume zum Bauern und sagte ihm, wenn es so geschähe, dass er mit jenen auf den Paarungsplatz ginge, so solle er wissen, dass sie das Männchen, welches vorn vor der Höhle liege, nicht erschlagen dürften, weil das ihr Gatte sei, und die zwei Jungen, welche im innersten der Grotte lägen, müssten sie schonen, weil das ihre Söhne seien, und sie gab ihm an, wie sie gefärbt waren. Aber der Bauer schenkte dem Traume keine Beachtung; er ging mit den Mikladalsmännern auf den Paarungsplatz, und sie erschlugen alle Seehunde, welche dort waren. Bei der Verteilung erhielt der Bauer das ganze Männchen und die Vorder- und Hinterbeine der Jungen. Zum Nachtmahl hatten sie das Haupt, die Vorder- und Hinterbeine gekocht, und als es vorgesetzt wurde, hörte man ein Krachen und grosses Getöse, und das Seehundweibchen kam da als der hässlichste Troll in die Rauchstube, schnupperte in den Trog und rief zornig: „Hier liegt der Alte mit der aufgestülpten Nase, die Hand Háreks und der Fuss Fríðriks — gerächt ist und gerächt soll das an den Mikladalsmännern werden, und sollen etliche ertrinken und etliche von den Wänden und in die blauen Klüfte stürzen, und soll das fortdauern, bis so viele dahingegangen sind, dass sie sich an den Händen halten und ganz Kallsoy umspannen können.“ Als sie das gesagt hatte, ging sie wieder mit grossem Getöse und Gepolter hinaus und wurde nicht mehr gesehen. — Es ist leider nicht so selten gewesen, dass man Unglücksnachrichten aus Mikladal gehört hat, dass Männer im Gebirge abgestürzt sind, wenn sie auf die Wände stiegen, um Eidervögel zu fangen, oder in den Bergen Schafen nachgingen; — die Zahl ist noch nicht voll geworden, so dass die, welche abgeschieden sind, genügen würden, Kallsoy zu umspannen.

Bei Skálavík in Sandoy ist ein Paarungsplatz, der „í Bláfellsskúta“ heisst, und über ihn geht dieselbe Sage, welche hier vorher erzählt worden ist. Trónd und Niklas, Vater und Sohn, waren die ersten Menschen, welche hier in der Siedelung „auf der Klippe“ (á Hamri) ein Haus errichteten. Demmus (Nikodemus), der Sohn Niklas', ging in der dreizehnten Nacht auf den Paarungsplatz, nahm das Fell, aus welchem ein schönes Weibchen gefahren war, ging heim mit dem Seehundsfell, und das Weibchen folgte ihm auf dem Fusse (andere sagen, dass der Vater Demmus' das Seehundweibchen heimbrachte). Er versperrte die Haut in der Kiste und

BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA W TORUNIU

hatte den Schlüssel am Hosengurt befestigt. Eines Tages war er auf der Ausfahrt und hatte andere Hosen angezogen und nicht daran gedacht, den Schlüssel an diesen anzubringen, und so verlor er sein Weib. Als er vom Meere heimkam, stand das Weib als Robbe an dem Klippenrand aussen vor dem Dorfe. Hier in Skálavík werden Leute genannt, welche ihr Geschlecht von dem Seehundweibchen herleiten.

XIX. Óli der Starke und Tór der Starke.

Früher in alten Zeiten lebte in Gásadal auf Vágar ein Riese, welcher Tór der Starke genannt wird, und in Mikines wohnte zu derselben Zeit ein Mann, der Óli der Starke genannt wird. Tór, der Thalbewohner, beabsichtigte den Mikinesbewohner zu töten und die Insel für sich zu gewinnen; er ging daher aus dem Thal auf den Líraberg hinauf und sprang von dort über den Fjord, hinaus in die Borgarschlucht im Borgardal, östlichst auf Mikines; die Fussspuren stehen noch nach ihm in den Felsen beiderseits dort, wo er gesprungen. Der Mikinesbewohner hatte seinen Sitz westlich auf der Insel; Tór hatte deshalb einen langen Weg über Thäler und Berge zu gehen, ehe er ihn fand; doch der Weg wurde ihm nicht lang, mit seinen langen Beinen stapfte er im Handumdrehen westwärts über die Insel. Als er mit gespreizten Beinen die Bergwand herabkam, sah ihn der Mikinesbewohner und Furcht befiel ihn, denn dieser grosse Riese war schrecklich anzusehen. Er sprang deshalb auf die Füsse und lief, so schnell er konnte, westwärts über die Insel davon; aber als er westwärts über die Schlucht gekommen war, war nicht mehr viel zwischen ihnen. Das Herz begann Óli deshalb bis in den Hals zu schlagen und er begann sich heftig zu fürchten und rief den Notruf: „Zerreisse die Schlucht!“ und damals geschah es, dass Mikinesholm sich von der Insel loslöste und der Sund dazwischen kam. Das ist sichtbar an den Uferwänden beiderseits, dass der Holm und die Insel miteinander verwachsen gewesen sind; wo Höhlen in der einen Uferwand sind, ragen gerade gegenüber Klippen heraus an der anderen Wand. — Als der Riese diesen mehr als 20 Faden breiten Schlund vor sich und den Holm sich loslösen sieht, ruft er: „Reisse, was reissen will, ich springe darüber.“ Er setzte hinüber und dort draussen auf dem Holm begannen nun beide zu kämpfen, weil der Mikinesbewohner sah, dass keine andere Möglichkeit zu wählen war, als dem Riesen Stand zu halten und Kraft und Stärke zu erproben. Sie rangen hart und lange und wühlten die Erde bis zu ihren Knöcheln auf; — das heisst „í Trakki“ [„Stelle, wo gestrampelt worden ist“] und hier ist kein Gras seither gewachsen, obwohl der ganze Holm sonst durchaus mit langem Grase vom obersten Berggrat bis zu den Strandklippen hinab bewachsen war. Endlich drückte der Mikinesbewohner den Riesen auf die Kniee nieder, drückte ihm ein Auge aus und drohte ihn zu töten. Aber der Riese wollte das Leben nicht verlieren und begann

nun um Gnade zu bitten und versprach Óli drei seltene Dinge, wenn er ihm Leben und Sicherheit schenken wollte. Das erste, was der Riese geben wollte, um sich vom Tode zu lösen, war ein grosser Wal, der jährlich in die Hvalaschlucht hier auf Mikines kommen sollte; das zweite war, dass ein grosser Baum in einer Schlucht angetrieben werden sollte, welche nicht weit von jener ist und Viðarhellisschlucht genannt wird; und das dritte war ein Vogel, der sich auf keiner anderen Insel der Föroyer setzen oder brüten sollte, als auf Mikinesholm. Aber er legte die Bedingung zu den Gaben, dass niemand, der in Zukunft sich hier auf der Insel niederliesse und von ihnen geniessen wolle, sie tadeln oder verspotten dürfe. Der Mikinesbewohner ging auf diese Bedingungen ein und nahm das Anerbieten Tórs an; so verglichen sich beide und lebten ihr ganzes Leben zusammen. Westlichst auf der Insel, auf der Bergkuppe draussen auf dem Holm, wurden sie jeder in seinen Hügel beigesetzt, als sie starben; noch heute heisst der eine Hügel Óli der Starke, welcher nördlicher ist, und hier ist der Mikinesbewohner begraben; der andere heisst Tór der Starke, wo der Thalbewohner begraben ist.

Der Riese hielt wohl, was er versprochen hatte; jährlich zur Heuzeit kam der grosse Wal in die Hvalaschlucht, aber jetzt kommt er nicht mehr, denn die Mikinesleute vergassen, dass sie über ihn nichts böses sagen durften und so hielten sie ihren Spott mit ihm, weil er nicht mehr als ein Auge hatte und sie lästerten ihn, weil sie Durchfall bekamen, als sie sein Fleisch assen, — so verschwand der Wal und kam nicht wieder. — Der Baum kam im Frühjahr, aber ging bald desselben Weges wie der Wal; denn sie lästerten ihn, dass er krumm und knotig sei und sie fluchten darüber, weil sie ihn jährlich dazu benutzen mussten, eine Kapelle zu erbauen; aber die Kapelle wurde jährlich vom Winde umgestürzt, wenn das Treibholz kam, und vom Berge weggeweht; — sie glaubten daher keinen Nutzen von dieser Gabe zu haben, und so verschwand sie. Der Vogel, der das dritte war, was der Riese versprochen hatte, war die „Súla“[1]); sie kam in grossen Schwärmen auf die Bergabsätze auf dem Holm und auf die Klippen auf ihm. Aber die súla will kein Mikinesmann tadeln oder verspotten, damit sie sie nicht verlieren sollen, denn sie ist eine gute Unterstützung für die, welche an der Brandung sitzen und selten zur Ausfahrt auf das Meer kommen. Wenn jemand von den Hauptinseln nach Mikines herauskommt und die Súla lästert, dass ein übler Geruch von ihren Federn ausgehe, oder anderes dergleichen, so verbessert das der Mikinesmann, der solches hört, und sagt: „Ein guter Vogel ist sie nichtsdestoweniger, und ein hochgeborener Vogel, der „træl“ [Knecht] zu jedem Menschen sagt“ (so lautet ihr Ruf). Aber die Súla setzt sich auf keiner anderen Insel als

1) deutsch „Bassangans“, „Tölpel“; vergl. die Anmerkungen am Schlusse der Übersetzung.

in Mikinesholm auf des Land, ausser wenn sie sterben soll, und doch sieht man sie weit umher über den Fjorden zwischen den Inseln fliegen. Die Súla besucht den Holm zurzeit der Paulsmesse [Februar] und ist dann auf den Vogelbergen bis zur Martinsmesse [November], wo die Jungen ganz flügge sind; dann ist sie den ersten Teil des Winters fort.

XX. Wälder auf den Föroyern.

Die Föroyer waren ehemals bewaldet; hier findet man deshalb noch in der Erde grosse Wurzelstöcke im Torf auf den Torfheiden, in den Steinkohlen sieht man dicke Äste und Laubblätter; solches beweist, dass hier früher Wald gewachsen, aber nun ist alles in die Erde versunken. Es wird erzählt, dass, als Olaf der Heilige in Norwegen herrschte, Gesandte von den Föroyern ausfuhren, um ihn zu treffen. Er sagte zu ihnen, dass ihm die Steuer zu klein dünkte, welche ihm von den Inseln zuging; deshalb fragte er sie, was auf den Föroyern wüchse. Die Gesandten sagten schlechtes davon aus, sie sagten, dass dort nichts sei als Sand und Steine, Moore und Heiden. Als der König dies hörte, rief er aus: „So werde, wie davon gesagt ist! wende sich nach unten, was oben gewesen ist, und wende sich aufwärts, was unten gewesen ist.“ Da sanken die Wälder nieder in die Erde und anstelle der schönen Gefilde kamen Moore, Lehmfelder und Sand. Deshalb sind die Inseln nun so beschaffen. Die Basaltsäulen einer Klippe auf Mikines gleichen Bäumen; — das sollen Bäume sein, die zu Stein verwandelt wurden, als König Olaf „So werde“ zu den Gesandten sagte, welche ihm sagten, dass keine Wälder auf den Föroyern wüchsen.

XXI. Svínoy.

Das ist eine Erzählung der Leute, dass Svínoy, wie andere der Inseln, zuerst eine schwimmende Insel war. Sie tauchte im Norden auf, aber wurde selten von Leuten gesehen, da sie meist Nebel mit sich brachte, und selbst in Dunst gehüllt war. Nun soll gesagt werden, wie es zuging, dass sie eine feste Insel wurde. Im Dorfe „zu Viðareið“ auf Viðoy hatten die Leute eine Sau, aber keinen Eber, und doch war die Sau jährlich trächtig und hatte Ferkel. Alle wunderten sich sehr darüber und konnten nicht begreifen, wie das zuging. Die Leute sagten nun, dass sie sie mitunter im Dorfe vermisst hätten, aber dass sie immer bald zurückgekommen wäre. Eines Tages lief sie hurtig nach Osten durch das Dorf und über die Landenge gegen die Eiðsbucht. Ein Weib wurde ihrer habhaft und band einen Schlüsselbund an ihren Schweif; die Sau stürzte sich in die See und schwamm vom Lande. Bald darauf sehen die Leute in Viðareið die Insel südlich von der Landenge auftauchen. Sie bemannen so rasch als möglich ein Boot und rudern zur Insel, und nun konnten sie sie sowohl finden, als an ihr landen. Als die Sau Eisen auf sie gebracht hatte, wurde sie fest,

und gleich wurde es hell im Nebel, der über ihr gelegen, und dort hat sie seitdem gelegen. Aber sie nannten sie Svínoy, weil sie voll von Schweinen war, als sie auf sie kamen, und ein Schwein sie am Grunde befestigt hatte, so dass sie nicht länger eine schwimmende Insel war; aber auf ihr war es gewesen, wo sich die Viđareiđssau ein Männchen gesucht hatte.

XXII. Mikines.

Mikines ist nach der Erzählung der Leute eine schwimmende Insel gewesen. Ein Mann in Sörvág [Dorf auf der Insel Vágar], der immer ausruderte, fürchtete sich sehr vor den grossen Walen draussen im Meere, und da er kein Biebergeil hatte, um sie zu verscheuchen, gebrauchte er dazu Stierdreck, den er in die See warf, wenn Wale nahe beim Boote waren. Als er nun auf dem Meere draussen ist und westlich an Vágar vorbeitreibt, sieht er eine grosse Insel aus dem Dunst auftauchen; alle ziehen ein und rudern schleunigst zur Insel. Der Sörvágsmann, der sie zuerst erblickt hatte, warf den Dreck auf ein Vorgebirge, zu dem sie kamen, und stieg dann selbst auf das Land; da wurde die Insel durch den Dreck befestigt, der auf den Vorsprung geworfen war, und daher soll die Insel den Namen Mykjunes (Dreckvorgebirge) bekommen haben. Andere nennen sie Mikines von dem grossen Vorgebirge [av tí mikla nesinum] an der äussersten Ostspitze der Insel, welches Núgvunes heisst.

In anderen Erzählungen wird berichtet, dass einmal ein Riese war, welcher auf den Föroyern wohnen wollte, aber die Inseln, die ihm am besten gefielen, waren allzu klein, und deshalb gedachte er, mehrere zusammenzulegen. Erst kam er nach [der Insel] Koltur und legte sie dorthin, wo sie nun liegt. Dann fuhr er nach Skúvoy, um sie herbeizuziehen und an Koltur zu befestigen. Aber die Skuvoyinger fragten ihn, ob das voller Ernst sei, dass er auf der Insel wohnen wolle, welche Kálv der Kleine gehabt habe. Als der Riese das hört, dass ein Kalb Skúvoy gehabt habe, wollte er es nicht haben und dankte ihnen, dass sie ihm davon gesagt hatten, gab ihnen grosse Gaben dafür und fuhr dann weg. Nördlich vom Lande fand er nun eine grosse Insel, die ihm passend für ihn dünkte, darauf zu wohnen; er zog sie daher südwärts im Meere, aber als er gerade westwärts Vágar gegenüber gekommen war, konnte er sie nicht weiter bringen. Er lag gegen eine Woche dort und strengte sich an, die Insel südwärts nach Koltur zu schaffen, aber er war nicht imstande, sie weiter zu schaffen, er konnte sie nicht von der Stelle rühren. Zornig im Sinn, sagte er da: „Bei meinem Leben, bei meinem Leben! habe ich die Insel vorher emporgebracht, so kann ich wohl auch diese unter die Oberfläche bringen;“ denn er gönnte keinem anderen auf der Insel Mikines zu wohnen, als sich selbst. Noch heute sollen die Leute bisweilen eine Insel nördlich von Vágar sehen; hohe Gebirge sind auf ihr

sichtbar, tiefe Thäler und weisse Wasserfälle; am häufigsten haben sie die Sörvágsmänner, oft deutlich, gesehen, wenn sie auf den Grasgängen waren, um die Schafe zu bewachen, dort, wo man das Nordmeer überblickt. Darum ist es nicht zu verwundern, dass die Mikinesleute in Sorge sind, wenn zu ihnen die Nachricht gebracht wird, dass wieder jemand diese Insel gesehen hat; wer weiss, ob der Riese nicht noch lebt und Mikines ins Meer versenken kann, um jene Insel von Norden herüberzuschaffen und zu befestigen, wo er sie haben will?

XXIII. Das Eiriksriff.

Unweit vom Tindholm ist ein Riff, welches Eiriksriff genannt wird; dort ist bisweilen selbst bei herrlichem Wetter und glatter See Brandung; am meisten brandet es bei trockenem Wetter, Hitze oder harter Kälte. Von diesem Riff haben wir die Sage, welche hier erzählt werden soll.

Zwei Brüder, Símun und Eirik, besassen alles Land, welches an dem Dorfe „zu Bö“ auf Vágar liegt; sie hatten eine Schwester, welche mit dem Bauer zu Hús in Miðvág [Dorf] verheiratet war. Diese beiden konnten nicht darüber einig werden, das Land unter sich zu teilen; darum sollten sie zum Lögmann fahren, um ihn zwischen ihnen teilen zu lassen. Eines Tages war Símun auf der Ausfahrt, aber Eirik sass inzwischen zuhause und schärfte die Axt. Am Abend, als das Boot an das Land legt, geht Eirik eiligst zum Strand hinab zu ihnen und sagt zu Símun, er solle nun schleunigst mit ihm zum Lögmann fahren, um Entscheidung über die Landteilung und das Erbe zu erhalten. Símun sagt, er sei sowohl hungrig als durstig und habe es notwendig, andere Kleider anzuziehen; doch Eirik wollte nichts davon wissen, dass er sich dem sofortigen Gang entziehe, nun, da es gelte, diese Fahrt zu unternehmen. Símun gab ihm nun nach und ging mit ihm; er war durstig und legte sich nieder, um aus dem Flusse zu trinken, der die Skataschlucht zwischen Bö und Sörvág herabfliesst; — Eirik nimmt nun die Axt und schlägt seinem Bruder den Kopf ab. Eirik geht nun zu Fuss um den Teich (Sörvágsvatn) herum und nach Miðvág. Als er gegen die Felder in Hús rennt, sieht ihn die Schwester und kommt heraus, um ihn zu fragen, welcher Teil des Landes Símun zugefallen sei; er antwortet, dass das der Teil sei, der dem Friedhof am nächsten ist. Er lief dann von hier nach Sandavág; ein Boot stand hier am Sande, Eirik war nicht imstande, es zu ziehen, sondern wandte es immer um, bis er es zur See gebracht hatte; so machte er das Boot flott. Die Schwester argwöhnte sehr aus der Antwort, die ihr Eirik gegeben hatte, dass er Símun getötet haben möchte, und bat darum ihren Mann, sich aufzumachen, um seinen Tod zu rächen. Der Bauer eilte mit der Axt in der Hand Eirik nach, aber als er auf den Sand herabkam, hatte Eirik vom Lande abgestossen; er warf da die Axt nach Eirik, aber sie fiel auf den Steven und

beschädigte den Mann nicht. Eirik fuhr nun zum Bischof in Kirkjubö, um den Mord anzuzeigen, und der Bischof versprach, dass ihm der Mord verziehen sein sollte, wenn er der Kirche gute Bussen und dem Bischof jährlich einen fetten Ochsen gäbe; das liess der Bischof alles auf einen Holzstab einschneiden, dass nun die letzte Busse für Símun in Bö erloschen sein sollte. Als Eirik die Bussen bezahlt hatte, welche ihm auferlegt waren, fuhr er nach Westen zurück, die ganzen Vágawände vorbei; obzwar das eine gefährliche Fahrt war für einen Mann, hatte er doch das Glück, durch die harte Strömung und die hohen Wogen den ganzen langen Weg zu kommen. Er war nun durch den Dragasund in das tote Wasser und die glatte See innerhalb der Klippen und Tindholm gekommen, und sah nun das Dorf in Bö und das ganze Land vom Gebirge bis zum Strande, das er nun allein besass; er glaubte nun allen Gefahren entronnen zu sein, nahm den Stab und begann froh zu lesen, was darauf stand; — nun glaubte er, brauchte er vor nichts bange sein zu müssen. Als er nun in diesen Gedanken sass und nicht daran dachte, Gott zu loben und zu danken, der ihn über das Meer geführt hatte, oder ihn zu bitten, ihm den Mord zu vergeben, da erhob sich die Woge vom Grunde und ein Riff kam empor, wo es früher nicht gebrandet hatte, der Wirbel wälzte das Boot um und zog Eirik auf den Grund. Später trieb die Leiche in die Skataschlucht und hatte noch den Stab des Bischofs in der Hand. Daher heisst dieses Riff noch heute das Eiriksriff.

XXIV. Die Schaukelsteine.

In der Nähe der Siedelung Vík (im [Dorfe] Oyndarfjord)[1]) stehen unweit vom Lande zwei grosse Steine [in der See], welche immer hin und her wackeln. Wenn es Windstille und heitere See ist, sieht man das, wenn ein Seil vom Lande auf den Stein, der dem Lande zunächst ist, gelegt wird, dass er keinen Moment ruhig ist. Wie natürlich, wackelt er stärker, wenn die See unruhig ist. Dieser Block ist ungefähr fünf Faden hoch, vier lang und drei breit. Man kann nicht recht begreifen, wie das zugehen kann, dass sie so immer und ewig hin und her wanken können, ohne vom Grunde, auf dem sie stehen, abgerieben zu werden. Aber die Sage erzählt, dass das ein Zauberweib war, welches bewirkte, das dem so ist, und folgendermassen trug sich das zu: Zwei Vikingerschiffe kamen nach Eysturoy, die Besatzung legte ans Land, wo Dörfer waren, und raubte das Vieh und erschlug die Leute. Sie waren vom Süden gekommen und in den Dörfern im östlichen Teil der Insel gewesen, kamen nun aus dem [Dorfe] Fuglafjord und ruderten beständig den Strand entlang; als sie nun aus dem Fjorde heraus gegen die Siedelung in Oyndarfjord kamen, kam

1) Die Dörfer (bygd) zerfallen meist in kleinere Gruppen von mehreren Häusern (býtlingur „Siedelung“).

die Alte heraus, verzauberte die Schiffe, so dass sie in jene grossen Steine verwandelt wurden, und verdammte sie hier zu stehen und zu schaukeln in alle Ewigkeit.

(Schluss folgt.)

Der Matronenkultus in Germanien.

Von **Friedrich Kauffmann.**

Im ersten vorchristlichen und noch mehr im ersten nachchristlichen Jahrhundert treten in steigender Progression die Barbaren der nördlichen und westlichen Provinzen in den Gesichtskreis der ewigen Stadt. Trotz der Verschiedenheit der Abstammung haben sich die Nationen in erstaunlicher Ausdehnung zu friedlichem Nebeneinander vereinigt. Die intensivsten Kulturströme sind von der glanzvollen Metropole des orbis Romanus nach allen Richtungen hin ausgestrahlt und in verhältnismässig sehr kurzer Zeit sind die Provinzen aus ihrer Passivität herausgetreten. Die materielle und intellektuelle Kultur der römischen Provinzialen hat diese schroff von den stammverwandten Nachbarn, den freien Barbaren losgerissen. Einer der wichtigsten Faktoren war die mit der Ausstrahlung der Kulturelemente verbundene Ausbreitung der lateinischen Sprache. Sie hatte zur Folge, dass die gesamte Kulturarbeit der romanisierten Provinzialen, die doch nur zum Teil auf römisches Kapital sich stützte, römischen Stempel trug[1]). Mit reichen Zinsen hat die Barbarenwelt die Zuwendungen der kaiserlichen Regierung gelohnt.

Das gesegnete Gallien hat, nachdem es in die römische Interessensphäre einbezogen war, eine grossartige Wirksamkeit entfaltet. Dabei war die Nationalität der keltischen Bevölkerung geschont worden, soweit es sich nur irgend mit der Reichseinheit vertrug[2]). Gallier in den höchsten Ehrenstellen sind schon im ersten christlichen Jahrhundert nichts seltenes. Sie haben Provinzen regiert und Legionen befehligt. Die Pflege höherer Bildung auf den gallischen Hochschulen war von keiner anderen Provinz erreicht und bewahrte noch über die römische Kaiserzeit hinaus ihre Anziehungskraft. Der Grossverkehr römischer Bürger und Kaufleute in den blühenden Städten Südfrankreichs hat die gallische, mit glücklicher

1) Die Folgen dieser Thatsache erstrecken sich bis auf die Ausübung religiöser Handlungen. Der Römer hat dem Barbaren nicht nur aus seiner Sprache die Namen für die Gottheiten gegeben und die fremden Beinamen latinisiert, er hat ihn auch den römischen Brauch der Kultäusserung gelehrt. Die Weihsteine, welche die Inschriften tragen, die Bildwerke, welche den Schmuck abgeben, sind bis auf den letzten Meisselstich römisch (Siebourg, Westdeutsche Zeitschrift VII 100)

2) Th. Mommsen, Römische Geschichte V 76 ff. O. Hirschfeld, Beiträge zur Geschichte der narbonensischen Provinz. Westd. Zeitschr. VIII 119 ff.

Empfänglichkeit ausgestattete Bevölkerung schnell und tief mit Bildungsstoffen durchsetzt — und trotzdem haben nationaler Glaube und nationale Sprache zähen Widerstand geleistet.

In Blut und Eisen sind die Denkmale gezeichnet, welche den welthistorischen Anteil der Germanen am Bestande der römischen Kulturwelt verewigen. Es war ein Soldatengeschlecht. Fast überall ist der Germane Rom gegenüber hemmend oder zerstörend aufgetreten (Mommsen, Röm. Gesch. V 153 f.). Kein glänzendes Bild zeigt uns die Ahnen in Mitwirkung an den Künsten des Friedens oder an den Problemen der Wissenschaften[1]). Nicht einmal die „Mischkultur" in den rheinischen Provinzen hat es zu origineller Kraftäusserung eigenen Stils gebracht. Sofern nicht das militärische Interesse die Leidenschaften der Germanen erregte, ist in den letzten Jahrhunderten des römischen Kaisertums bei einzelnen gross angelegten Naturen die höhere Politik und Staatskunst das Ziel des Ehrgeizes. Ich sehe von den grossen gotischen Generalen ab und weise nur auf den edelsten und trefflichsten in der erlesenen Schar, auf Stilicho. Höchst bedeutsam tritt in den staatsmännischen Verdiensten dieses Wandalen die Rolle zu Tage, die er im Kampf zwischen Heidentum und Christentum gespielt hat (vgl. Th. Birt, De moribus christianis quantum Stilichonis aetate in aula imperatoria occidentali valuerint disputatio. Marburg 1885).

Wenn Stilicho es gewesen ist, der die bürgerliche Gleichberechtigung der Heiden und Christen in sein staatsmännisches Programm aufgenommen hat[2]), drängt sich die Frage auf, wie überhaupt der Germane, sei es der hochgestellte oder der gemeine Mann, mit dem römischen Heidentum sich abgefunden habe. Die Christianisierung soll hier nicht gestreift werden.

Bis auf die Zeit von Stilicho waren Millionen von Germanen aus der Heimat ihrer Rechte, ihrer Sitte und ihres Glaubens in die Fremde gezogen. Wenn unsere Vorstellung von den Lebensanschauungen der alten Deutschen irgend begründet ist, so dürfen wir schliessen, dass im Verband der Sippe die religiöse Gebundenheit das individuelle Empfindungsleben aufs nachhaltigste beherrscht hat. Losgerissen von dem heiligen Kreis der Familie, mit der frommen Scheu vor der Allgewalt seiner Götter im Herzen, so ist das junge deutsche Blut unter die wilde Soldateska des römischen Heeres getreten. Wenn auch in einem deutschen Gemüt die Prachtbauten der Tempelanlagen ohne Eindruck geblieben sein mögen, so konnte doch das Beispiel der Kameraden die populären Soldatengötter ihm zugänglich machen. Wohl haben wir vereinzelte Zeugnisse, dass von den germanischen Heerführern in römischen Diensten der eine oder andere seinen Barbarengöttern treu geblieben sei. Wie stand es aber in diesem Punkte

1) Die Schrift des Censorinus, De die natali, ist in Mainz a. 238 geschrieben worden.
2) Vgl. H. Richter, Das weströmische Reich, S. 663.

mit der grossen Masse? Hat der deutsche Reitersmann, vom Gang der Ereignisse bald da bald dorthin verschlagen, den alten Göttern die Treue gehalten? Hat der deutsche Sklave, der in hartem Dienst die Kriegsgefangenschaft verbüsste, den Göttern des Olymp geopfert? Haben in römischen Städten deutsche Familien für ihr Haus die heimatlichen Kulte gepflegt, aber willig der Majestät des Augustus die schuldige Verehrung erwiesen? Das letztere ist jedenfalls unbedingt zu bejahen. War doch der Kaiserkultus des Civil- und Militärstandes nichts anderes als die unbedingt geforderte, gehorsame Anerkennung der römischen Autorität[1]).

Die Beantwortung der übrigen Fragen ist infolge der Mangelhaftigkeit unserer Überlieferung ausserordentlich erschwert. Um zu einer Lösung zu gelangen, müssen wir suchen, Schritt für Schritt vorwärts zu kommen. Im folgenden soll mit der vielverbreiteten Verehrung der Mütter eine Probe gemacht werden.

„Die Mütter! Mütter! — 's klingt so wunderlich!" Goethe hat sich selbst Eckermann gegenüber geäussert: „Ich kann Ihnen nichts verraten, als dass ich beim Plutarch gefunden, dass im griechischen Altertum von Müttern als Gottheiten die Rede gewesen. Dies ist alles, was ich der Überlieferung verdanke, das übrige ist meine eigene Erfindung" (Goethe's Gespräche VII 179). Plutarch, beziehungsweise sein Gewährsmann Posidonius, der Sicilien genau kannte[2]), berichtet nämlich im Marcellus (c. 20), in Engyion auf Sicilien habe ein berühmter Tempel gewisser Gottheiten gestanden, die man *ματέρας* nenne. Ausführlicher giebt uns die Aufzeichnungen des Posidonius Diodor (Bibl. hist. IV c. 79. 80). Er versteht unter den Müttern die Erzieherinnen des Zeus auf Kreta. Der Kult sei durch die mit Minos nach Sicilien eingewanderten Kreter dorthin verpflanzt worden. In den Tempel wurden ringsum aus der dortigen Gegend reiche Weihgeschenke gestiftet, weil man die Wohlfahrt und das Gedeihen von Stadt und Person von den Müttern ahhängig glaubte. Cicero (in Verrem IV 44) hat den Tempel für ein *matris magnae fanum* gehalten und man wird diese Annahme nicht so leichten Kaufes übergehen dürfen. Die *θεῶν μήτηρ*, deren Leib den mächtigsten Gott geboren, hat vorzugsweise für die Mutter Erde gegolten, in der geheimnisvollen Zurückgezogenheit des Waldgebirges thronend (*μήτηρ ὀρεία. μήτηρ Ἰδαία*). Sie ist vielfach der Demeter gleichgesetzt worden. Sie wird denn auch mit Persephone zusammen unter den sicilischen Müttern zu verstehen sein. Demeter bildet mit Persephone ein in Kult und Sage unzertrennliches Paar, daher sie gewöhnlich *τὼ θεώ* schlechthin genannt worden sind. Wenn sie sonst noch als *αἱ σεμναί* oder *αἱ πότνιαι* oder *αἱ δέσποιναι* zuweilen als *αἱ μεγάλαι θεαί* zusammengefasst werden (Preller, Griech. Mythol. I[3] 618),

1) Vgl. O. Hirschfeld, Zur Geschichte des römischen Kaiserkultus. Sitzungsberichte der Berliner Akad. 1888 S. 833 ff.

2) Vgl. Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde II 128.

so ist die Entwickelung der Terminologie zu den sicilischen μητέρες leicht verständlich. Ausserhalb Siciliens sind die Mütter im rituellen Sprachgebrauch überhaupt nicht nachweisbar. Zwei Inschriften auf Schleuderbleien, die bei Syrakus gefunden worden sind, beziehen sich zweifelsohne auf den Lokalkult. Sie lauten: *NIKH MITTEPΩN* und stammen aus der Zeit des zweiten Sklavenkrieges auf Sicilien (103—98 v. Chr.). Dazu kommt ein bei Palermo gefundenes Stück *NIKH MATEPOC* und zeugt dafür, dass die Kombination mit der θεῶν μήτηρ hohe Wahrscheinlichkeit hat (Inscript. Graec. Siciliae et Italiae ed. G. Kaibel [1890] no. 2407, 7). Nirgends auf italischem Boden ist eine Spur dieses sicilischen Mütterkultes nachzuweisen. Was Diodor und Plutarch berichten, trägt den Stempel einer antiquarischen Notiz, welche für die Zustände der Gegenwart aktuelles Interesse nicht mehr besass. Folglich ist ganz und gar ausgeschlossen, dass von Sicilien aus die Verehrung der Mütter in die römischen Feldlager und Städte Galliens, Spaniens, Britanniens und Germaniens verpflanzt worden sein könnte. Eine derartige Ausbreitung wäre doch nur verständlich, wenn Rom und Italien das Beispiel gegeben hätten.

Es handelt sich vielmehr um einen Kultus, der mit dem sicilischen nur den Namen gemeinsam hat. Schon die Dreizahl der *matres* und *matronae* auf den Reliefs[1]) der in den Provinzen gefundenen Denksteine steht mit der sicilischen Vorstellung anscheinend nicht im Einklang. Seit der planvollen und sorgfältigen Untersuchung von M. Ihm: Der Mütter- oder Matronenkultus und seine Denkmäler. Mit 3 Tafeln und 19 Holzschnitten (in den Jahrbüchern des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinlande, Heft LXXXIII, Bonn 1887, S. 1—200) wissen wir, dass der Mütterkultus der westlichen und nördlichen Provinzen ein Stück keltischer Gottesverehrung gewesen ist. Der Beweis lässt sich noch etwas detaillierter und schärfer führen, als dies schon bei Ihm geschehen ist.

Die älteste Inschrift, die wir kennen, stammt aus der Regierungszeit des Caligula (37—41 n. Chr.). Sie ist von Narcissus, dem Freigelassenen des Kaisers, gestiftet und bei Pallanza am Lago Maggiore gefunden worden:

> *Matronis sacrum pro salute C. Caesaris Augusti Germanici Narcissus C. Caesaris* (Ihm no. 35. CIL. V 6641).

Diese Inschrift ist von ganz besonderem Werte, weil sie durch ihr Alter selbständiges Zeugnis liefert für einen damals in den niederen Volkskreisen herrschenden gallischen Mütterkult. Aus dem Jahr 103 stammt eine zweite oberitalienische Inschrift (gef. zu Montorfano bei Como):

---

1) Über die bildliche Darstellung der Mütter verweise ich ein für allemal auf die Behandlung des Gegenstandes bei M. Ihm in der sogleich zu nennenden Abhandlung S. 37 ff. — Die einzelnen Inschriften werde ich nach der Sammlung Ihm's (S. 105 ff.) citieren.

Imp. Nerva Traiano V cos. matronis v. s. l. l. m. M. Catullius Mercator et M. Catullius Secundus (Ihm no. 64).

Um die Wende des 1. und 2. Jahrhunderts fallen die frühesten Denksteine Untergermaniens und erstrecken sich bis gegen die Mitte des 3. Jahrhunderts. Der Zeit nach zunächst stehen die genau datierten stadtrömischen Inschriften, welche von den Kaiserreitern (equites singulares) unter Traian, Hadrian und Antoninus Pius gestiftet sind. Die grosse Masse der mehr als 300 Inschriften gehört dem zweiten und dritten nachchristlichen Jahrhundert an. Die Inschriften Britanniens beginnen erst in der Zeit nach Hadrian. Von den Denksteinen Südfrankreichs ist nur ein einziger mit Sicherheit datiert (Ihm no. 394 a. 193—96).

Mit dem schon sehr zwingenden chronologischen Argument vereinigt sich, was wir über das Kultwesen der Mütter in Erfahrung bringen können. Unter der Inschrift von Pallanza befindet sich eine Opferdarstellung. Narcissus opfert, in der rechten hält er eine Opferschale über den Altar; links vom Beschauer befindet sich ein Flötenspieler, rechts ein Mann mit Krug und Opferschale, vor diesem ein Opfertier; auf der Rückseite des Steins drei Frauengestalten mit verschlungenen Händen nach rechts in tanzender Bewegung, auf den Seitenflächen je eine ähnliche Gestalt: wahrscheinlich um die Teilnahme der Frauen an den Opferhandlungen darzustellen (Ihm S. 49). Die stark überwiegende Mehrzahl der Weihungen stammt von Soldaten niederen Ranges. In Gallia Cisalpina finden wir unter den Dedikanten verschwindend wenige Soldaten, in Gallia Narbonensis überhaupt keinen, in Lugudunensis nur einen. In Rom dagegen gehören alle Dedikanten dem Soldatenstande an, in Britannien weitaus der grösste, in Germanien ein sehr beträchtlicher Teil. Mit der Darstellung auf dem Pallanzastein steht es in Übereinstimmung, dass gerade in Oberitalien die Zahl der von Frauen geweihten Steine verhältnismässig grösser ist als in den anderen Provinzen. Dieses gleichmässige Interesse der Bevölkerung an der Mütterverehrung fällt dafür sehr stark ins Gewicht, dass die gallischen Gebiete das Haupt- und Heimatland derselben gewesen sind. In Rom und Britannien finden wir unter den Dedikanten keine einzige Frau; zuweilen lösen auch Männer und Weiber ihr Gelübde zugleich, namentlich in Untergermanien. Man wird vorzugsweise an Veteranenfamilien zu denken haben.

Sehr wichtig ist ferner der Unterschied in den Dedikationen. Wie anderen Göttern sind den Müttern Tempel, Kapellen, Altäre geweiht worden. Eine bei Vienne gefundene Inschrift (Ihm no. 145) lautet in den erhaltenen Resten:

Matris August. aedem et . . .

Deutlicher spricht der Lyoner Stein (Ihm no. 386):

Matris Aug. in honorem domus Saediorum Eutyches lib. aedem cum ara dat

oder der folgende aus Britannien (Ihm no. 369):

Matribus omnium gentium templum olim vetustate conlabsum G. Jul. Cupitianus centurio primipilarius restituit.

Auf den erstaunlich zahlreichen Steinen Ober- und Untergermaniens ist nichts dergleichen nachweisbar. Was man an baulichen Resten für ehemalige Heiligtümer der Mütter hat ausgeben wollen (Ihm S. 51), ändert an dieser Thatsache nichts. Für Gallien als der Heimat der Mütterverehrung sprechen nicht bloss die erwähnten Thatsachen eines alteingesessenen, allgemeinen Gottesdienstes. Auch die Sprache steuert zur Begründung bei. Die vielbesprochene Inschrift von Nîmes (*Nemausus*) erzählt uns von dem Mütterkult in der Landessprache. Von dem Namen des Dedikanten, den man gern als *Gartabos Illanviakos* entziffert hätte, sind heute nur noch ungenügende Spuren vorhanden. Weiter lautet die Inschrift in griechischen Lettern: . . . . *δεδε ματρεβο ναμαυσικαβο βρατονδε.* Es ist längst bekannt, dass in *ματρεβο ναμαυσικαβο* uns die altgallischen Wortformen erhalten sind, vgl. Windisch in Paul und Braune's Beiträgen IV 221; W. Stokes in Bezzenberger's Beiträgen XI 125; Brugmann, Grundriss II 709. 713. In der Übersetzung würde lat. matribus nemausicis entsprechen. Das Zeugnis der Muttersprache fällt so schwer in die Wagschale, dass nunmehr jeder Gedanke ausgeschlossen ist, die Mütter könnten in anderen als in altgallischen Religionsvorstellungen ihre Wurzel haben. Trotz der Verbreitung des Lateinischen hat die altgallische Volkssprache während der römischen Kaiserzeit fortbestanden und uns Kunde von dem ungebrochenen Dasein gallischen Volkstums hinterlassen[1]).

Nun lässt sich aber die Beweiskraft von *ματρεβο ναμαυσικαβο* noch verstärken. Auf dem altgallischen *-abo* beruht wohl die vulgäre Form lat. *matrabus*, die gerade im narbonensischen Gallien üblich ist. Aus ihr lässt sich erst ein zu dem vorauszusetzenden nom. sg. *matra* gebildeter dat. pl. *matris* erklären, der wiederum nur in Gallia Narbonensis und Lugudunensis belegt ist. *Matribus* in der Dedikationsformel ist durchweg auf den stadtrömischen, britannischen und spanischen Inschriften üblich, in Oberitalien und Germanien ist die regelmässige Benennung *matronis* (selten *matronabus*, Ihm no. 81. 83. 86). Der Sprachgebrauch der verschiedenen Provinzen ist also nicht derselbe. Auf einen Wesensunterschied zwischen *matres* und *matronae* darf daraus keineswegs geschlossen werden. Da in der römischen Mythologie ausser der *matrona Juno*, deren Fest (*matronalia*) am 1. März gefeiert wurde, nirgends von *matronae* oder *matres* die Rede ist, werden die Mütter schon durch ihren

1) Vgl. Budinszky, Die Ausbreitung der lateinischen Sprache über Italien und die Provinzen des römischen Reichs, S. 114 ff.; Mommsen, Röm. Gesch. V 90 ff.; O. Hirschfeld, Westd. Zeitschr. VIII 134 f.

Namen als barbarische Gottheiten gekennzeichnet (Siebourg, Westd. Zeitschr. VIII 102).

Wir erkennen jetzt auf Grund von *ματρεβο ναμαυσικαβο* in einer Inschrift wie *Matris Aug. Eburnicis* (Ihm no. 393) die genau entsprechende lateinische Fassung: wie dort die Mütter von Nîmes, so sind hier die von Yvours (bei Lyon) gemeint[1]). Wenn es irgend möglich ist, einen Weg zu methodischer Erklärung des Mütterkultes zu finden, so wird derselbe von diesen beiden Inschriften seinen Ausgang zu nehmen haben, die so vortrefflich im Einklang miteinander stehen und deren Angaben für uns so klar und deutlich sind.

Gallische Inschriften weisen uns auch auf einen Ritus, von dem aus allein fernere Aufklärung zu erwarten ist. Wie wir nämlich von Müttern als gallischen Stadtgottheiten hören[2]), so auch von männlichen Göttern, deren Namen mit Örtlichkeiten verknüpft worden sind. Es ist doch höchst lehrreich, ausser den Müttern von Nemausus auch einen *deus Nemausus* (CIL. XII 3098. 3100) zu finden. Von dieser Parallele aus erscheinen *dea Bibracte*, *dea Mogontia*, *dea Vinovia* (Ihm S. 127) als wesensgleich mit den deabus matrabus. Wenn irgend etwas vom Mütterkultus Anspruch auf Thatsächlichkeit hat, so ist dies die Annahme, dass darunter Stadt- oder allgemein Ortsgottheiten zu verstehen, ihre Beinamen als topische aufzufassen sind[3]). Wie schön trifft es sich, dass eine oberitalienische Inschrift (Ihm no. 51) lautet: *Matronis et vicanis C. Sexsticius Carbasus*, in der ausser dem Orte auch die Ortsbewohner mit einbegriffen sind (vgl. Ihm S. 36 f.). Dass der Drang nach Schutz und Wohlfahrt die Weihgelübde an die Mütter veranlasste, wird besonders nahegelegt durch eine in Gallien gefundene griechische Inschrift . . . *μητρασι και διοσκοροις*, wo die Mütter mit dem schützenden Brüderpaar vereinigt sind. Wie der Römer unter

1) Ebenso beziehen sich *Matronae Vediantiae* (Ihm no. 27) auf die Vediantii in Gallia Cisalpina. Die Inschrift *Matronis Deruonnis* (Ihm no. 49) ist längst auf den bei Mailand gelegenen Ort Dervo bezogen worden wie *Matribus Treveris* (Ihm no. 334) auf Trier u. a.

2) Vgl. O. Hirschfeld, Westd. Zeitschr. VIII 135.

3) Ganz analog den christlichen Stadtpatronen, beziehungsweise den dahinter steckenden heidnischen Genien als Beschützern von Städten und Gemeinden, vgl. Roschers Lexikon II 1620. Es sind diese Patrone nichts anderes als die *civitatum genii*, von denen Arnobius (1, 28) spricht, die wie so viele andere sog. christlichen Vorstellungen mehr oder weniger vollständig aus dem antiken Heidentum übernommen worden sind. Tertullian (ad nationes 2, 8) meinte: *rideo deos decuriones cuiusque municipii quibus honor intra muros suos determinatur*, und Symmachus (in der Ausg. der Monum. Germ. 10, 3): *varios custodes urbibus cultus mens divina distribuit, ut animae nascentibus ita populis fatales genii dividuntur*, ebenso Prudentius (c. Symm. 2, 370): *cunctis populis seu moenibus inditur aut fatum aut genius nostrarum animarum.* — Die stadtschützende Göttin wird auf den Inschriften auch *Tutela* (z B. von Tarragona in Spanien) genannt, und *tutela* ist bekanntlich bei den römischen Dichtern der unserem „Schutzpatron" entsprechende Terminus. Über die *dii tutelares orbis christiani* vgl. Fabricius, Bibliographia Antiquaria (Hamburg 1760) S. 357 ff.

dem Begriff der *matrona* die ehrwürdige, die Obhut des Hauses und der Familie führende Frau verstanden hat (Siebourg, Westd. Zeitschr. VII 102), so ist diese Vorstellung in den Matronen als Ortsgottheiten lebendig (vgl. *mater: matrona* wie *pater: patronus*). Siebourg hat sich (in seiner Dissertation de Sulevis p. 32) mit gutem Grund denjenigen angeschlossen, die (wie z. B. Th. Mommsen, Archäol. Zeitung 27, 89) glauben: matres cognomentis numina tutelaria eorum locorum significari unde illi homines orti sint („heimatlich"). Ebenso ist Friederichs (Matronarum Monumenta p. 49) zu dem Schluss gekommen, dass wir lokale Schutzgottheiten in den Müttern zu suchen haben (omnia fere cognomina barbara quibus in Galliae imprimis et Germaniae titulis latinis [dii] praediti sunt a pagis montibus fluminibus similibus ducere mihi constat)[1]).

Schliesslich ist noch ein letzter Punkt zu Gunsten der gallischen Herkunft des Mütterkultes zu erwähnen. Im Jahre 1885 wurde in Rom an der Via Tasso, wo die Kaserne der Kaiserreiter lag, eine grosse Zahl von Inschriften gefunden. Elf derselben nennen die *Matres:* neunmal unter anderen Götternamen in der Gruppe: . . . *Eponae Matribus Sulevis* . . ., einmal *Matribus Suleis* (bei Ihm no. 13), einmal *Matribus paternis et maternis meisque Sulevis* (Ihm no. 14).

Epona, Name der bekannten Pferde- und Maultiergöttin, gebildet wie die gall. *Epomulus*, *Eporedia*, *Eporedorix* u. a. (Glück, Keltische Namen bei Caesar, S. 42; W. Stokes, Bezzenb. Beitr. XI 135) von gall. ep (= equus) ist eine erwiesenermassen gallische Gottheit (Ihm S. 55. 86 f.). Dasselbe gilt von den *Suleviae* (Siebourg, Westd. Zeitschr. VII 107 ff.), deren Namensform schon Glück a. a. O. S. 142. 164 klargestellt hat. Die *Suleviae* gehören zu der britannischen *dea Sul* (Siebourg, De Sulevis p. 34), unter deren Schutz die *aquae Sulis* (das heutige Bath) gestanden haben. Gerade bei diesen Quellen ist die Inschrift gefunden worden: *Sulevis Sulinus scultor Bruceti filius sacrum fecit l. m.* (Ihm no. 344). Die *dea Sul* gehört in dieselbe Linie mit den bereits genannten *dea Bibracte*, *dea Mogontia* etc. und so sind denn auch die *Suleviae*, wie Siebourg[2]) und Ihm gezeigt haben, mit den Müttern nächstverwandt[3]). An ihrer keltischen Herkunft ist so wenig zu zweifeln wie bei der *Epona*. Wie sollten die *Matres*, welche zwischen der keltischen *Epona* und den keltischen *Suleviae* aufgeführt

1) Auch E. Hübner, Römische Herrschaft in Westeuropa (Berlin 1890) S. 145 hält zwar den Niederrhein für „die eigentliche Heimat des keltisch-germanischen Mütter- und Matronenkultus", fährt aber fort: „Jede Landschaft, jedes Thal und jeder Berg und Stein hatte seine nach dem Ort benannten Mütter".

2) Siebourg hätte nur nicht von *Matres Suleviae* reden sollen, denn wir kennen nur Suleviae; danach ist auch die Inschrift *Matribus Sulevis* aus Britannien (Bonn. Jahrb. LXXXIX 241) zu beurteilen.

3) Auch Henzen (Annali dell Instituto 1885 p. 271) sagt: Matres e le Suleviae sono abbastanza note come numi di provenienza celtica.

werden, anders unterzubringen sein, als bei demselben keltischen Volke? Weder auf den römischen noch auf den Provinzialinschriften hat auch nur ein einziger Germane seine Nationalität bekannt, kein germanischer Truppenteil ist auf den Matronensteinen vertreten, wohl aber finden sich: *coh. I Helvetiorum*, *coh. I Tungrorum*, *coh. I Lingonum*, *coh. IIII Gallorum*, *milites Brittones* — lauter Truppenteile keltischer Nationalität, denen aus Britannien eine *vexillatio Germanorum* hinzuzufügen ist, ein Detachement, über dessen Zusammensetzung wir durch den unbestimmten Namen nicht aufgeklärt werden[1]).

Endlich noch eines. Beda, De temporum ratione c. 13, berichtet von den *antiqui Anglorum populi*, unter denen er vielleicht auch die keltische Urbevölkerung Britanniens verstanden oder miteinbegriffen hat, bei ihnen habe man die Weihnacht *gentili vocabulo modranecht*, i. e. matrum noctem, genannt. Schon J. Grimm, Mythol.[4] S. 628 wusste diese Mütter nirgends in deutscher Überlieferung unterzubringen. Aus einem brit. *modrenocht* (wie z. B. *modreped* Zeuss[2] S. 291) ist das uns erhaltene *modranecht* entweder verderbt oder anglisiert. Die Benennung kann bei den Angelsachsen nicht entstanden sein, ist vielmehr ein letzter Zeuge für die aus den Inschriften bekannte keltische Müttervorstellung.

Nunmehr sind wir vorbereitet, uns über die Stellung der reichsunterthänigen Germanen zu diesem keltischen Kultus Klarheit zu verschaffen. Um die freien Germanen jenseits des Rheins oder jenseits des Limes kann es sich hier nicht handeln, da bei ihnen die Mütter gänzlich unbekannt gewesen sind.

Die gewaltigen Truppenmassen, die als stehende Grenzwacht in den beiden Germanien verwendet waren, sollten gleichzeitig grossen civilisatorischen Aufgaben dienen. Bald erhoben sich in der Nähe der Feldlager bürgerliche Ansiedlungen, die sich rasch zu Dorf und Stadt erweiterten. Dieselben waren meist, wie ihre Benennungen verraten, keltischen Ursprungs: Argentorate, Borbetomagus, Noviomagus, Mogontiacum, Baudobriga, Antunnacum, Bonna, Novesium, Gelduba u. s. w. Was die Bevölkerung der Landstriche betrifft, in denen Höhenzüge, Flussläufe, Ansiedlungen noch bis heute ihre keltischen Namen bewahrt haben, so ist die Rheinebene zwischen Vosagus und Abnoba zur Zeit des Ariovist in germanischen Besitz gekommen. Schon zu Caesars Tagen wohnten hier dem Main nahe, aber westlich des Rheins, innerhalb der römischen Provinz Gallia, die Vangiones. Die südlichen Nachbarn derselben waren Nemetes und Triboci, beide Völkernamen keltischer Herkunft. Es ist von diesen Stämmen „geschichtlich nichts hervorzuheben, als dass sie seit langem unter den Kelten ansässig, die Schicksale Galliens teilten“ (Mommsen,

1) *Vexillatio Germanorum* besagt wahrscheinlich nicht mehr als die uns andernorts bekannte *Vexillatio exercitus Germaniae inferioris*.

Röm. Gesch. V 134). Beim Aufstand des Jahres 70 haben Vangionen und Triboker in den Reihen der Gallier gestanden, aber sobald es anfing, schief zu gehen, sich auf die Seite der Römer geschlagen (Tacitus, Hist. IV 70). Vangionen (Worms), Nemeter (Speier), Triboker (Elsass) waren mit den Raurikern (Basel), Lingonen (Langres), Sequanern (Besançon), Helvetiern (Schweiz) zum obergermanischen Verwaltungsbezirk vereinigt (Mommsen a. a. O. S. 109). Wie auch des näheren die Zusammensetzung dieser angeblichen Germanen, der Vangiones, Nemetes, Triboci gewesen sein mag: diese Volksgruppe ist in raschestem Tempo verwelscht und hat ihre germanische Nationalität eingebüsst. Das Übergewicht des gallischen Elements wird bekanntlich durch keine Thatsache so schlagend bewiesen, als durch die Angabe des Tacitus, die sog. agri decumates seien durch Kolonisten aus Gallien besiedelt worden. Germanische Völkerschaften haben hier überhaupt nicht gewohnt. Das Land war planmässig entvölkert worden.

In Untergermanien hatte Augustus die Ubier vom rechten Rheinufer auf das linke verpflanzt in ein Gebiet, das grösstenteils von keltischen Bewohnern besetzt war. Nördlich von ihnen sassen die germanischen Cugerner (d. i. Sugambrer?) und weiterhin folgten die den Römern verbündeten aber steuerfreien Bataver. Die keltische Abkunft der sog. gallischen oder belgischen Germanen steht ausser allem Zweifel. Man darf sich über die Ausbreitung der linksrheinischen Germanen nicht dadurch täuschen lassen, dass die Grenzen des administrativen Bezirks Germania inferior, wie auch die Benennung der Bewohner als Germani über einen weit grösseren Landstrich sich erstreckt haben. Alle die Germani *cis Rhenum* wie Menapier, Aduatuker, Baetasier, Tungrer, Nervier, Eburonen, Condruser, Paemaner, Caerveser u. s. w. gehören mit den Treverern zusammen. Tacitus schildert sie als *ambitiosi circa affectationem germanicae originis* (Kiepert, Lehrbuch der alten Geographie S. 520 ff.; Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde II 189 ff.). Wie in allen anderen archäologischen Fragen, ist es auch hier unzulässig, den germanischen Namen auf dem linken Rheinufer weiter als auf Batavi und vielleicht Cugerni auszudehnen[1]). Die Ubier hatten seinerzeit Caesar gegen die Sueben zu Hilfe gerufen, waren zu Herrenknechten geworden, dass ihnen, wie Tacitus berichtet, die Schamröte ins Gesicht stieg, wenn sie an ihre Abstammung dachten. Die Geschichte thut den ungeratenen Söhnen, den Ubiern, kein Unrecht, wenn sie dieselben aus der Liste der Germanen streicht. Noch weniger können Volkshaufen ohne ausgeprägtes Nationalgefühl, wie

1) Mommsen, Röm. Gesch. V 153: Eine Durchdringung der beiden Nationalitäten hat das römische Germanien nicht aufzuweisen oder sie fällt für unsere Auffassung mit der römisch-gallischen um so mehr zusammen, als die längere Zeit in römischem Besitz gebliebenen germanischen Gebiete auf dem linken Rheinufer durchaus mit keltischen Elementen durchsetzt waren und auch die auf dem rechten, ihrer ursprünglichen Bevölkerung grösstenteils beraubt, die Mehrzahl der neuen Ansiedler aus Gallien erhielten.

Vangionen, Nemeter, Triboker, an deren germanischer Stammverwandtschaft schon Tacitus zweifelte, von den zugehörigen gallischen Stämmen getrennt werden.

Es war sehr unvorsichtig, sich auf die Dedikationen der equites singulares zu berufen, um den Anteil der Germanen am Mütterkult nachzuweisen. Die Kaiserreiter haben in jener Zeit, aus der die Inschriften stammen (Trajan, Hadrian, Antoninus Pius) nur der geringen Minderzahl nach aus Deutschen bestanden. Die Donauprovinzen, speciell Thrakien, haben seit Trajan das Hauptkontingent zu dieser vornehmen Truppe geliefert. Eine Anzahl Bataver nennt sich stolz *cives Batavi* auf der Inschrift no. 25 (Henzen, Annali dell' Instituto 1885). Sie ist an den batavischen Nationalgott Herkules Magusanus (d. i. Thunar) gerichtet; vgl. Paul und Braune's Beitr. XV 553 ff. Auf keiner Inschrift der Kaiserreiter, welche die Mütter erwähnt, sind die Bataver oder andere germanische Stämme vertreten. Unter den Dedikanten der Inschr. no. 1 (Ihm) bezeichnen sich mehrere der verabschiedeten Kaiserreiter als *Baetasii*. Die Baetasier nennt Tacitus (Hist. IV. 56. 66) zusammen mit den Nerviern und Tungrern: es ist auch nicht ein einziges Zeugnis dafür beizubringen, dass sie Germanen gewesen sein könnten. Die Inschrift no. 9 bietet einen *P. Aelius Vangio* wie *P. Aelius Felix, P. Aelius Latinus, P. Aelius Nigrinus* u. s. w. Es ist wahrscheinlich aus dem cognomen *Vangio* auf die Heimat des betreffenden Soldaten zu schliessen, denn die Inschrift no. 12 enthält einen *cives Tribocus*, wie die Inschrift no. 13 einen *cives Nemens* (= *Nemetensis*?). Es ist nicht gleichgiltig und zufällig, dass auf den Müttersteinen Vertreter gerade dieser, in zwei Jahrhunderten unter Galliern gallisierten Stämme erscheinen[1]).

Trotz der fast ausschliesslich keltischen Bevölkerung Obergermaniens sind hier die Zeugnisse für die Verehrung der Mütter dürftig. Zu Allmendingen bei Thun sind sechs Votivbeilchen gefunden worden, von denen eines die Inschrift *Matribus* (Ihm no. 156), ein zweites *Matronis* (Ihm no. 157) trägt. Vier Mütterinschriften stammen aus Besançon und Umgegend, zwei aus Langres, die für uns nicht in Betracht kommen. Die Inschrift aus Ell (Elsass) weist schon in ihrer Namengebung (*Sextus Clementis filius*, Ihm no. 173) auf keltische Herkunft. Der Stein aus Böckingen (Württemberg) ist von der *coh. I Helvetiorum* gestiftet (Ihm no. 177), klärt uns also wiederum deutlich genug über die Nationalität der Dedikanten auf. Ausserdem sind folgende obergermanische Inschriften bekannt:

1) Henzen a. a. O. p. 271 hält den *Candidinius Saturninus*, den Dedikanten der Inschrift: *Matribus paternis maternis meisque Sulevis* für einen Bataver, weil zwei Kaiserreiter, ein *Candidinius Verax* und dessen Bruder *Candidinius Spectatus* sich als Bataver zu erkennen geben (*natione Badaus* CIL. VI 3240). Die Übereinstimmung des Namens ist nicht massgebend im Gegensatz zu der Thatsache, dass der betreffende Soldat sich durch die Dedikation an *Matres* und *Suleviae* als Kelten ausweist.

181 Ihm. Neidenstein (Baden); jetzt Museum in Karlsruhe:
Matronis Alhiahenabus Julius Veranius Super pro se et suis v. s. l.
186 Ihm. Mainz-Zahlbach; jetzt Museum in Mainz:
Jovi optimo maximo et Matribus Perperiva p. v. s. l. l. d.
190 Ihm. Heddernheim:
Matribus C. Firmus decurio in suo fecit.
193 Ihm. Andernach; jetzt Kgl. Museum in Bonn:
Matribus suis Similio miles ex classe Germanica pia fideli pleromate Cresimi v. s. l. l. m.

Auf der in den deutschen Gewässern streifenden römischen Flotte waren fast ausschliesslich auswärtige Matrosen eingestellt. Inschriftlich ist bis jetzt nur ein einziger Germane unter der Bemannung nachweisbar und dass die Inschrift 193 nicht von einem Germanen stammt, zeigt schon der Wortlaut. Höchst lehrreich ist die grosse Fülle von Fundstücken, die aus Untergermanien zu Tage gefördert worden sind. Im Gebiete der Bataver ist bis jetzt nur eine einzige Mütterinschrift ans Licht gekommen, sie trägt die Dedikation: *Matribus Noricis* (Ihm no. 338). Das Territorium, aus dem wir germanische Gottheiten wie *Mars Thingsus*, *Alaesiagae Beda et Fimmila*, *Hercules Magusanus*, *Nehalennia* inschriftlich bezeugt finden, das Land desjenigen Stammes, der trotz der intimen Beziehungen zu Rom seine Individualität eifersüchtig gewahrt hat — kennt die Mütter nicht. Dieses negative Argument ist von grösster Bedeutung und an sich schon ausreichend gegen die Behauptung, beim Mütterkultus sei an nichtgermanische Herkunft nicht zu denken.

Geographisch gruppieren sich die Fundorte der Denkmäler auf ein verhältnismässig kleines Gebiet. Die Hauptstätten sind Euskirchen, Zülpich, Bonn, Köln, Jülich, Uerdingen, Xanten. Die überwiegende Masse fällt ins linksrheinische Ubierland, beziehungsweise unter die westlich angrenzenden Gallier.

Wie in den anderen römischen Provinzen ist auch in Ober- und Untergermanien die Sitte verbreitet, den Müttern insgemein Verehrung zu erweisen (Inschriften wie *Matribus* Ihm 186. 190. 337; *Matronis* Ihm 226. 275). Mit dem auswärtigen Ritus stimmt ferner überein, dass die Mütter durch Beiworte unterschieden werden, z. B. *Matribus Treveris* (Ihm 334) wie *Matrae Eburnicae* in Südfrankreich u. a.; oder einfach *Matribus*, *Matronis meis*, *suis*, *domesticis* um die eigene Heimat, *paternis* resp. *maternis* um die Heimat der Eltern in göttlichen Schutz zu stellen. Eine Gruppe für sich bilden die niederrheinischen Inschriften, welche nur den Beinamen überliefern: es ist z. B. nicht bloss von *Matronis Gabiabus*, sondern auch schlechtweg von *Gabiabus* die Rede u. a. Es ist sehr glaublich, dass hierdurch wiederum die Fremdartigkeit der Müttervorstellnng bestätigt wird. Wie die keltischen *Suleviae* ohne den Beisatz von *Matres* oder *Matronae* auftreten, so kennen wir 24 Inschriften Untergermaniens, in welchen

die letzteren fehlen. Auch die Germanen kannten weibliche Schutzgottheiten wie die friesischen *Alaesiagae*, von denen aber aus verschiedenen Gründen angenommen werden muss, dass sie jungfräulich gedacht worden sind. In dem Fehlen von *matres, matronae* darf man wohl einen Versuch erkennen, den gallischen Brauch für Germanien zu adoptieren und des unverträglichsten zu entkleiden.

Die Forschung, soweit sie sich bisher mit dem Mütterkultus beschäftigt hat, ist durch diese Mütterbeinamen in einseitiger Weise beeinflusst worden. Mit Hilfe eines unsicheren Etymologisierens glaubte man soweit gekommen zu sein, in dem Beinamen, folglich auch in der Müttervorstellung, etwas specifisch Germanisches erkannt zu haben. Hiergegen muss aufs nachdrücklichste betont werden, dass unter den Beinamen der Mütter auch am Niederrhein eine stattliche Anzahl solcher sich findet, die klar und deutlich keltischem Sprachgut angehören. Diese müssen vorweg eliminiert werden[1]).

Die *Matronae Octocannae* von Gripswald bei Uerdingen bedürfen bezüglich ihrer keltischen Benennung keiner Erläuterung (vgl. *Octodurum* u. a., Glück S. 133; Zeuss[2] S. 68); wie die *Octo-cannehae* sind die *Seccannehae* gebildet; sie sind bei Blankenheim in der Eifel gefunden und erledigen sich durch Hinweis auf gallische Namen wie *Seccalus* (Glück S. 160), *Sequana, Sequani* u. a.; bezügl. *-canna* vgl. Ihm S. 26. Ich vergleiche mit den *Matronis Cuchinehis* von Zülpich (*Tolbiacum*) kelt. *Cucalus* (Glück S. 160); mit den *Matronis Vesuniahenis*, oder einfach *Vesuniahenis* von Zülpich und Vettweiss die kelt. *Vesunna, Vesunnici* (Zeuss[2] S. 774); mit den *Matronis Anesaminehis* von Zülpich keltisch *Anesus* (= Mütter von der Ens Müllenhoff DA. II 222; Zeuss[2] S. 785) wie mit den *Matronis Aumenahenis* von Köln den keltischen Namen der Heilquellen von Ems an der unteren Lahn: *Aumenza* a. 880, *Ouminci* a. 959, vgl. Arnold, Ansiedlungen S. 55; Müllenhoff DA. II 221). Zu den *Matronis Axsinginehis* aus Köln wird man kelt. Axona (Zeuss[2] S. 13) halten müssen (anders Holder im altcelt. Sprachsch. sp. 320), zu *Matronis Gesahenis* aus Altenberg bei Köln, aus Rödingen bei Jülich und aus Bettenhofen bei Jülich kelt. *Gesoriacum* u. a. (Glück S. 28; Zeuss[2] S. 779). Am letztgenannten Orte sind mit ihnen die *Matronae Ettrahenae* vereinigt, wie beide ohne den Beisatz von matronis wiederum aus Rödingen bekannt sind; zu den *Ettrahenae* (*Etrahenae*) bietet sich kelt. *Edro, Edros* (Zeuss[2] S. 778). An Stelle von den unsicher entzifferten *Matronis Abiamar.* von Floisdorf ist zweifellos nach den *Ambiomarcis*

1) Auf die Bemühungen, moderne Spuren des Mütterkultes in der Rheinprovinz aufzuspüren, brauche ich nicht einzugehen (vgl. z. B. Zeitschrift für deutsche Philol. III 434). — Leider machen immer noch Ortsnamen wie Müddersheim (bei Zülpich) geheimnisvollen Eindruck; selbst ein ernsthafter Forscher wie Ihm meinte noch (S. 52), das Dorf habe von den Müttern seinen Namen: der Eponymus hat natürlich *Môtheri* geheissen (*Mutheresheim* a. 763).

(vgl. rheinische Ortsnamen wie *Marcomagus*, *Marcodurum*) von Remagen (Ihm 444) *Ambiamar.* zu lesen und kelt. *Ambiorix* etc. zu vergleichen (Glück S. 18). Für die *Matres Mediotoutehae* aus Köln verweise ich mit Ihm (S. 19) auf *Mediomatrici*, *Toutates* u. a.; für die *Matronae Ananeptae*[1]) auf Glück S. 45, Zeuss[2] S. 29. 30. 763; für die *Matrae Arsacae* von Xanten auf die *Oromarsaci* bei Glück S. 45. 195 (*Arsacus* bei Holder sp. 222) oder die *Arsana* bei Hamm (Müllenhoff DA. II 225). In den *Matronis Mahlinehis* von Köln wird kelt. *Maglus*, *Maglius* (Zeuss[2] S. 766) stecken, vgl. *Maghlinia*, *Machlinium* u. a. für das heutige Mecheln (Ihm S. 22). Vollständig rätselhaft sind mir die *Atufrafinehae* von Berkum. Hier wird einmal der bewährte Spruch Anwendung finden dürfen: was man nicht erklären kann, sieht man für keltisch an, zumal sich für ein Präfix *atu-* übereinstimmende Belege aus dem Keltischen ergeben (Glück S. 8, Zeuss[2] S. 866). Die *Andrustehiae* von Godesberg bei Köln (vgl. auch Holder sp. 151) und die *Matr. Cantrusteihiae* von Tetz bei Jülich (übrigens sehr fragmentarisch überliefert) gehören vielleicht zusammen, vgl. den gallischen *pagus Condrustis* u. a. Die *Albiahenae* von Ober-Elvenich (sie stecken offenbar in diesem Ortsnamen *Albiniacum* a. 855, vgl. auch Arnold, Ansiedlungen S. 126), geben wiederum deutlichen Anklang an *Albion*, *Albiorix* u. a. (Zeuss[2] S. 866), man wird sie auch für die obergermanischen *Matronae Alhiahenae* (lies *Albia-*) einzusetzen haben. Die *Matronae Aserecinehae* aus Odendorf bei Euskirchen sind zweifellos nächstverwandt mit dem *Acerierix* (Ihm no. 241), der sich ausdrücklich als *Sunux* (d. i. aus dem keltischen Stamm der Sunuker) bezeichnet, vgl. Th. Bergk, Zur Geschichte und Topographie der Rheinlande S. 118; Siebourg, Westd. Zeitschr. VIII 229 f. Mit dem Vorschlag Ihm's, *Matronis Trisavis* in *Frisavis* zu ändern, weiss ich nichts anzufangen, da mir nur *Frisii*, *Frisiavones*, *Frisiones* bekannt sind, man vergleiche kelt. Composita mit *Tri-* (Müllenhoff, DA. II 234; Glück S. 158; Zeuss[2] S. 867; ebenda *Ausava* S. 789 u. a.). Die *Matres Brittae* und die *Matres Brittae Maxacae* von Xanten weisen unmittelbar über den Kanal hinüber, die *Matres Treverae* von Cleve verdanken wir einem Sohne Triers, so erinnern auch die *Matres Mopates* von Nijmegen an die keltischen Völkernamen auf *-ates* (vgl. Bergk a. a. O. S. 112).

Die Frage, ob uns nach Abzug dieser Inschriften, welche ein entschiedenes Übergewicht der Fremden im Ubierlande beweisen, ein Rest germanischer Dedikationen verbleibt, möchte ich nicht bejahen. Es liegt auf der Hand, dass auch gallische Dedikationen von Germanen ausgegangen sein können. Zahlreiche Germanen waren in gallischen Siedlungen Ober- und Untergermaniens sesshaft, aber welche Hilfsmittel bleiben uns für die Sonderung der Nationalitäten, wenn wir uns der sprachlichen Argumente

1) Sind damit die *Matronae Hiannanef.* aus Köln identisch? Man möchte an Ortsnamen wie Honnef im Siebengebirge denken, vgl. übrigens Müllenhoff DA. II 228 f. 231 Anm.

begeben wollten? Wie wir gesehen haben, beziehen sich die Weihungen an die Mütter auf die Ortsheimat der Person; der Germane, der die Sprache und die Stammesheimat verleugnet, ist für diese ein Fremdling geworden[1]).

Um die Mütternamen aufzuhellen, ist vor allem eine Untersuchung der Wort- und Flexionsbildung erforderlich. Die Beinamen sind nur im dat. pl. überliefert. Es lassen sich folgende Kategorien unterscheiden:

1. Dative auf *-is, -ibus: Treveris, Noricis; Mopatibus.*
2. Dative auf *-iabus, -abus: Aufaniabus, Gabiabus; [R]euthungabus.*
3. Dative auf *-henis, -henabus: Vesuniahenis; Albiahenabus.*
4. Dative auf *-nehis (-neis), -nehabus: Vacallinehis, Vacallineis; Aserecinehabus.*
5. Dative auf *-ehis, -ehiabus, -eihiabus: Hamavehis, Lanehiabus, Julineihiabus.*
6. Dative auf *-ims: Aflims, Vatuims, Saitchamims.*

Die beiden Steine, auf deren einem die Form *Veteranehis* (Ihm 240), auf deren anderem die Form *Veterahenis* (Ihm 238) überliefert ist, haben sich in Embken beisammen gefunden. Es ergiebt sich hieraus eine gewisse Freiheit der Wortbildung in der vulgären Verwendung der betr. Namen. Das fremdartige Äussere zahlreicher Formen lässt sich leicht beseitigen, wenn wir unsere gewohnte lateinische Orthographie einsetzen. Schon die Erkenntnis, dass bekanntermassen das *h*-Zeichen epigraphisch als Trennungszeichen der Vokale ohne selbständigen Lautwert verwendet worden ist, leistet viel, vgl. z. B. *Fernovineis, Vacallineis* (Ihm 215): *Vacalinehis* (Ihm 225). Folglich hat sich unsere Untersuchung zu halten an Formen wie Hamaveis, Julineis, Aserecineis, Vacallineis, Veteraneis, Rumaneis u. a. Diese letzte Gruppe ist gebildet wie lat. *extraneus*, während die vorausgehende *-i-* als Zwischenvokal zeigt wie lat. *fraxineus, lanugineus* u. a. Eine dritte Gruppe zeigt die Ableitung *-ēnus*, vgl. *Vetera-enis, Aumenaenis*[2]), ebenso wie die zahlreichen Gentilnamen auf *-ēnus*, Westd. Zeitschr. VIII 131. Wir erhalten auf diese Weise folgende Typen:

1. *Matronis Hamaveis* (*Laneis* u. a.),
2. *Matronis Vacalineis* (*Julineis* u. a.),
3. *Matronis Veteraneis* (*Rumaneis* u. a.),
4. *Matronis Veteraenis* (*Aumenaenis*),
5. *Matronis Aufanis* (*Aufaniabus. [R]euthungabus* u. a.),
6. *Matronis Aflims* u. a.

---

1) Sehr interessant ist die Inschrift, Ihm no. 243, wo ein Sunuker den *Matronis Veteranehabus* seine Verehrung bezeugt, daneben aber ausdrücklich seine keltische Heimat nennt.

2) Es wird gesprochen worden sein *Veterajenis, Aumenajenis.* Ihm lässt auch die Lesung *Aumenaienis* (statt *Aumenahenis*) auf dem Steine zu, wie vielleicht auch *Fernovineiis* (Bonn. Jahrb. LXXXVII 214) zu lesen ist.

Ohne weiteres klar sind die *Veteraneae*, *Rumaneae*, *Vacalineae*, *Hamaveae*. Den *Veteraneis*, *Veteraenis* weise ich als ihren Schutzbezirk (Castra) Vetera, d. i. Xanten im Cugernerlande zu. Die Inschriften stammen aus Wollersheim und Embken (Ihm 232. 233. 234. 235. 237. 238. 239. 240. 242. 243). Gleichzeitig wurden in Embken die beiden Steine gefunden mit der Schreibung *Vataranehabus* (Ihm 236. 241), bei denen man gern ein Versehen des Steinmetzen (*a* für *e*) annehmen wird. Th. Bergk (Westd. Zeitschr. I 146) hat diese Mütter auf *castra Vetera* bezogen und es ist nichts stichhaltiges dagegen vorzubringen (*Vetera: Veteraneus* wie *extra: extraneus*). Genau ebenso gebildet sind die **Romaneae* beziehungsw. *Rumaneae*, mit *u* für *ō* wie got. *Ruma*, *Rumoneis*; bei Tacitus *Cruptorix* gegen anord. Hróptr; inschriftl. *Hludena* gegen anord. *Hlóðyn*. Kern hat dieselben ganz richtig als „Mütter von Rom" gedeutet. In erster Linie spricht dafür die Verbreitung der Inschriften über vier verschiedene Orte (Bonn, Ihm 208; Lommersum [bei Euskirchen], Ihm 221; Jülich, Ihm 313; Bürgel, Ihm 318)[1]. Unter den Dedikanten nennt sich ein *L. Vitellius Consors* (Ihm 313), der als *explorator* bei der *legio VI victrix* gedient hat. Wahrscheinlich stammte dieser Soldat aus Rom; oder wir können uns vorstellen, dass er wie die anderen Stifter die gewaltige Weltstadt gesehen oder aus der Ferne dem römischen Genius (*dea Roma*) seine Huldigung dargebracht hat.

Einig sind die Erklärer bei den *Matribus* oder *Matronis Vacalineis*, die in Endenich bei Bonn (Ihm 215), sowie in Antweiler (Ihm 224. 225) gefunden worden sind. Sie gehören in das Flussgebiet der *Vacalis*, der heutigen Waal im alten Bataverland. In die nächste Nachbarschaft fallen die *Matronae Hamaveae*, die in Altdorf bei Jülich gefunden worden sind (Ihm 307). Sie sind zweifellos als Schutzgötter des Landes der Hamaven gedacht[2]. Eine Inschrift [*Matribu*]*s Suebis* (Ihm 289) ist in Deutz gefunden, eine zweite in Köln: *Matribus meis Germanis Suebis*, gestiftet von einem negotiator cretarius (Kreidehändler) namens *Verecunius* (ersichtlich ein Gallier), der die Mütter seiner eigenen Heimat mit den Schutzgottheiten der Provinz Germanien sowie des deutschen Suebenlandes vereinigt. Hier mag er auf Handelsreisen Schutz und Frieden erfahren haben[3]. Die Inschrift gibt uns eine neue Erkenntnisquelle dafür ab, wie verkehrt es wäre, bei Dedikationen an deutsche Mütter unbesehen germanischen Brauch

1) Die *Maviaitineae*, die hier mit den *Rumaneae* genannt sind, müssen unberücksichtigt bleiben, da die Lesung sehr zweifelhaft ist.

2) *Hamaveus* ist eine Bildung nach dem Muster von lat. *laneus*, *lacteus* u. s. w.

3) Zum Dank für Glück und Wohlergehen im Lande werden die Müttersteine häufig von Fremden geweiht worden sein. Wenn z. B. eine Inschrift aus Winchester (Ihm 340) lautet: *Matribus Italis Germanis Gallis Britannis*, so wird sie der Stifter *Antonius Lucretianus* in dankbarer Erinnerung an den Aufenthalt in den betr. Provinzen gespendet haben. — In Oberitalien heissen die Mütter *indulgentes* und werden mit *Mercurio lucrorum potenti* verbunden (Ihm 38).

zu erschliessen. Höchst wertvoll ist die vor kurzem in Köln entdeckte und von Ihm im Rheinischen Museum XLIX 639 (Korrespbl. d. Westd. Zeitschr. IX 250) veröffentlichte Inschrift:

[*Mat*]*ribus Suebis . . euthungabus Julius Secundus Juli Philtati libertus v. s. l. m.*

Hier haben wir zweifellos in dem Julius Secundus einen geborenen (kriegsgefangenen?) Sueben vor uns, der, von seinem Herrn freigelassen, den Schutzgottheiten der Heimat dankbares Gedächtnis bewahrt. Vor . . *euthungabus* fehlt ein Buchstabe (andernfalls wäre an die *Juthungi* zu denken und auf F. Burg, Runeninschriften S. 114 zu verweisen); ich ergänze R- und sehe in dem Reuthungen denselben Suebenstamm, den Tacitus *Reudigni* nennt.

In Müntz bei Jülich ist die Inschrift mit den *Matronis Julineihiabus* (Ihm 308) zu Tage gekommen, von einem *Albanius Justinus pro se et suis* gestiftet. Sie beziehen sich auf einen Ort, der mit Jülich (Juliacum) doch gar zu grosse Ähnlichkeit zeigt, als dass man ihn nicht darauf beziehen möchte. *Julius* (Caesar) wird zu Grunde liegen und daraus einerseits *Juliacum*, andererseits ein adjektivisches *Julineus* vulgarisiert sein. Über die Namen *Lanehiabus, Masanabus, Hiheraiis* (oder *-apis*?), *Guinehis, Ulauhinehis* (steckt darin ein germ. *vlau-*?), *Fernovineis* wage ich keinerlei Vermutung zu äussern. Man ist nicht berechtigt, in diesen barbarischen Namen gerade germanisches Sprachgut zu suchen. Vermutlich hat das ganze Völkergemenge, welches am Niederrhein sich zusammengefunden hat, Spuren darin hinterlassen.

So kann ich z. B. auch in den *Aufaniabus* und *Gabiabus* nichts specifisch deutsches entdecken. Die *Aufaniae* weisen weit über die deutschen Grenzen hinaus: sie sind in Gallien und Spanien belegt (Ihm 394. 398), wie am Niederrhein. Es liegen folgende Denkmäler vor:

207 Ihm. Bonn:

Matribus sive Matronis Aufaniabus domesticis Q. Clodius Marcellinus miles legionis I Minerviae v. s. l. m.

223 Ihm. Rheder (bei Euskirchen), jetzt Kgl. Museum in Bonn:

Matronis Aufaniabus Severinius . . ve . . . . . iberius Victor ex imperio pro se et suis.

260 Ihm. Zülpich, jetzt Kgl. Museum in Bonn:

Matronis Aufaniabus . . Tuscinius . . .

277 Ihm. Köln:

Matronis Aufanib. C. Julius Mansuetus miles legionis I Minerviae piae fidelis v. s. l. m. fuit ad Alutum flumen secus monte Caucasi.

317 Ihm. Bürgel:

Matronis Aufaniabus C. Lucilius Crispus v. s. l. m.

335 Ihm. Nijmegen:

Matronis Aufaniabus T. Albinius Januarius v. s. l. m.

210 Ihm. Bonn:
Aufaniab. L. Massonius . . .
244 Ihm. Zülpich, jetzt Kgl. Museum in Bonn:
Aufanis Aulus Valerius Verus et Justinia Ursa v. s. l. m.
259 Ihm. Zülpich, jetzt Kgl. Museum in Bonn:
Aufanis Lentinius Mess . . ex imperio ipsarum.
397 Ihm. Lyon:
Pro salute domini nostri imperatoris Luci Septimi Severi Augusti totiusque domus eius Aufanis Matronis et Matribus Pannoniorum [*et*] *Delmatarum T. Cl. Pompeianus tribunus militum legionis I Minerviae loco exculto cum discubitione et tabula v. s.*
398 Ihm. Carmona bei Cordova in Spanien:
Matribus Aufaniabus M. Jul. Gratus.

Diese Inschriften sind verhältnismässig sehr inhaltsreich. Die Lyoner Dedikation fällt in die Jahre 193–196 und zwar stiftet der Legionstribun den Müttern eine Anlage mit Ruhebank und Weihtafel. Mommsen (Archäol. Zeitung 27, 89) meinte, der Tribun verehre die Aufanischen Matronen in Beziehung auf die Heimat seiner aus Niedergermanien stammenden Soldaten und die pannonischen und dalmatischen Mütter mit Rücksicht auf die aus diesen Provinzen gebürtigen Soldaten seiner Abteilung. Die Legion hat sich im zweiten dacischen Krieg unter Trajan ausgezeichnet. Wir hören aus der Inschrift 277 von den Kriegserlebnissen eines Soldaten, der den Feldzug mitgemacht hat (sie fällt also nach dem Jahre 107). Die Legio I Minervia hat offenbar ein besonderes Interesse an den *Aufaniae* gehabt. Sie ist von Domitian wahrscheinlich im Jahre 82 gegründet (cfr. Ritterling, De legione Romanorum X gemina p. 72) und hat für lange Jahre in Untergermanien (Bonn) gestanden (Mommsen, Röm. Gesch. V 133. 145). Es ist möglich, dass die *Aufaniae* einen deutschen Namen führen, wenigstens liegen ahd. *obana*, and. *ōbana*, ags. *ufan*, *ofan* sehr nahe. Die Ablautstufe *au-* würde sich sehr gut in die Reihe *u-*, *ū-*, *iu* (vgl. ahd. *uf*, *ûf*, got. *iup*, Johansson, Paul und Braune's Beitr. XV 240 ff.) fügen. Ich bin aber ausser stande, mit dieser Etymologie irgendwelchen Begriff oder irgendwelche Anschauung zu verbinden, wenn nicht vielleicht der hochgelegene Lagerplatz der Legion gemeint war. Einen Q. Clodius Marcellinus bei der Legio I Minervia kennen wir. Er hat dem *Hercules Magusanus* einen Denkstein geweiht (Bonn. Jahrb. LXXIII 74, Paul u. Braune's Beitr. XV 558). Diese Thatsache fällt allerdings für die germanische Herkunft der *Aufaniae* stark ins Gewicht.

Eine besondere Bewandtnis hat es mit den *Gabiae*. Wir kennen nicht bloss *Matronae*, sondern auch *Junones Gabiae* (Ihm 288). Siebourg hat Westd. Zeitschr. VII 103 ff. gezeigt, dass die Junones ihre Heimat in Oberitalien gehabt haben. An Denkmälern kennen wir:

222 Ihm. Kirchheim:
Matronis Gab[iabus] L. Gradon. Clarus miles legionis I Minerviae piae fidelis iussa posuit merito.

250 Ihm. Rövenich (bei Zülpich); jetzt nicht mehr vorhanden. Ebenso die folgenden:
Matronis Gabiabus Celorius Justus l. m.

251 Ihm:
Matronis Gabiabus Suetoni Certus et Paternus v. s. l. m.

252 Ihm:
Gabiabus C. Campanius Victor miles legionis I Minerviae piae fidelis v. s. l. m.

253 Ihm:
Gabiabus Victor Stirri s. l. m.

269 Ihm. Müddersheim:
Gabiabus Justus Quinti filius v. s. l. m.

288 Ihm. Köln:
Junonibus Gabiabus Masius votum retulit.

316 Ihm. Bürgel:
Matronis Alagabiabus Jul. Pusua pro se et Juliis Peregrino Sperato Severo v. s. l. m.

Ich bin mit Ihm der Ansicht, dass auch in *Gabiabus* eine Ortsbezeichnung zu suchen ist. Fremdartige Erscheinungen wie eine *dea Idban. Gabia* (Ihm S. 28), *Junones Gabiae* mahnen zur Vorsicht, gleich mit einer germanischen Etymologie zur Hand zu sein[1]). Die beiden Soldaten aus der legio I Minervia sind wahrscheinlich Germanen gewesen, wie die, welche den Aufaniae gehuldigt haben. Der *Pusua* (Ihm 316) ist, nach einem von Ihm nachgewiesenen *Pusa Trougilli filius* auf einer Mainzer Grabinschrift, ein Gallier und dass in den *Alagabiae* das Präfix nicht germanisch zu sein braucht, beweisen die *Matres Alaterviae*[2]) aus Britannien (Ihm 378) und eine dem Namen nach gänzlich undeutsche *Alateivia* aus Xanten (Brambach CIRh. 197).

Die *Gavadiae* sind durch folgende Inschriften bezeugt:

295 Ihm. Rödingen bei Jülich, jetzt Antiq. in Mannheim:
Matronis Gavadiabus Q. Julius Severinus et Secundinia Justina pro se et suis ex imp. ips. l. m.

---

1) Wieso die *Matronae Gabiae* zu got. *gabei* (Reichtum) gestellt, die Begebenden, Reichtum spendenden bezeichnen können (vgl. anord. gæfr u. a.) — auf diese Frage ist bis jetzt von den Vertretern dieser Etymologie noch keine Antwort gegeben. Bugge's Identificierung mit lat. *cōpia* (Beitr. XII 417) aus **coŏpī* > **gaabī*, mit Schwund des einen *-a-*, ist nicht annehmbar. Wenn eine Etymologie gewagt werden soll, so hat die Zusammenstellung mit and. *geban*, ags. *geofon* (Meer) die grösste Wahrscheinlichkeit; J. Grimm hat die skandinavischen Götternamen *Gefn* und *Gefjon* bereits verglichen (Mythol. S. 258).

2) Man wird nicht an die got. *Tervingi*, wohl aber an den *vicus Ambitarvius* im Lande der Treverer denken, vgl. Th. Bergk, Zur Gesch. und Topogr. d. Rheinl. S. 89 ff. Über kelt. *ala-* vgl. Zeuss² S. 309. 402. — Über Terfinnas u. ähnl. handelt Müllenhoff DA. II 42 Anm.

296 Ihm. Desgl.:

Matronis Gavadiabus Sex. Jul. Securus et Jul. Januarius v. s. l. m.

301 Ihm. Desgl.:

M[atro]nis G[avadi]abus M. Aemilius Pri... us et Novellia Secunda v. s. l. m.

302 Ihm. Desgl.:

[Matro]nis [Gavad]iabus ... nius ... ex pro...

304 Ihm. Bettenhofen bei Jülich:

Matronis Gavadiabus Caldini (?) Severus et Super l. m.

320 Ihm. Gladbach:

Matronis Gavadiabus Primanius .... banus...

Gegen die herkömmliche Deutung der *Matres Gavadiae* (als matres sponsales auf Grund von got. *gawadjôn* verloben) ist nur der Einwand aufrecht zu erhalten, dass eine derartige Beziehung mit dem örtlichen Charakter der Mütter nicht verträglich ist. Ich vergleiche vielmehr Ortsnamen wie das von Förstemann 1507 aufgeführte *Wetiun* an der Diemel, ein Ortsname, der ursprünglich „bei den Schwemmen, bei den Furten" bedeutete (vgl. lat. *vadum*); die Zusammensetzung deutet auf ein deutsches Confluentes, dessen Lage sich leider nie wird bestimmen lassen.

Vermutlich beziehen sich auch die *Matronae Arvagastae* auf eine deutsche Siedelung (trotz der kelt. *Arvioi*, *Arverni* Zeuss[2] S. 774. *Ἀρβαξανοί* Müllenhoff DA. II 247). Sie sind nur auf einer Inschrift aus Müddersheim genannt (jetzt Provinz. Museum in Bonn):

268 Ihm:

Matronis Arvagastis A. Vettius Victor l.

Die Übereinstimmung mit dem Franken Arbogast ist frappant. Auf Ortsnamen wie *Alagastesheim*, *Longastesheim* hat mit Recht schon Ihm (S. 27) hingewiesen; wir haben folglich an eine Ansiedelung zu denken, die nach einem **Arvagastiz* benannt war; vgl. afries. *gestelond* (J. Grimm, Kl. Schr. II 342)?

Den *ματρεβο ναμαυσικαβο* (s. o. S. 29), mit ihrer altgallischen, altertümlichen Flexionsform, entsprechend haben sich zur Bestätigung dafür, dass auch Germanen am Mütterkultus sich beteiligt haben, am Niederrhein Dedikationen an die Matronen mit Anklängen an die Muttersprache gefunden. Wir kennen bis jetzt folgende Inschriften:

272 Ihm. Wesseling, jetzt Provinz. Museum in Bonn:

Matronis Aflims M. Jullionius Agilis v. s. l. m.

282 Ihm. Köln (Ende des 1. oder Anfang des 2. Jahrh.):

Matronis Afliabus M. Marius Marcellus pro se et suis ex imperio ipsarum.

291 Ihm. Lipp bei Bedburg:

Matronis Vatuims Super Quartionis .... Quartionis.

299 Ihm. Rödingen bei Jülich, jetzt Antiq. in Mannheim:

Matronis Vatuims T. Julius Vitalis v. s. l. m.

297 Ihm. Desgl.:
Matronis Vatuiabus Q. Julius Primus pro se et suis v. s. l. m.
298 Ihm. Desgl.:
Matronis Vatuiabus Julia Vegeti filia Mandia pro se et suis votum solvit l. m.
303 Ihm. Güsten bei Zülpich:
Matronis Vatuiabus C. Secundinius Amandus ex imp. ips. l. m.
314 Ihm. Jülicherland, jetzt Museum in Köln:
Matronis Vatuiabus Nersihenis Priminia Justina pro se et suis ex imp. ips. l. m.
Klinkenberg, Bonn. Jahrb. LXXXIX 231 aus Hoven bei Zülpich:
Matronis Saitchamims Primus Freiiattonis l. m.
Desgl.:
Matronis Saithamia[bus] Q. Cominius Primio l. m.

Diese Dative auf *-ims* sind germanisch (Much, Zeitschr. f. deutsches Altertum XXXI 355). Auf Grund der latinisirten *Afliabus*, *Vatuiabus*, *Saithamiabus*, ist für diese Beinamen ein Stammausgang germ. *-iō* anzusetzen: es würden got. ahd. Dative auf *-jôm* entsprechen. Allein schon aus den ahd. Belegen konnten wir den Schluss ziehen, dass die Endung *-jôm* (z. B. ahd. *suntiôm*) ebenso auf einer Übertragung beruht wie ahd. dat. pl. *hirtium* neben *hirtim*. Durch die inschriftlichen Belege wird nunmehr bewiesen, dass die älteste Endung *-īms* gewesen ist, wie auch der nom. sg. ursprünglich auf *-ī* auslautete. Die dat. pl. *aflīms*, *watwīms*, *saithamīms* (vgl. Brugmann, Grundriss II 708 ff.) entsprechen zunächst den altind. *bṛhatībhis*, *nadībhis* u. a.; *-m-* gegen altind. *-bh-* hat bekanntlich das Slavische mit dem Germanischen gemeinsam. Die ursprüngliche Dativ- (oder vielmehr Instrumental-) Endung ist folglich germ. *-mis* (*-miz*), vgl. anord. *tveimr*, *primr*. Die feminine *-ī*-flexion ist in den Beinamen durch das Genus der Mütter veranlasst. Nom. sg. **afli* stellt ein moviertes Femininum zu einem Stamm **aflo-* dar, von dem wir für die Deutung auszugehen haben.

Jede Etymologie, welche nicht auf eine Ortsbenennung hinausläuft, muss nach allem, was wir wissen, als verfehlt betrachtet werden. Unsere Inschriften selbst geben uns dafür einen Anhaltspunkt. In no. 314 sind mit den *Matronis Vatuiabus* die *Nersihenae* verbunden. Die Inschrift, im Jülicherland gefunden, verrät eine so auffallende Verwandtschaft mit dem Orte Neers (Kreis Gladbach) und dem hier fliessenden Flusse Neers oder Niers (Ihm S. 22), dass sie darauf wird bezogen werden müssen. Förstemann 1074 belegt aus dem 9. Jahrhundert die Form *Nersa*. *Vatuīms*, beruhend auf nom. sg. **watwī*, setzt eine Wurzel *wat* voraus, die zu got. *watō*, ahd. *wazzar* (Wasser) gehört, dieselbe Ableitung zeigt wie got. *ahva* und dieselbe Bedeutung beansprucht, wie das genau entsprechende germ. **aχwī* = ahd. *auwa*. Die Mütter beziehen sich offenbar auf ein „Wasserland“ bei dem Flüsschen Niers.

Für die *Aflims* wird man an kymr. *Afallon*, d. i. Apfelinsel (Müllenhoff DA. I 409 Anm.) denken; ferner erinnert man sich der Insel *Abalus* bei Plinius. Es ist durchaus nicht meine Ansicht, dass die der Nordseeküste vorgelagerte Bernsteininsel *Abalus* (Müllenhoff DA. I 476 ff. 484 Anm. 227 f.) in unserer Inschrift gemeint sei: es genügt, die Ortsbenennung nachgewiesen zu haben; mit ahd. *avalôn*, anord. *afla* nebst Ableitungen hat dieselbe nichts zu thun. Diese keltische Ortsbenennung ist uns heute noch überliefert in dem Namen der Eifel, deren älteste urkundlichen Belege auf altes *a*- der Stammsilbe weisen; *in pago eflinse* a. 762, *efflinse* a. 772 (*eiflinse* a. 845 u. s. w.) vgl. H. Marjan, Keltische und lateinische Ortsnamen in der Rheinprovinz (Aachen 1882) S. 16. Man ist also vollberechtigt, die *Matronae Afliae* auf das Eifelland zu beziehen, doch kennen wir auch ein *Aualgowe* (a. 882, 996 u. ö.) an den Flüssen Sieg und Agger (Annalen d. histor. Ver. f. d. Niederrhein XXI 170).

Grössere Schwierigkeiten der Erklärung bietet *Saitchamims*, *Saithamiabus*. Ein Kompositum kann das Wort nicht sein, weil der stammauslautende Vokal fehlt (**saita*-). Much vermutete, das erste Kompositionsglied sei mit anord. *seidr* (Zauber) identisch. Diese Annahme scheitert nicht bloss an der Orthographie (*t* kann nicht für *th* stehen), sondern auch an der specifisch nordgerm. Heimat des Wortes *seidr* = Zauber; ahd. *seidh*, *seid* bedeutet Schlinge. Der Dedikant *Primus Freiiattonis* (sc. *filius*) ist ein Gallier (wir kennen einen Tungrer *Freiioverus*, Brambach CIRh. 1231), wie nicht bloss die ganz ungermanische Namensform, sondern auch die gallische Namengebung beweist[1]). *Saithamims* ist aber sicher deutsch; die Orthographie *Saitchamims* wird nur ein Versuch sein, den Spiranten þ wiederzugeben. Ich halte das Wort für eine Bildung wie ahd. *mëtam*, resp. Ortsnamen wie *Metama* (Förstemann 1022) und erkenne in dem Stamme **saipa*- eine Ablautsform zu ahd. *sîta* (Seite). Das letztere gehört etymologisch zu altind. *sîtâ* Furche, Abgrenzung; avest. *hitha* Wohnung. Die Grundbedeutung der Wurzel ist (wie lat. *situs*): in eine feste Lage bringen. Genau entspricht der germanischen Ablautstufe in *saipa*- altind. *sêtus*, welches u. a. Damm, Brücke bedeutet und das avest. *haêthush* Brücke, Weg. Eine primäre *m*-Ableitung stellt altind. *sîma* dar, welches nicht bloss als Scheitel, sondern auch als Grenze, Markung eines Dorfes erklärt wird[2]). Auch im Germanischen ist für Ortsbenennung die *m*-Ableitung üblich gewesen (z. B. *holm*), folglich wird in **saipama* der Bedeutung nach ein allgemeiner Siedlungsbegriff (etwa „abgegrenzte Wohnstätte") zu suchen sein.

1) Vgl. CIL. XII pag. 962: patris nomen genetivo omisso vocabulo filio vel filia *more gallico*. Vgl. auch Inschrift 291. Auch eine Namengebung wie *Julia Vegeti filia* no. 298 ist nach Hettner, Westd. Zeitschr. II 7 ursprünglich gallisch, im Laufe der Zeit aber auch unter Germanen aufgekommen.

2) Brugmann-Osthoff, Morphologische Untersuchungen IV 81. 133. 144.

Die Stellung der beiden so grundverschiedenen Nationalitäten, der Kelten und der Germanen, zu dem Mütterkultus ist nunmehr klar zu erkennen. Auf keltischem Boden hat er seine Wurzel, die gallisch-römische Kultur des linksrheinischen Germanien hat ihn auch in deutsche Herzen verpflanzt, in den rheinischen Lagerquartieren und Städten ist er durch die zahlreichen keltischen Bestandteile des Civil- und Militärstandes vorbildlich geworden für eine Klasse von Germanen, die ihren heimatlichen Glauben ebenso verleugnet hat wie die Muttersprache, von der nur dürftige Reste uns einen Nachklang geben. Es mochte wohl auch ein deutsches Herz ansprechen, die ferne Heimat unter göttlichem, mütterlichem Schutze zu wissen. Der Name beweist nichts, aber es ist doch wahrscheinlich, dass in der *vexillatio Germanorum*, die wir aus Britannien kennen (Ihm no. 351, vgl. oben S. 32) auch deutsche Männer gedient haben, dass auch sie an der Stiftung des Denksteines: *deabus Matribus tramarinis* mitbeteiligt waren[1]). Der elegische Zug, der sich in solcher Glaubenssehnsucht unverkennbar geltend macht, ist ursprünglich germanischer Religion und germanischer Poesie fremd. Er ist ein erster Vorbote einer neuen Zeit, einer neuen Kultur, eines neuen Geschlechtes, deren Keime in der Periode der Römerherrschaft ausgesät, in der Periode der Völkerwanderung entwickelt, in der Periode der Christianisierung des deutschen Volkes gereift sind.

Marburg i. H., Februar 1891.

Zu Goethes Parialegende.

(Ausgabe letzter Hand von 1828. III, 11—16. Weimarsche Ausgabe von 1890. III, 10—15.)

Von **Karl Weinhold.**

Entkleiden wir das Gedicht des köstlichen Schmuckes, welchen der deutsche Dichter um den indischen Stoff gewunden, so erhalten wir folgende Hauptakte der dramatisch belebten Erzählung:

Die schöne Gattin eines Brahmanen, die täglich Wasser aus dem heiligen Flusse holt, wird eines Tages von sündiger Liebe zu einer bestrickenden Jünglingsgestalt erfasst. Der Gatte erkennt bei ihrer Heimkehr ihr Vergehen und tötet sie. Der Sohn will im Schmerz darüber sich in das blutige Schwert stürzen, aber der Vater hält ihn zurück und sendet ihn zu dem Leichnam. Er soll das Haupt der Mutter dem Rumpfe wieder anfügen und sie mit dem Schwert berühren. Zum Leben zurückgekehrt, werde sie ihm folgen.

1) [Inzwischen ist in Britannien ein Denkstein keltischer Herkunft mit: *Matres Ollototae sive transmarinae* gefunden worden; vgl. Korrespbl. d. Westd. Zeitschr. 1891 no. 73. 90. Correcturnote.]

Und dann wird weiter erzählt, dass der Sohn in der Verwirrung den Kopf der Mutter auf den Rumpf einer Verbrecherin setzt und dadurch eine grauenvolle Verbindung der reinen Frau mit der Sünderin vollzieht.

Bereits Düntzer hat nachgewiesen, dass Goethe, der übrigens schon vor dem Eintritt in Weimar durch Dappers Asia auf die indischen Stoffe aufmerksam geworden war (Dichtung und Wahrheit, 12. Buch, Weimarsche Ausg. 28, 144), den Stoff der Parialegende aus Sonnerats Reise nach Ostindien und China (Deutsch Zürich 1783) kennen gelernt hatte. Seit 1816 beschäftigte sich Goethe mit der dichterischen Gestaltung desselben, kam aber erst am 17. Dezember 1821 nach Eckermanns Erzählung damit zum Abschluss[1]).

Über den indischen Stoff hat Th. Benfey 1862 in seiner Zeitschrift Orient und Occident (S. 719—732 Goethes Gedicht Legende und dessen Indisches Vorbild) eine sehr dankenswerte Untersuchung veröffentlicht. Hiernach finden wir die wahrscheinlich älteste Gestalt jener mythischen Erzählung in dem Mahâbhârata (III, 11071 ff.). Hier wird sie von der Mutter des Râma, Renukâ, der Gattin eines indischen Heiligen, Dschamadagni des Bussreichen, berichtet. Die Frau wird bei dem vorschriftsmässigen Baden im Ganges von Liebe zu dem schönen Fürsten Tschitraratha ergriffen. Der Gatte durchschaut bei der Heimkehr ihr Herz und befiehlt den fünf Söhnen, die Mutter zu töten. Aber nur der jüngste, Râma, folgt dem Befehl und spaltet der Mutter das Haupt mit der Axt. Als nun Dschamadagni den Sohn zum Lohne für die That einen Wunsch thun lässt, wählt er sich unter allen Wünschen, die ihm in der Seele liegen, als höchsten, die Wiederbelebung der Mutter. Der Wunsch geht sofort mit allen übrigen Wünschen Râmas in Erfüllung.

Die Geschichte begegnet mehr oder minder ausführlich auch in anderen Sanskritwerken, so im Kâlikâpurâna und im Bhâgavatapurâna (Benfey a. a. O. S. 724 f.), natürlich mit Abweichungen. Aus solchen Quellen ist auch die Erzählung in Sonnerats Reise geflossen, die am meisten mit Goethes Legende stimmt, während die Form der Geschichte in Dappers Asia oder Ausführliche Beschreibung des Reiches des Grossen Mogols (ins Hochdeutsche übersetzt von J. Chr. Beern. Nürnberg 1681) aus junger mündlicher Überlieferung stammen mag (Benfey 727).

Die Vertauschung der Köpfe gehört gar nicht zu dieser Geschichte von Renukâ und Râma, sondern Goethe hat sie aus eigenem Willen angefügt, um einen wunderbaren, von ihm geistvoll gestalteten Abschluss zu geben. Er fand das Motiv in Ikens Übersetzung des Touti-Nameh (einer Sammlung persischer Märchen von Nachschebi. 1822. S. 104), die er 1820 kennen lernte. Die persische Erzählung ist aus indischer Quelle geflossen,

1) Vgl. die Kommentare von Düntzer, Viehoff, v. Loeper.

den Vetâlapantschavinçati: fünfundzwanzig Erzählungen eines vetâla (Dämon, der in die Leichen fährt) vgl. Benfey a. a. O. 729.

Bei der weiteren Untersuchung lassen wir also die Vertauschung der Köpfe ganz beiseite, weil sie der alten Geschichte ebenso fremd ist, als die herrliche Beziehung der Legende auf die Parias, die Goethes volles Eigentum ist. Wir beschäftigen uns nur mit der Erzählung von Renukà, in welcher die Hauptmotive sind: die Todesstrafe eines schönen sündigen Weibes und die Wiederbelebung desselben.

Aus dem Schatze unserer deutschen Volkssagen kann ich zu der indischen eine entsprechende Sage aufweisen. Dass dieselbe eine andere Einkleidung und einige abweichende Nebenzüge hat, darf die Erkenntnis der Grundübereinstimmung nicht stören.

In Eisenberg im sächsischen Voigtlande hatte sich ein Ehemann mit einem Mädchen vergangen. Als es ruchbar ward, entfloh er; das Mädchen aber, das eine wunderbare Schönheit war, verurteilte man zum Tode durchs Schwert. Der Scharfrichter schlug ihr das Haupt mit einem Schlage ab, legte dann ein Stück Rasen statt des Kopfes auf den Rumpf und führte den neben ihm herschreitenden neubelebten Leichnam zum Entsetzen des Volkes über neun Äcker zu dem Scheiterhaufen, wo er ihn verbrannte. Für jenes Meisterstück erhielt er die neun Äcker, die oberhalb der Schneckenmühle bei Eisenberg liegen, zum Geschenk (Sagenbuch des Voigtlandes von Robert Eisel. Gera 1871. Nr. 936).

Das Mädchen, das gesündigt hatte, war zur Enthauptung und danach zur Verbrennung verurteilt worden: das ist aber nicht die nachweisliche alte Strafe für Ehebruch, sondern ist die Milderung des Feuertodes, welche in späterer Zeit (noch im 18. Jahrhundert) den Hexen zu teil ward. Ehebrecherinnen wurden in jenen strengen Zeiten einfach enthauptet oder lebendig begraben. In der Verbrennung erkennen wir also eine jüngere Zuthat, die aus dem Volksglauben sich ergab, nur eine Hexe habe einen solchen Gang gehen können; sodann auch aus dem Bedürfnis nach einem Ziel des wunderbaren Ganges des wiederbelebten Weibes. — Dieser Gang geht über neun Äcker: das ist eine uralte mythische Raumbestimmung. Neun Fuss weit geht Fiǫrgyns Sohn, d. i. Thórr, als die Weltschlange ihn zum Tode verwundet hatte (Vǫlusp. 50). Neun Fuss weit Raum muss zwischen dem Vatermörder, der seine Schuld noch nicht gebüsst hat und jedem andern Mann, nach Westerlauwer Friesen-Recht (423, 31. Richth.) bleiben. Beim Gottesurteil des glühenden Eisens ward über neun Pflugscharen geschritten oder das glühende Eisen neun Fuss weit getragen (Kägi, German. Gottesurteil 46 f.). Ein Mädchen bei Sulzbach in der Oberpfalz nahm zur Kühlung des heissen Erntetags einen Strohhalm zwischen die Zehen und schritt damit über neun Beete: sofort entstund ein Gewitter (Schönwerth, Sagen aus der Oberpfalz 3, 184). Über neun Grenzen, Raine, Scheiden oder Ecken ist in geheimnisvollen Gebräuchen eine alt-

heilige Raumbestimmung. In dem Toten- und Lustrationskult der arischen Völker erscheint überall die geheimnisvolle Bedeutung der Zahl Neun[1]).

Jenes Mädchen unserer voigtländischen Sage schreitet also, getötet, aber zum Leben noch einmal zurückgerufen, durch einen Raum von altheiligem Maass. Ob es nun dann wirklich tot zusammenbrach (gleich dem von dem Midgardswurm getroffenen Thórr) oder entsühnt ins Leben zurücktrat (gleich der indischen Renukâ) und denen, die das germanische Gottesurteil bestunden, ist eine Frage, die wir lösen können.

Deshalb haben wir von dem Rasenstück zu sprechen, das der Eisenberger Scharfrichter statt des Hauptes dem Rumpf der Getöteten auflegte.

Der Rasen hatte als ein Stück der heiligen mütterlichen Erde in dem alten Glauben der Germanen eine grosse Bedeutung. Demnach hat auch der deutsche und skandinavische Aberglaube die geheimnisvolle Kraft desselben nicht vergessen.

Nimmt man ein Rasenstück (dänisch græstorv) auf den Kopf, so wird man unsichtbar und erkennt die Hexen und Bilweisse in ihrer wahren Gestalt[2]); oder auch man versteht die Vögelsprache (Feilberg a. a. O.). Durch das Stellen unter den Rasen wird der Mensch in diesem Falle ein Unterirdischer und erlangt die übermenschlichen Eigenschaften desselben: Unsichtbarkeit und verschärften Verstand.

Rasenstücke halten ferner böse Geister (Hexen) von der Schwelle ab, vor die sie gelegt sind (Wuttke 89); sie schützen (wenn sie umgekehrt werden) gegen aufziehendes Unwetter, indem sie den Wind wenden (Wuttke 444); sie geben, vor dem Sommeraustrieb unter die Schwelle des Stalles gelegt, dem darüber schreitenden Vieh, namentlich wenn noch ein Ei und ein Stück Eisen (Beil, Schlüssel) dazu gelegt werden, Segen mit auf die Weide (Wuttke 89).

Andern Glauben, der sich an die Rasenstücke knüpft, können wir hier beiseite lassen.

Für uns wichtig ist die höhere Begabung oder geradezu die Wandelung, die durch den Rasenstreifen mit dem darunter stehenden oder gehenden Menschen geschieht. Dies genauer zu erkennen, dient der bekannte altnordische Rechtsbrauch des Ganges unter das Erdband (gánga undir jarðarmen), über den neuerdings Max Pappenheim in seinen Altdänischen Schutzgilden (21 f., 25 f., 34 f.) gehandelt und ihn als symbolische Dar-

1) Diels Sibyllinische Blätter. Berlin 1890. S. 41 f. Kägi, die Neunzahl bei den Ostariern (in den Philolog. Abhandlungen für H. Schweizer-Sidler) 1891.

2) Nebenbestimmungen: der Rasen muss vom Grab eines ungetauften Kindes sein (Westfälische Sagen: Kuhn I n. 419); er muss vor Sonnenaufgang auf einer Feldecke gestochen sein (Wuttke, Aberglaube 378); man muss auf einem Kreuzwege stehen (Wuttke 376), oder in einer Grube auf dem Galgenberge (Feilberg Ordbog s. v. græstorv).

stellung des Geburtsaktes erklärt hat, bei dem die Erde als Mutter, der unter den übergespannten Rasenstreifen getretene als im Mutterleib befindlich gedacht ward. Kr. Nyrop hat sich in seinem Aufsatz über den Lappenbaum (Kludetræet, en sammenlignende undersögelse, Dania S. 1—31) dieser Deutung angeschlossen, indem er in dem weitverbreiteten Brauche, Krankheiten und Schäden mittels Durchkriechens durch Baumspalten, Stein- und Erdlöcher zu heilen, Stützen für die Symbolik einer Wiedergeburt erkannte. Wenn er zugleich aber auch eine Reinigungsceremonie darin sah, im Anschluss an J. Grimm und K. Maurer, so hat Pappenheim (Zeitschrift für deutsche Philologie XXIV, 157 ff.) wie es scheint, begründete Einwendungen dawider erhoben. Das Gehen unter den Erdstreifen ist eben nur das Symbol der Wiedergeburt im Schosse der Erde.

Das enthauptete Mädchen von Eisenberg ist mit dem Rasenstück bedeckt worden, es tritt unter das Erdband, d. h. es wird neu geboren, kehrt zum Leben zurück, schreitet als eine Lebende einher. Dass nun diese Wiederbelebung nur geschehe, um sie sofort auf dem Scheiterhaufen wieder zu töten, wäre ganz widersinnig. Auch von dieser Seite ergiebt sich der Schluss der Eisenberger Sage als jüngerer Zusatz.

Suchen wir dieselbe auf ihre älteste Gestalt zurückzuführen, so wird es die mythische Erzählung davon sein, dass ein schönes Weib zur Strafe eines Vergehens den Tod empfing — ob wir dabei im Schwert ein Bild des Blitzes sehen sollen, sei dahingestellt. Sie wird aber von den Göttern begnadigt und durch Wiedergeburt dem Leben zurückgegeben.

Die moderne Umkleidung der deutschen Sage streifen wir von dem eigentlichen Körper derselben ab. Das Mittel der Wiedergeburt — das Gehen unter den Rasenstreifen — ist uralt und weit älter als die Berührung mit dem Schwert, die Goethe aus Varianten der indischen Erzählung entnommen hatte. Und so erkennen wir in dieser voigtländischen Volkssage treu bewahrte Züge einer uralten arischen Mythe. Wir erkennen auch hier wieder, welchen wichtigen Schatz wir in unseren Volkssagen haben. Es kommt eben nur auf die Wünschelrute an, um denselben heben zu können.

Der Gebrauch des Kerbholzes auf dem Thüringer Walde.

Vom Volksschullehrer **F. Kunze** in Suhl.

Es ist eine unbestreitbare Thatsache, dass sich in Gebirgsgegenden (besonders in den Dörfern) Sagen, Sitten und Gebräuche unverfälschter und lebenskräftiger erhalten, als in den grösseren Ortschaften der dem regeren Verkehr und der glättenden Kultur mehr geöffneten Ebenen.

Ein recht interessanter Brauch, der jedoch nur vereinzelt und verblasst auftritt, ist die Verwendung des sprichwörtlich gewordenen Kerbholzes, welche noch heute im Gasthause „Zum goldenen Hirsch“ in Neuendorf bei Suhl auf dem Thüringer Walde zu beobachten ist.

Suhlerneundorf, wie der Ort gewöhnlich im Volksmunde genannt wird — zum Unterschiede von dem etwas über eine Meile entfernt gelegenen Neundorf bei Schleusingen —, kommt urkundlich als „Nuwendorf bi Sule“ zuerst anno 1375 vor und besitzt in seinem bereits erwähnten Gasthause laut der über dessen steinernem Eingangspförtchen eingemeisselten Jahreszahl 1616 einen stummen Zeugen fast dreier wechselvoller Jahrhunderte.

Unterwirft man die inneren Räume der Gemeindeschenke einer auch nur oberflächlichen Besichtigung, so erweist sich die eigentümliche Bauart schon als ein „Altertum“. Die originellen Holzschnitzereien der breiten Thürbekleidungen, die ursprünglichen Tafeln und Bänke, welche noch vor sechs Jahren das niedrige Gastzimmer schmückten, dann aber — eine höchst willkommene Wohn- und Werkstätte der emsigen Holzwürmer — wegen Altersschwäche ausser Dienst gesetzt wurden, hätten einen würdigen Platz in einem Museum für Altertümer beanspruchen können.

Älter aber als jene Möbelstücke ist unstreitig die Benutzung des Kerbholzes.

Dieses stabförmige Gerät besteht aus zwei ineinander fügbaren Teilen, welche man mit der Bezeichnung Haupt- und Ergänzungsholz bedenken und aus nachstehender Figur deutlich ersehen kann.

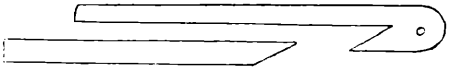


Fig. 1.

In jener Form ist das lineale Instrument vierkantig, meistens aus Buchenholz geschnitzt, und hat eine Länge von etwa 32 *cm*, während seine Breite beim Zusammenpassen beider Teile bei 4 *cm* ausmacht. Der Name Kerbholz ist ihm in Ansehung der Kerben, welche auf seiner breiteren Oberfläche angebracht werden, verliehen worden. Mittels einer dreikantigen Stahlfeile werden die Striche in die glatte Breitseite der dicht aneinandergehaltenen Buchenhölzer eingeritzt und deuten in ihrer Reihenfolge die Anzahl der vom vorübergehenden Inhaber des Holzes auf Rechnung empfangenen Masse Bieres an.

Nach erfolgter Einkimmung, die sich auf beide Hölzer erstreckt, erhält der Bierempfänger das ihm als zeitweiliges Eigentum übergebene Ergänzungsholz zurück und nimmt es aus der Schenke mit nachhause, um es bei dem nächsten Bierbezuge wieder mit zur Quelle zu bringen. Auf diese Weise ist der bierspendende Wirt ebenso wie sein Kunde jederzeit in der Lage, das hölzerne — und stets vor Fälschungen gesicherte — Bier-

konto zu übersehen und zu kontrolieren, selbst dann noch, wenn letzterer zur Verscheuchung des lästigen Durstgespenstes ab und zu ein oder mehrere Liter in seine Behausung oder auf den Acker holen lässt.

Die Zahl der „Möässer“ Bier wird bis zur Höhe von 9 durch einfache Striche bezeichnet, während 10 Liter (20 Kärtle)[1]) mit einer römischen X eingeschrammt werden, wie aus nachstehender Figur 2 ersichtlich ist.

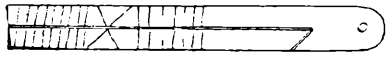


Fig. 2.

Der Scheitelpunkt des vierwinkligen Zifferkreuzes (X) fällt bei der Einkerbung in die Schnittlinie zwischen beide Hölzer, so dass sowohl auf dem Hauptholz des Wirtes, als auch auf dem Ergänzungsholze des Gastes je eine V zu stehen kommt, welche sich dann bei richtiger Zusammenfügung beider Stäbe zu einer X gestaltet.

Werden nun z. B. $6\frac{1}{2}$ *l* Bier gekauft, so wird ausser den sechs vollen Kerben auf jedem Holz noch ein halber Strich eingeritzt (vgl. Fig. 2), der dann bei der nächsten Gelegenheit, wo wiederum $\frac{1}{2}$ *l* mit im Spiele ist, zu einem vollen oder ganzen Striche feilend erweitert wird.

Zur erntefetten Zeit des Nachherbstes eines jeden Jahres wird die Bilanz gezogen, bei welcher das beiderseitige Soll und Haben dieser einfachen Buchführung, die in Ansehung der beiden Hölzer auch zugleich eine doppelte ist, so genau stimmt, dass weder auf Seiten des Gläubigers, noch auf Seiten des Schuldners ein Manko zu finden ist.

Ward im Laufe des Jahres die angefangene Breitseite des Kerbholzes völlig mit Kimmen versehen, so dreht man das bisher einseitig benutzte Instrument zum ferneren Gebrauch einfach herum, um hier von neuem zu beginnen. Nach Abschluss der Jahresrechnung oder nach erfolgter Ebnung des Kontos wird das Doppelholz keineswegs wie ein abgenutzter Gegenstand beiseite geworfen, sondern es muss nach erfolgter Abhobelung im kommenden Jahre wiederum dieselben Dienste leisten.

Damit die in Händen des Wirtes sich befindenden Haupthölzer nicht abhanden kommen, werden sie wie eine Schlüsselfamilie an einen umfangreichen Drahtring gefesselt, dem stets sein bestimmter Hängeplatz an der Wand angewiesen wird.

Damit eine unheilvolle Verwechselung der verschiedenen Merkhölzer ausgeschlossen bleibe, sind auf der fast 2 *cm* breiten Rückenfläche derselben die Namen der zuständigen Kunden mit schwarzer Tinte verzeichnet. Ausser einigen „Geschirrhaltern“ — moderne Bezeichnung für Fuhrleute — Suhlerneundorfs sind noch etliche Altertumsverehrer Suhls

1) d. h. auf einmal abgeholt!

im Besitze von Ergänzungshölzern, um die Sitte nicht völlig ableben zu lassen. —

Was nun das Alter dieser eigentümlichen Berechnungsweise anbelangt, so ist zu bemerken, dass sie das ganze Mittelalter hindurch gäng und gäbe war und bis ins 17. Jahrhundert hinein in Deutschland bei der Zählung der Vieh- und Garbenzahl, besonders bei der Entrichtung des Zehnten (Decem) allgemeine Verwendung fand. Bei Krämern, Schankwirten und Kaufleuten vertrat das Kerbholz die Stelle des Kontobuches, in welches säumige Zahler ein- oder aufgetragen wurden. Da der Bauer dazumal noch nicht „sô gelêret was, daz er an den buochen las", noch vielweniger in dieselben schrieb, so erlangten gerade die einfachen Rechenbrettchen auf dem Lande eine weitgehende Verbreitung, indem Drescher, Fröhner, Tagelöhner, Müller etc. ihre arithmetischen Auseinandersetzungen auf dem Kerbholze verewigten.

Der alte Chronist Peccenstein berichtet in seinen mir vorliegenden Abhandlungen über das alte Thüringen (Jena und Leipzig, 1597) auf Seite 43, dass die weiland Bewohner dieses Landes „mit Kerbhölzern berechnet, vnd den Hertzen Ja und Nein bezalet" hätten.

Urkundlich findet sich das alte hanebüchene Instrument im 14. Jahrhundert als „kervestock" und im 15. Jahrhundert (1475) als „kerveholz" vor. Es war ursprünglich ein glatt zugerichteter Stab von ungefähr 1 Fuss Länge, an welchem der Gläubiger mit römischen Zahlen oder verschiedenen Kerben die Schuld des borgenden Kunden schneidend anmerkte. Sobald Abrechnung oder Kerbzählung gehalten wurde, sandte der Gläubiger seinem Schuldner den Stab als Rechnung zu oder er rechnete auf Grund der Angaben desselben persönlich mit ihm ab. Die „Herren" trugen ihre Vermerke auch wohl in die Bücher ein, während die Bauern hierzu ihre Hölzer gebrauchten. So ist beispielsweise in einem Schiedsspruche vom Jahre 1464 (Lennep Leihe zu Landsiedelrecht. Cod. prob. S. 241) die Rede von „der alten schuldt, was der ist, die sie (Siedler, Bauern) an ihren Kerben und auch die Herren in ihren Büchern beschrieben haben."

Bei Einkäufen hatte sowohl der Verkäufer als auch der Abnehmer sein Holz (ähnlich der Neundorfer Sitte), welche bei der Abrechnung in ihren Einzeichnungen übereinstimmen mussten. In der Regel waren sie der Sicherheit wegen „aus einem Stück" geschnitten, ja die deutlich sichtbaren Jahresringe des Holzes mussten mit ihren Merkmalen die erforderliche Sicherheit und Genauigkeit erhöhen helfen. Eine Ulmer Gerichtsordnung vom Jahre 1621 erkennt darum auch den Kerbhölzern (da der Schuldherr den Stock behelt, der Einsatz aber und Gegenwechsel dem Schuldmann zu gestellet wird) eine gerichtliche Beweiskraft zu (Haltaus, Glossarium germ. Sp. 1082). „Am Tage St. Andreä anno 1594 sind zwey gleichlautende, einer Handschrift aufeinander ausgeschnittene Briefe, deren jede Parthey einen zu sich genommen, ausgefertiget worden", betr.

die Vermietung der Gemeindeschenke zu Natza, weshalb man „nicht nöthig gehabt, dergleichen Contracte zu unterschreiben, sondern es haben solche, wenn sie ordentlich auf einander gepasset, eben die Kraft des Beweises gehabt, wie denen ausgeschnittenen Kerbhölzern beygeleget wird.“ (cfr. Klingner, Sammlungen zum Dorf- und Bauren Rechte. Leipzig 1755, IV. Teil, pag. 825, wo auch eine Zeichnung eines noch vorhandenen Pachtkontraktes in der Gestalt von Figur 3 gegeben ist.)

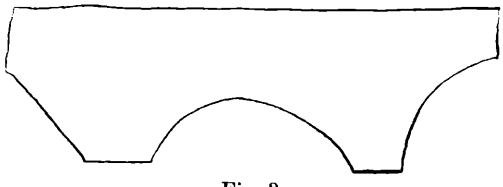


Fig. 3.

Laut der „Statuta der Stadt Sula, Wie solche im Jahre 1664 ernewert“ und anno 1666 gedruckt wurden, war auch das Kerbholz in seiner primitivsten Form hier in Suhl gebräuchlich, und zwar zur Aufzeichnung des zu entrichtenden Zolles, mit welchem alle auswärtigen Waren, welche auf den hiesigen Markt gebracht wurden, belegt waren. Der hier einschlägige § 11 des Statuts besagt unter der Überschrift „Vom Spähn-Ausschneiden“ wörtlich: „Alles einkommende frembde Bier, auch Most und Wein, ehe es denn vom Geschirr abgeladen wird, soll vom Spähn-Ausschneider und Stadtschreiber aussgespähnet, und zu Register gebracht; was aussgezäpffet wird, wie vorhergehends gedacht, gericht und in Register verzeichnet; was aber wieder hinaus verkaufft und abgeführet wird, die Spähne eingelegt und abgeschnitten werden[1]).“

War nämlich das Kerbholz voll, so schnitt man behufs erneuter Benutzung die eingekerbte Schicht los (ähnlich wie heute noch in Naundorf), was einst Dr. Martin Luther bei verzögerter Beantwortung eines erhaltenen Briefes mit folgenden Worten bildlich benutzte: „Ich muss einmal das Kerbholz losschneiden, denn ich lange nicht geantwortet habe“ (Briefe, herausg. von de Wette 5, 448).

Vielfach diente das Kerbholz auch nur zur Unterstützung des Gedächtnisses seines Besitzers. So bezeichneten in Hessen oft die Hirten des Dorfes jedes Stück ihrer Herde durch einen Einschnitt am Kerbstocke, ja sie kannten auch jedes einzelne Glied ihrer oft umfangreichen Herde an der darauf bezüglichen Kerbe. So noch jetzt an der Diemel und unteren Werra. Von diesem Brauche, das Vieh nach Kerben zu zählen, rührt es her, dass man in Oberhessen den Viehbestand und die Grösse der Güter nach Kerben bestimmte. „Ein Gut mit vier Kerben“ ist dort ein mit vier

1) Span oder Kerfholzlin; der Gegenspan, kontrollirendes Kerbholz, Schmeller, Bayr. Wörterb. II² 669.

Ochsen oder zwei Pflügen ausgestattetes Grundstück. „Der Schullehrer hat eine Kerbe frei“ — bedeutet, er hat das Recht, ein Stück Rindvieh oder zwei Schweine unentgeltlich mit auf die Weide gehen zu lassen. Noch in der Mitte dieses Jahrhunderts wurden in Hessen[1]) Güter nach Kerben oder Kimmen berechnet, was offenbar auf jene Kerbholzsitte zurückgeht. Im Suhl benachbarten Dorfe Heinrichs bezeichnet noch heute der Hirt die Tiere seiner Herde durch einen einfachen Schnitt an seinem Hirtenstocke, und ein hiesiger Büchsenschäfter zeigte mir nach einem von mir gehaltenen Vortrag über das Kerbholz in dem meinem Vorsitz anvertrauten Gewerbeverein hierselbst, ein aus Amerika bezogenes Büffelhorn, in welchem (jedenfalls von einem Hirten) ungefähr 10 *mm* tiefe Kerben angebracht waren.

In Schwarzenborn in Hessen wurden noch 1816 die Zehntgarben von den Zehntmännern gekerbt, und im Jahre 1861 merkte der Thorschliesser in Marburg die sogenannten „Abwerfescheiter“ — Holzscheite, welche die bäuerlichen Holzverkäufer als Abgabe an die Stadt zu liefern hatten — beim Einfahren in die Stadt vor dem Zollhause an dem Kerbholze an. In der fränkisch-hennebergischen Gemarkung war es vor 20 Jahren noch allgemeine und ist heute hin und wieder noch gangbare Sitte (z. B. in Mäbendorf bei Suhl), dass am Kirmsentage die sogenannten „Platzmeister“ (Burschen, welche die Leitung des Tanzes übernehmen) an der Seite ein Kerbholz tragen — befestigt an einem seidenen Bande — um auf demselben die Anzahl der Masse Bier einzuschneiden, welche sie für die Tanzburschen vom Wirte erhalten haben.

Auch in der Schweiz wurde bis in die Gegenwart hinein auf den Almweiden der Betrag der gelieferten Milch in Holzstäbe unter dem Kennzeichen der einzelnen Lieferanten eingekerbt. Die Hölzer hiessen und heissen noch Milchbeile. Mit Brotbeilen bezeichnete man zwei etwa fusslange Zwillingsstäbe, welche man nebeneinander legte, um quer auf denselben die Anzahl der verabreichten Brote einzukimmen. Bäcker, Metzger und Milchbauern, Senner auf der Alm, haben diese Beile noch für sich und ihre Kunden als Berechnungsmittel[2]).

Vor einiger Zeit berichtete eine Zeitung von einem ähnlichen Brauche, der auf dem bairischen Walde in nachvermeldeter Gestalt noch an der Tagesordnung ist. „Der Bauer und der Holzhauer haben ein jeder einen Holzspahn; beide Spähne werden aufeinander gelegt, und für je einen Arbeitstag wird ein Einschnitt gemacht, worauf der Bauer seinen Spahn in den Kasten sperrt und der Holzhauer seinen Spahn mit nach Hause nimmt, so dass keiner dem Spahne des andern beikommen kann. Am Schlusse des Monats wird abgerechnet. Beide Spähne werden zusammen-

1) Vilmar, Idiotikon von Kurhessen S. 199, 201 (Kimme ist niederhessisch).

2) Über die Beile vgl. Fr. Staub, Das Brot im Spiegel schweizerdeutscher Volkssprache und Sitte. Leipzig 1868. S. 48, 67, 173—177.

gelegt und die Einschnitte am Rücken, die natürlich genau zusammenstimmen müssen, gezählt und bezahlt. Die geschehene Abrechnung wird am Schlusse durch ein + bezeichnet.“ Die betreffende Zeitung zollte dieser „durch ihre patriarchalische Einfachheit für sich selbst redende Art der Buchführung“ belobigende Worte, wobei wir uns Justus Möser's Preises des Kerbstockes in den Patriotischen Phantasien (2, 144. 312. Ausg. v. 1778) erinnern wollen.

Da es in früheren Zeiten besonders die Gewohnheit der Wirte war, sich des Kerbholzes zur Aufzeichnung der Schuld ihrer Kunden zu bedienen, so hat sich aus jenen Zeiten bis auf den heutigen Tag die Redensart „aufs Kerbholz trinken“ erhalten; es bedeutet soviel wie unbedacht trinken, ohne der künftigen Schuldabtragung zu gedenken. Hat jemand mit einem andern irgend eine strittige Angelegenheit zu schlichten, so wird dem Gegenpart oftmals unter die Nase gerieben, dass er „noch etwas auf dem Kerbholze“ habe. Eine alte, jetzt ausser Kurs gesetzte Redensart, „ans Kerbholz reden“, missbilligte das Drauflosreden ohne jegliche Überlegung.

In Wallensteins Lager sagt die Marketenderin, als der Wachtmeister ein Glas auf Piccolominis Wohl leeren will: „Das kommt nicht aufs Kerbholz, ich geb es frei.“ Heutigen Tages bringen die Gastwirte zwar auch nichts mehr „aufs Kerbholz“, aber die verabfolgten Speisen und Getränke an lässige Bezahler werden mittels der Kreide „am Brette“ angemerkt, ein Gebrauch, der, wenn der Empfänger nichts bucht, oft zu unerquicklichen Auseinandersetzungen Anlass giebt; denn hat der Schuldner viel auf der Kreide und eine stattliche Reihe von Strichen mit barer Münze abzulösen, so beschuldigt er oft den Wirt, dass dieser mit doppelter Kreide schreibe. Unbedingt war das Kerbholz der „guten alten Zeit“ hierin viel sicherer.

Die Frauenwettrennen in Padua.

(Le corse delle donne a Padova.)

Von **Emilio Lovarini.**

An den alten Festen des italienischen Volkes nahmen die Wettrennen ohne Zweifel einen bevorzugten Platz ein. Es gab viele und oft sehr sonderbare Arten derselben; ausser Pferden verschiedener Rassen, Kleppern, Eseln, Büffeln verwendete man bei den Wettrennen auch Männer, Kinder, Jünglinge, Greise, und zur grossen Freude des christlichen Volkes die Juden, besonders in Rom, das sich durch derartige Schauspiele vor allen übrigen Städten auszeichnete, seitdem der lebenslustige venezianische Papst

Paul II. die Wettrennen dorthin verpflanzt hatte. Diese Rennen fanden am Testaccio statt, im Centrum der Stadt, auf der Strasse, die heute den Namen Corso führt, und erstreckten sich bis unter die Fenster seines Palastes auf der Piazza Venezia[1]). In Rom lebt auch noch die Erinnerung an einen Wettlauf nackter Buckeliger, die „sehr sehenswert waren wegen der Mannigfaltigkeit ihrer wunderlich geformten Rückgräte," wie ein Bericht vom Jahre 1633 sagt[2]). Dagegen konnte ich keinerlei Nachricht darüber finden, dass dort auch jene merkwürdigste Art der Wettrennen, die Frauenwettrennen, veranstaltet wurden, wie dies an vielen anderen Orten geschah. Auch der Frauenwettrennen giebt es mehrere Arten: in den Ortschaften am Bolsenersee, z. B. in Viterbo, liess man ebenso wie in Assisi im Umbrischen, die Frauen mit einem Kruge voll Wasser, den sie auf dem Kopfe im Gleichgewicht zu halten hatten, wettlaufen. Berühmt sind auch die Ruderwettfahrten der Frauen in Triest und an anderen Orten, welche jenen ähnlich waren, die ehemals in Venedig, z. B. zur Feier der Ankunft König Heinrichs III. von Frankreich veranstaltet wurden und die viele Jahrhunderte hindurch bestanden. Bei diesen Regatten zeichneten sich besonders die Bewohnerinnen der Insel Palestrina aus[3]).

Die Wettrennen, mit denen ich mich beschäftigen will, die „cursus meretricum" (Dirnenwettläufe), haben einen ganz anderen Charakter; sie waren im Mittelalter sehr gebräuchlich und wurden, wie uns Muratori berichtet[4]), im Jahre 1325 von Castruccio Castracani selbst unter den Mauern von Florenz zum Schimpfe der belagerten Bevölkerung veranstaltet. Dieser Gebrauch verschwand mit der Zeit, in einigen Städten freilich viel früher als in anderen. Obwohl man z. B. in Brescia durch einen Beschluss des Consilio speziale vom 4. August 1444 ihn abzuschaffen versucht hatte, verschwand er gleichwohl erst 48 Jahre später. B. Zamboni[5]) berichtet, dass diese uralte Gewohnheit des Preiswettlaufens, die „von den allgemeinen Concilien als viehisch und teuflisch angesehen, von der Regierung als abscheulich getadelt und von allen Predigern und Dienern Gottes verabscheut wurde, schliesslich auf den Rat des ehrwürdigen Paters

1) F. Gregorovius, Storia della città di Roma, Venezia, Antonelli, 1875, VII, 250—2. — Burckhardt, Die Cultur der Renaissance in Italien, Leipzig, Seemann, 1878, II, 163. — A. Ademollo, Il carnevale di Roma nei secoli XVII e XVIII, Roma, Sommaruga, 1883, 1 fg, 60 fg. und passim. Cfr. von demselben: Alessandro VI, Giulio II e Leone X nel carnevale di Roma, Firenze, Ademollo, 1886, 22 und passim.

2) A. Ademollo, Il carnevale etc. 10.

3) P. de Nolhae e A. Salerti, Il viaggio in Italia di Enrico III, re di Francia, Torino, Roux, 1870, 117—8. — G. Renier Michiel, Origini delle feste veneziane, Venezia, Alvisopoli, 1827, V, 267.

4) Antiq. M. E., II, 852; cfr. N. Machiavelli, Vita di Castruccio Castracani, Firenze, 1551, 39b.

5) Memorie intorno alle pubbliche fabbriche più insigni della città di Brescia, 1778, 37—8.

Bernardino da Feltre aus dem Orden der Minoriten, der in Brescia das Wort Gottes zum grössten Nutzen der Seelen gepredigt hatte, im Jahre 1492 gänzlich aufgehoben wurde.“ Wenn auch der Podesta und der Capitano von Venedig, die in Brescia residierten, hier, auf das Wort des gelehrten Mannes hin, ein solches Schauspiel äusserst tadelnswert fanden, so gefiel es doch anderswo den venezianischen Behörden recht gut. Wir wissen unter anderm, dass der Stellvertreter dieses Staates in Ferrara am Tage des hl. Markus (25. April) 1500, nachdem er am Morgen zusammen mit Don Alfonso und Messer Sigismondo da Este das gewohnte Opfer in der Kirche des hl. Evangelisten dargebracht hatte, „durch einen ruchlosen Befehl, Dirnen über die ‚giara' in Ferrara, wo er wohnte, wettlaufen liess (der Preis war ein Kattunstück), und dass es das erste Mal war, dass Stellvertreter eines Staates in Ferrara ein derartiges Fest veranstalteten“ [6]). Das gleiche geschah im folgenden Jahre nach demselben Gewährsmanne [7]). In der Stadt Padua endlich, wo die Wettrennen noch bis über die Hälfte des 17. Jahrhunderts bestanden, wurden sie von den Rettori (Regenten) der Republik selbst erlaubt und gefördert. Es ist merkwürdig, dass die venezianische Regierung, die sich sonst anderen moralischen Dingen gegenüber unnachsichtig und streng genug zeigte, um dem Worte und Werke der katholischen Prediger zuvorzukommen, an diesem Gebrauche garnichts zu tadeln fand, ihn vielmehr bis in eine so späte Zeit erlaubte und förderte. Ich weiss nicht, ob ein glaubenseifriger Mönch ihn jemals mit den begeisterten und zündenden Worten eines Moralpredigers auszurotten versuchte, wie es Bernardino da Feltre in Brescia that. Vielleicht hätte er es unter der wachsamen und argwöhnischen venezianischen Regierung nicht ungestraft thun können.

Gewiss ist, dass die Sitte tief in dem Geschmacke des Volkes von Padua eingewurzelt war, das an ihr grossen Gefallen fand und sie nicht so schnell aufgab. Oft — öfter noch als uns die Dokumente beweisen — mussten die unglücklichen Frauen wettlaufen inmitten der Stadt, auf der Strasse, die sich von dem Thore Ponte Corbo bis zum Centrum hinzieht, bei der Universität oder auf der Strada Maggiore, die vom Ponte Molino nach der Piazza dei Signori führt. Als Zuschauer standen auf beiden Seiten in dichtgedrängter Reihe unter den Säulengängen das lärmende Volk und die Studenten, die grössten Spektakelmacher. Lärm und Geschrei, freche und zügellose Reden, Witze und Scherze begleiteten die Dirnen auf ihrem atemlosen Laufe. Wir wissen, dass in anderen Städten einige Personen die schöne Gewohnheit hatten, ihnen Mehl oder andere Dinge

---

6) Diario ferrarese bei Muratori, Rerum ital. scriptores, XXIV, 384. Hier findet sich die falsche Abschrift der Stelle, Putte Pignolà etc., die vielleicht durch das Nichtverständnis des Wortes pignolà, von dem wir weiter unten sprechen werden, veranlasst wurde. Cfr. ebenda unter den Tagen 23 u. 24.

7) Ebenda, 395.

in die Augen zu werfen, entweder aus reiner Bosheit oder aber mit der Absicht, eine der Wettläuferinnen zu verhindern, als die erste am Ziele anzukommen. In Padua betrug man sich vielleicht nicht anders; dass man die Hände nicht immer in der Tasche hatte, wird uns ein Sonett beweisen, in welchem ein pikantes Geschichtchen erzählt wird, das sich während dieses komischen Wettstreites zutrug. Ich habe soviele Dokumente, als mir möglich war, gesammelt und die uns von den Geschichtschreibern überlieferten Berichte durchgesehen und will nun die Geschichte dieser sonderbaren Sitte für Padua im Zusammenhange darzustellen versuchen.

G. A. Sberti, der ein gelehrtes Buch über die Schauspiele und Feste in Padua schrieb, erzählt, dass nach der Wiedereroberung Paduas durch Andrea Gritti am 17. Juli 1509 „die Freude des Senats, als derselbe von dem glücklichen Erfolge des schwierigen Unternehmens erfuhr, so gross war, dass er den erwähnten glücklichen Tag — das Fest der hl. Marina — feierlich zu begehen beschloss. Auch in der Stadt selbst konnte man sofort Zeichen ausserordentlicher Freude wahrnehmen; das Ms. Cittadella, p. 93, berichtet, dass man an dem Ponte Molino im Jahre 1509 am 17. Juli Wettrennen mit Eseln, Dirnen und Juden zu veranstalten begann, die sich bis zur Piazza della Signoria erstreckten und zur Erinnerung an den letzten Einzug der Santa Marina in die Stadt abgehalten wurden .... und dass die Rennen bis 1560 bestanden[8])." Dies ist die erste Nachricht, die wir von einem Frauenwettrennen in Padua besitzen. G. Sorgato[9]) führt in seiner zusammenfassenden Arbeit über die Schauspiele der Stadt die Einrichtung einer solchen Belustigung gleichfalls auf jene Zeit zurück. Gloria jedoch liess seinen Zweifel an der Genauigkeit dieses Datums durchblicken, indem er klugerweise nur den Tag und den Monat, an denen man solche Wettrennen abhielt, angab, aber das Jahr der Einführung überging, und zwar in folgender Weise. Nachdem er über die sehr alten Pferderennen gesprochen hat, fügt er hinzu: „Aber ein noch merkwürdigeres Wettrennen konnte man am 17. Juli sehen zur Erinnerung an die Wiedereroberung Paduas durch die Venezianer im Jahre 1509, nämlich ein Wettrennen mit Eseln, Dirnen und Juden, das sich vom Ponte Molino bis zur Piazza dei Signori erstreckte und bis zum Jahre 1560 bestand (Cittadella, Ms., in der Biblioteca Civica, p. 102[10])."

Vernünftigerweise wiederholte er das nicht, was die beiden anderen gesagt hatten; denn, wie kann man glauben, dass die Wettrennen an jenem selben Tage stattfanden, an dem die Stadt eingenommen wurde, wenn

8) Degli spettacoli e delle feste che si facevano in Padova, 2. Aufl. Padova, Cesare, 1818, 110.

9) Memoria sugli spettacoli e sulle feste di Padova, Padova, tip. del' Seminario, 1845, 13.

10) Il territorio padovano, Padova, Prosperini, 1862, I, 229.

man jenen ganzen Tag und den darauffolgenden auf den Strassen kämpfte, bevor man ein wenig Ruhe hergestellt hatte? Die Bürger und der Senat hatten wohl an andere Dinge zu denken als an Belustigungen zu einer Zeit, wo die in der Festung belagerten kaiserlichen Soldaten noch heftigen Widerstand leisteten, und die Stadt geplündert wurde[11]). Man beachte wohl, dass man auch in Venedig nicht daran dachte, diesen Sieg in jenem und dem darauffolgenden Jahre zu feiern, dass der Doge vielmehr erst 1512, am Jahrestage, in pomphafter Prozession nach der Kirche der Santa Marina, der Tagesheiligen[12]), ging, in der sich zufälligerweise auch das Grabmal des Dogen Michele Steno befand und auf diesem die Schlüssel Paduas, das unter seiner Regierung zum erstenmale erobert worden war[13]).

Aus solchen Erwägungen ergiebt sich ganz klar, dass sich in den Abschnitt, der aus jenem dem Andrea Citadella zugeschriebenen Werke entnommen ist, ein Irrtum eingeschlichen haben muss. Prüfen wir in der That die Abschrift, die davon in der Stadtbibliothek aufbewahrt wird und die Sberti und Gloria benutzten, so werden wir bald gewahr, dass an der fraglichen Stelle anfangs nicht das Jahr 1509 stehen konnte, sondern 1517, welches letztere dann abgeändert und durch die andere Zahl ersetzt wurde[14]). Und 1517 findet man auch in einer anderen fragmentarischen Abschrift derselben Arbeit, die in gewissen Punkten abweicht und auf eine zweifellos frühere Quelle zurückgeht als die andere Kopie[15]). Der richtige Wortlaut der Stelle würde demnach folgender sein: „Im Jahre 1517 am 17. Juli begann man von dem Ponte Molino bis zur Piazza della Signoria ein Wettrennen mit Eseln, Dirnen und Juden zu veranstalten zur Erinnerung an den letzten Einzug der Santa Marina in die Stadt, wobei nach dem Geschichtswerk des Justinianus[16]) vier Bürger, Trapolino, Bagarotto,

11) A. Gloria, I podestà e capitani di Padova dal 6 giugno 1509 al 28 aprile 1797. Serie cronologica provata co' documenti, Padova, Randi, 1861, 6—7. — Derselbe, Di Padova dopo la lega stretta in Cambrai dal maggio all' ottobre 1509, cenni storici con documenti, Padova, Prosperini, 1864, 19 sg.

12) Marin Sanudo, Diarii, XIV, 486; XVI, 511; XVIII, 372; XX, 388 „nach der Gewohnheit, gemäss welcher man seit vier Jahren wegen der Wiedereroberung Paduas dorthin geht"; es war das Jahr 1515. Siehe auch XXII, 365; XXIV, 746; XXVI, 341; XXVII, 489; XXIX, 53 etc.

13) G. Renier-Michiel, o. c., IV, 243.

14) La descrittione di Padoa e suo territorio con l'inventario Ecclesiastico brevemente fatta l'anno salutifero M.D.C.V. Et in nove trattati compartita con tavola copiosa. Ms. B. P. 324.

15) In derselben Bibliothek Ms. B. P. 125, II, 28b.

16) Anspielung auf die Stelle: „Venetiis medio foro decemvirum iussu laqueo necantur quattuor patavini cives, claro orti genere, ob eorum infidos, rebellosque in Remp. animos: hi autem fuere Albertus Trapolinus, Bertutius Bagarotus, Jacobus a Leone et Ludovicus Conte" Rerum venetarum ab urbe condita ad annum MDLXXV Historia Petri Justiniani, Venetiis, 1575, lib. XI, 299, rr. 36—9. Diese Exekution, die von Marin Sanudo (Diarii, Tagebücher, IX, 357—9) genau beschrieben wird, fand am 1. Dezember 1509 statt und nicht am 28., wie in der handschriftlichen Chronik des Antonio Buzzacarini gesagt wird (Paduaner Stadtbiblioth., B. P. 55, II, 217); allein

Leone und Conte öffentlich gerichtet wurden; das Wettrennen bestand bis zum Jahre 1560."

Wenn somit auch feststeht, dass die Frauenwettläufe zugleich mit den anderen Wettrennen dazu dienten, die Wiedereroberung der Stadt im Jahre 1517, und nicht 1509 zu feiern, sind wir darum gewiss, dass dieselben nicht schon vorher veranstaltet wurden? Bei allen Nachforschungen, die ich anstellte, gelang es mir nicht, einen anderen Beleg dafür zu finden als ein Sonett, das indessen zur Genüge beweisen wird, dass es an ähnlichen Belustigungen auch im vorhergehenden Jahrhundert nicht mangelte. Übrigens fehlt, wie auch die Behörden bestätigen können, die im Jahre 1608 den Gebrauch erneuern wollten, „in den Ausgabebüchern der Stadt jeder Posten für eine solche Anschaffung" von Wettpreisen. Das Sonett fällt vor das Jahr 1470, wie aus einer dem Kodex, der es enthält, beigefügten Notiz hervorgeht, und ist im Bauerndialekt geschrieben. Als Verfasser wird „paduanus quidam" angegeben.

La Tonia e mi e la puta del Barçega
si corevenu a Pava al pignoló,
e un fante çitain, ch'era iveló,
me dé una bruta piçega in la nega.

E' me ghe sdrussi incontra sí gramega,
che-l fí stare tuto smaraveió,
e gi dissi: „Chi cri-vu che sia ampó?"
El disse: „Duosa! mo sí ben salvega!"

e po me disse: Non se scorozon.
E' non fu mo (. . . . Mo vu sí in gran rego!)
El fu quel altro che v'é piú a galon."

„Mo meravia!" diss'io, „e'non ghe vego;
e che sí che ve daró un muson,
che forse trazeron el comparego."

E' dissighe: „Teton!"
Ben che'l sia çitaino zarlaore,
che ghe vegna el biá e l'anzicuore[17]).

Die Frau, welche der Autor in obigem Sonette sprechen lässt, erzählt ein Geschichtchen, das ihr eines Tages in Padua passierte, während sie mit zwei Gefährtinnen „correva al pignoló"; dieser Ausdruck ist gleichbedeutend mit „correre al palio" (um einen Preis wettlaufen) oder mit

es scheint, dass auch hier das Datum abgeändert wurde, und dass ursprünglich geschrieben stand „ai p.i di dicembre". Cfr. A. Gloria, Padua nach der Ligue von Cambray etc. 31.

17) Codex der Gemeinde Udine, betitelt „Poesie de' secoli XIII, XIV e XV" ohne anderes Kennzeichen, 146b. Das oben mitgeteilte Sonett nebst anderen desselben Verfassers kann man in meinem demnächst erscheinenden Buche „Testi di letteratura pavana", Bologna, Romagnoli, 4, lesen.

„al veludo“, wie man im vorigen Jahrhundert in derselben Stadt sagte[18]). Pignoló, mit schriftitalienischer Endung pignolato war der Preis, den man gewöhnlich für die Siegerinnen bestimmte, und bestand in einem groben Gewebe aus Hanf oder Flachs, selten aus Baumwolle, „operato a pignoli“ (mit Pinienmustern durchwirkt?), daher der Name; es war fast immer weiss, bisweilen jedoch von anderer Farbe, auch wohl gestreift[19]).

Die Erzählung in der rohen Bauernsprache ist voll Natürlichkeit und Realismus. Einer der Zuschauer kneift verstohlen eine wettlaufende Dirne; diese wendet sich um wie eine getretene Viper, entgegnet ihm, der sie zu beschwichtigen und sich zu entschuldigen sucht, mit groben und drohenden Worten, behandelt ihn wie einen elenden Buben und schleudert ihm schliesslich eine schreckliche Verwünschung entgegen. Aber alle diese Wutausdrücke lassen den Streit zu lange dauern, als dass man es für wahrscheinlich halten könnte, er habe während des Wettlaufes stattgefunden, bei dem doch die Dirne im Wettstreit mit den beiden anderen vor allem daran denken musste, keine Zeit zu verlieren. Es ist nicht anzunehmen, dass ein derartiges Weib um einer so geringfügigen Sache willen ihr Stück Zeug (den Preis) verlieren wollte. Vielleicht wollte der Verfasser des Sonetts das Ereignis nicht auf die Zeit des Wettrennens selbst beschränkt, sondern es auf den Zeitpunkt vor oder nach demselben bezogen wissen. Worin indessen auch der Fehler des Dichters bestehen mag, uns genügt zu wissen, dass vor dem Jahre 1470 in Padua ein Frauenwettrennen abgehalten wurde, bei dem der Preis in einem Stück Zeug bestand. Aber warum erwähnen die drei Statuten, die republikanischen, die carraresischen und die verbesserten, die alle ein langes Kapitel über die jährlichen Feste und Wettrennen und über Beschaffenheit und Wert eines jeden Preises enthalten, nicht auch diese Wettrennen? Doch dieser Fall steht nicht vereinzelt da; auch in den Verordnungen des Rats wurden sie später verschwiegen, und in den Akten der Sechzehn werden wir den vierten, für die Frauen bestimmten Preis niemals erwähnt finden, obwohl auch er vorhanden war. Vielleicht hielten sie es unter ihrer Würde, auf diesen gewöhnlichen Spass des Volkes, der überdies sehr wenig kostete, Gewicht zu legen.

Sehr wenig kostete er im Juni 1546. Facciolati schreibt: „Mense junio anni sequentis ludos civitati dedit cursu equorum, et quidem geminato veredorum et astureorum, tum asellorum et meretricum, ex ea pecunia, quae caponum festivitatis assignata dicebatur . . . aparet in ludos tam magnificos

---

18) A. Medin, Feste e spettacoli in Padova dal 1767 al 1780, Padova, Prosperini, 1890, passim.

19) G. Rezasco, Segno delle meretrici (Kennzeichen der Dirnen) in Giornale ligustico di archeol., storia e letter., Mai-Juni 1890, 171—2, n. 1; der Artikel wurde auch im Dizionario del ling. ital. stor. e amministr. desselben Verfassers veröffentlicht. Cfr. Du Cange und das Wörterbuch von Tommaseo u. Bellini.

pro more illorum temporum impensos fuisse florenos tringinta quinque, quae summa nunc vix primo proemio satis esset[20])."

Dieses Zeugnis würde genau in die Zeit zwischen 1517 und 1560 fallen, die vom Verfasser der Descrittione für die Wettläufe zur Erinnerung an den venezianischen Sieg vom 17. Juli angegeben wurde. Aber der Zeitpunkt, an dem sie stattfanden, ist nicht derjenige, den wir erwartet hätten: der Tag der hl. Marina; vielmehr der Monat Juni, und zwar die Zeit der Feste zu Ehren des grossen Wunderthäters, des Beschützers der Stadt, des hl. Antonius, welche zusammenfiel mit dem Monat der berühmten Feste zur Befreiung Paduas von Ezzelino (20. Juni 1256), die auf den 11. Juni jedes Jahres „in via publica, in medio Prati Vallis[21])" festgesetzt waren.

Was auch immer der Grund zur Abänderung war, ob sie ausserdem von politischen Wechselfällen, von der passenden Lage der Jahreszeit und der Messen der Heiligen, oder von der in den Bürgern lebendigen Tradition abhing, will ich nicht untersuchen. Mir genügt es, daraus die Thatsache zu entnehmen, dass im Jahre 1608, als Tommaso Contarini Podesta und Pietro Duodo Capitano war, diese Zeit definitiv für die Wettrennen festgesetzt wurde. Das Dokument befindet sich in den Akten des Kollegiums der Sechzehn und trägt das Datum des 17. März jenes Jahres. Es wird darin gesagt, man wolle die Wettrennen erneuern mit Bezugnahme auf den Titel „de nundinis et paliis" des verbesserten Gesetzbuches (1420), in welchem „ad perpetuam memoriam victorie, qua serenissimum ducale dominium venetiorum habuit civitatem Padue, quod fuit anno nativitatis domini nostri yhesu $\overline{\chi\varrho\iota}$ 1405, die 17 novembris" grosse Feste für die jährliche Wiederkehr jenes Tages, und für den folgenden Tag die Wettrennen festgesetzt worden waren. Darauf wird fortgefahren:

„obwohl man immer noch Messen singt und Prozessionen veranstaltet, scheine die Feier der Wettrennen seit vielen Jahren unterlassen worden zu sein, was sie (die Sechzehn) nunmehr zur Beratung vorlegen, um zu erfahren, ob es für gut erachtet würde, bei Gelegenheit der Gnadenbezeigung, die uns unser durchlauchtigster Principe in Verbindung mit dem wohllöblichen Senate betreffs der öffentlichen Messe zur Erinnerung an den oben erwähnten Sieg erwiesen, jene Feier von neuem einzusetzen, indem man sie auf den der Messe des glorreichen St. Antonio, unseres Beschützers, unmittelbar folgenden Tag verlege, was dieser Messe zu grösserer Zierde und höherem Schmucke gereichen werde. Wie die Herren Deputierten (nach

---

20) Fasti gymnasii patavini, III, 11.

21) L. Muratori, Antiq. M. E. II. 851—2. Cfr. A. Gloria, Il territ. padov. etc. I, 227—8 u. IV Append. XIII—V, 98—100; Statutum Paduae, B. P. 1235, pp. 115b bis 116a veröffentlicht in Statuti del commune di Padova dal secolo XII all' anno 1285, Padova, Sacchetto, 1873, 181—2; Statutum Paduae, Codex II derselben Bibliothek, B. P., 1236, 102b—3a; und Codex III, 327b—8a.

dem, was sie aus den zu verschiedenen Zeiten mit den erlauchten Herren Rettori gepflogenen Unterredungen erfuhren) versichern, werden dieselben mit Freuden in eine Erneuerung und Verlegung des Tages einwilligen. Nachdem in betreff jenes Vorschlages das Statut vorgelesen worden war, vereinigen sich alle jene Herren einmütig in der Meinung, dass es eine lobenswerte und für die ganze Stadt höchst erfreuliche Sache sei, die Feier aus den oben erwähnten Gründen in der oben erwähnten Weise zu erneuern, indem sie der Ansicht sind, dass der besagte löbliche Brauch aus keinem anderen Grunde aufgegeben worden sei, als wegen der schlechten Jahreszeit oder wegen irgend eines in jener Zeit erfolgten Ereignisses. Weil aber in den Statuten selbst nicht ausdrücklich angegeben werde, von welchem Gelde die Prämien für die Sieger gekauft werden sollen, und weil unsere Quadernieri (Buchhalter) berichtet hätten, dass sich in den Ausgabebüchern der Stadt kein Ausgabeposten für eine derartige Veranstaltung finde, und man deswegen ohne die Teilnahme des wohllöbl. Rates auch nicht beschliessen könne, Geld von der dadia auszugeben, ausser etwa eine bestimmte ganz kleine Summe, so wurde beschlossen, „del tratto delli statii et altri utili", die unserer wohllöbl. Stadt bei Gelegenheit der öffentlichen Messe zukommen werden, bis zur Summe von 400 lire auszugeben für drei Preise von solcher Beschaffenheit, wie sie von unseren erlauchten Herren Deputierten und Leitern der Messe für gut erachtet werde, zugleich aber auch das Gutachten der erlauchten Herren Rettori einzuholen, dass man von anderem Gelde ausgeben dürfe[22])."

Hier werden nur drei Preise erwähnt, weswegen man glauben könnte, es hätte nur die drei gewöhnlichen Wettrennen mit Vierfüsslern gegeben, von denen allein Gloria spricht[23]); indessen war, wie uns ein Zeitgenosse Nicoló de Rossi[24]) erzählt, der die Chronik der Stadt vom 6. April 1562 bis zum Jahre 1621 schrieb, auch ein vierter, für Frauen bestimmter Preis vorhanden.

„Man veranstaltete", erzählt er, „ein Wettrennen mit Berberhengsten — eine seit vielen Jahren unterlassene Feier —, das sehr gern gesehen wurde von dem zahlreichen Volke, welches sich an Ort und Stelle begab, um die Berberhengste und Rennpferde zu sehen, die von der Strada di Ponte Corbo, eine Meile ausserhalb des Thores, rechts über die Brücke von St. Lorenzo bis genau zur Piazza del Vino am Ende der Spitiaria del Lion d'oro liefen; an dem Endpunkte war eine ziemlich hohe Tribüne errichtet, auf der die Herren Preisrichter standen, um den zuerst an der Endschranke Angekommenen die Preise zu überreichen. Von den Preisen bestand der erste in 10 Ellen karmoisinroten Seidenrasch (raso cremesino

22) Atti del collegio dei sedici, im arch. civico zu Padua, I (1594 — 1622), 47 a—b.

23) Il territorio padovano I, 229.

24) Vedova, Biografia degli scrittori padovani, Padova, 1836, II, 175—6.

di seda), der zweite in 10 Ellen scharlachroten Tuches (panno scarlatto rosso), der dritte in 10 Ellen gelben Grogans (grogan zalo) und der vierte in 12 Ellen weissen Bombassins (bombasina bianca), letzterer für die Frauen, die vom Ponte Corbo bis zu dem oben angegebenen Orte liefen[25]).“

Nunmehr verstummen die Nachrichten neun Jahre lang; erst unter der Herrschaft des Giovanni Dandolo und des Nicoló Vendramin treffen wir unter dem Datum „Sonnabend, den 27. Mai 1617“ auf folgenden Beschluss der Sechzehn:

„Bei dem Antrage, ob es gut schiene, an der öffentlichen Messe des hl. Antonius, wie gewohnt, ein Wettrennen zu veranstalten, wurde beschlossen, dass, insofern es den erlauchten Herren Rettori gefiele, und man auch die derzeitigen wohllöbl. Herren Deputierten dazu bewegen könnte, man diese Ausgabe mit jener Masshaltung zu machen habe, die den derzeitigen Herren Deputierten gut scheinen werde[26]).“

Bis zum Jahre 1638 konnte ich wiederum nichts mehr erfahren; in diesem Jahre hinterliessen dieselben Sechzehn folgendes Schreiben:

„22. März 1638.

Nachdem der Vorschlag des erlauchten Herrn Capitanio, Wettläufe zu veranstalten und die Statuten wieder aufleben zu lassen, erörtert worden war, wurde nach reiflicher Erwägung beschlossen, dass die Statuten wieder in Kraft treten sollen, um offenkundig zu beweisen, dass die Stadt Seiner Durchlaucht stets ergeben sei[27]).“

Und in der That wurde wenige Tage später folgende Bekanntmachung öffentlich angeschlagen:

„Behufs Neubelebung der Statuten unserer wohllöbl. Stadt, die im Jahre 1420 zur jährlichen Erinnerung an die Freude über die so glückliche Herrschaft und über den Einzug des durchlauchtigsten Principe in unsere Stadt geschaffen und in allen ihren Teilen beobachtet wurden, ausgenommen in denjenigen über die Wettrennen mit Pferden und anderen, die seit einigen Jahren unterlassen wurden, lassen die erlauchten und vortrefflichen Herren Zuane Pisano, Podesta, und Girolamo Mocenigo, Capitano, die würdigen Rettori Paduas und seines Gebietes, auf das Ersuchen der wohllöbl. Herren Deputierten, ad utilia öffentlich bekannt machen und ausrufen, dass am Tage der Heiligen Vito und Modesto, welcher Tag der 15te des kommenden Monats Juni sein wird, Wettrennen veranstaltet werden, wobei von der oben erwähnten wohllöbl. Stadt als Preis ausgesetzt wird für den ersten Renner der Berberhengste 25 Ellen grünseidenes

25) L'Historie di Padova di Niccolò de' Rossi de q. ms. Anzolo, ms. cart. der nämlichen Gemeinde, B. P. 147, p. 236.

26) I, 109a.

27) III (1634—46), 109a.

Tabin (tabin seda verde), für den ersten Renner der Klepper 25 Ellen gelbes Ermisin (ormesin zallo), für den ersten Renner der Esel 25 Ellen Bombassin (bombasina), für die Frauen ein Stück karmoisinrotes Grogan (grogan cremisin); jedermann wird zu dieser Feier, deren einzige Ursache die grosse Ergebenheit der Stadt gegen Seine Durchlaucht ist, eingeladen.

12. April 1638.

Veröffentlicht am „Loco delle condanne, canton delle busie e casalini" nach vorausgeschicktem Trompetenstoss, in Gegenwart vieler Leute.

Padua, Crivellari, stamp. Camerale[28]).“

Diese Feste wurden immer seltener gefeiert; man muss die Akten der Sechzehn von weiteren 29 Jahren durchgehen, bis man wieder eine Notiz antrifft:

„Am 6. Juni 1667.

Nach einer Erörterung über die Neubelebung der Statuten durch Veranstaltung von Wettrennen wurde nach reiflicher Erwägung, unter allgemeiner Zustimmung, beschlossen, die oben erwähnten Statuten wieder in Kraft treten zu lassen und die Wettrennen am Sonntag, dem 19. Juni, zu veranstalten, zuvor aber die Herren Rettori davon zu benachrichtigen, um die öffentliche Bekanntmachung durch die gewöhnlichen Ausrufer zu erlangen[29]).“

Aus dem hier Gesagten kann man jedoch nicht entnehmen, was für Wettrennen in jenem Jahre veranstaltet wurden und ob auch Frauen daran teilnahmen; aber ein Dokument, das Sberti mitteilt, worin die Wettrennen vom folgenden Jahre beschrieben werden, die „nach dem Gebrauche des (damals) abgelaufenen Jahres" stattfanden, giebt uns den gewünschten Aufschluss.

„Aus einer Bekanntmachung," schreibt er, „oder einem gedruckten Aufruf der erlauchten Herren Marco Ruzini, Podesta, und Vettor Contarini, Capitanio, Rettori der Stadt Padua, mit dem Datum des 19. April 1688, geht hervor, dass zur Fortsetzung der jährlichen Feier des Tages des Übergangs an die glückliche Herrschaft der Republik Venedig, nach dem Brauche des verflossenen Jahres, hier am 15. Juni des besagten Jahres 1668 Wettrennen mit Berberhengsten, Kleppern, Eseln und Frauen veranstaltet wurden; als Preise waren ausgesetzt für den ersten Renner der Berberhengste 25 Ellen Tabin mit Blumenmustern (tabin in opera), für den ersten Renner der Klepper 25 Ellen gelbes Ermesin (ormesin giallo), für den ersten Renner der Esel 25 Ellen Schleiertuch (rensa) und für

28) Proclami, mss. desselben Archivs. Citiert von Gloria, Il territorio padovano I, 229.

29) V (1663—73), 90b. cfr. wegen der Echtheit die schlechte Abschrift in demselben Archiv unter Acta coll. mag. Dom. sexdec., Sitzungen 1662—71, LV.

die Siegerin der Frauen ein Stück karmoisinrotes Grogan (grogan cremesino[30]).“

Dies ist das letzte uns erhaltene Zeugnis der merkwürdigen Sitte, die hier so lange bestand, um den barbarischen Geschmack des Volkes und die Laune der leitenden Klassen zu befriedigen. Ein Breve des Papstes Clemens IX. vom 28. Januar jenes selben Jahres schaffte in Rom das traurige Judenwettrennen endgiltig ab[31]); vielleicht war das Breve auch insofern von Einfluss, als es die Abschaffung des Frauenwettrennens entschied, das seit undenklicher Zeit, vielleicht seit dem Altertume hier eingeführt war[32]).

Rom, Juni 1891.

Anm. Ich behalte mir vor, über die Wettläufe der freien Fräulein in den Städten Deutschlands, sowie über die volkstümlichen Wettrennen, die noch heute in deutschen Landschaften fortdauern, in unserer Zeitschrift einmal zu handeln. K. Weinhold.

Die Wünschelrute als Quellen- und Schatzsucher.

Von **Wilhelm Schwartz.**[1])

Die Wünschelrute tritt nur gelegentlich in der Litteratur in die Öffentlichkeit.

Zuerst wird durch eine althochdeutsche Glosse (Graff, Sprachsch. IV, 257) der caduceus des Merkur mit dem Worte wunsciligarta übersetzt und sie damit als eine Segen und Reichtum spendende Zauberrute wie jener gekennzeichnet. In mittelhochdeutschen Gedichten wird sie dann öfter erwähnt, und ein paar Stellen eröffnen uns die hauptsächlichsten Eigentümlichkeiten ihres Wesens.

Im Nibelungenliede (Str. 1064) tritt sie nämlich als goldenes Rütlein auf, was auch wieder schon äusserlich zum goldenen Stabe des Hermes passt; weiter wird sie dann aber vor allem als ein machtvolles Hauptstück des sagenhaften Nibelungenhortes gefeiert, wohl in demselben Sinne, wie der Ring Andvarinaut bei dem entsprechenden nordischen Schatze des Andvari eine, die schwindenden Schätze immer wieder erzeugende und wachsen lassende Kraft hat.

Der wunsch lac darunder, von golde ein rüetelîn.
Der daz het erkunnet, der möhte meister sîn
Wol in al der werlde über islîchen man.

30) Op. cit. 155.

31) A. Ademollo, Il carnevale di Roma etc. 11.

32) cfr. Dionis Cassii C. Historiae romanae, lib. LXVII: „*αἱ παρθένοι τῷ δρομικῷ ἠγωνίσαντο*“.

1) Vortrag, gehalten in der Vereinssitzung am 29. Mai 1891.

Wer dieses Schatzes genoss, der konnte mit seinem Golde der Helden genug gewinnen und mächtig als König walten oder war aller Wünsche Herr.

In Konrads „goldener Schmiede“ 664 heisst es dann:

Du bist die wünschelgerte, dâ mite ûz einem steine
wart ein wazzer reine geslagen in der wüeste

und in Konrads trojanischem Kriege 20 006 von der Helena:

Schoen als ein wünschelgerte kam si geslichen ûfreht,

indem der Dichter Helena in ihrer „geraden“ stattlichen Gestalt mit einer aufrecht, gleichsam feierlich einherschreitenden Wünschelgerte vergleicht, ähnlich wie Homer, um die entsprechende Erscheinung der Nausikaa zu feiern, dieselbe vom Odysseus mit einem frisch aufsteigenden Sprössling der Palme verglichen werden lässt.

Damit haben wir gleich einige bedeutsame Züge für die Natur der Wünschelrute gewonnen, welche dann im Kulturleben des Mittelalters systematischer und reicher entwickelt worden sind, aber in jener Beschränkung immer noch den Mittelpunkt des sich um sie drehenden, einfachen Volksglaubens bilden.

Sie ist eine Gerte, Rute, gelegentlich von Golde; sie steht in wunderbarer Beziehung zu einem mythischen Schatze, wie andererseits unter ihrem Schlage „Wasser“ aus dem Felsen quillt. Mit dem Moment der „aufrecht“ einherschreitenden Rute wird endlich schon auf den Gebrauch derselben als eine Art Fetisch in den Händen der Menschen hingewiesen, indem der Wasser- oder Schätzesuchende mit ihr, sie vor sich haltend, in solcher Stellung einherschreitet.

Im XV. Jahrhundert bemächtigten sich nun die Gelehrten ihrer; sie wird in den Kreis der Alchemie hineingezogen, welche bekanntlich mit derartigen sagenhaften Dingen zuerst gerierte und ihre Forschungen begann. Man wandte sie besonders in ihrer angeblichen Fähigkeit, verborgene Schätze zu enthüllen, auf den Bergbau an, wollte namentlich mit ihr Erzadern und dergleichen eröffnen und die Sache selbst dann auch wissenschaftlich begründen. Es entstand eine vollständige Rhabdomantie. Der Mönch Basilius Valentinus zu Strassburg, der zugleich die Scheidekunst betrieb, gab unter anderm sieben Arten an, wie man die Haselstaude halten müsse, damit sie die verschiedenen Einflüsse der in den sieben Planeten wirkenden Metalle empfinde. An Nachfolgern fehlte es ihm bis in die neuesten Zeiten nicht, wenngleich unter minder phantastischen Formen, indem man z. B. die angeblichen Wirkungen der Wünschelrute schliesslich sogar mit Magnetismus und Elektrizität in Verbindung brachte, von einer unterirdischen oder animalen Elektrizität bei ihr redete und dergl. mehr.

Daneben war, was die praktische Verwendung der Rute anbetrifft, nach dem dreissigjährigen Kriege, wo in der Not der Zeiten viel Geld

vergraben und einzelnes allmählich zufällig aufgefunden wurde, wieder viel Schätzesuchen mit ihr aufgekommen, was z. B. in der Mark Brandenburg mit allerhand Hocus pocus noch bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts ganz öffentlich betrieben wurde.

Die Sache hatte zumal neben dem geheimnisvollen Charakter, welcher die Phantasie immer wieder fesselte, auch allerhand christliche Formen angenommen, welche die Wünschelrute in immer weiteren Kreisen im Volke auch immer wieder fest einbürgerte.

Wuttke stellt das Hauptsächlichste kurz zusammen, wenn er sagt: „Die Wünschelrute ist ein einjähriger, gabliger Zweig von einem Haselstrauch von 2—4 Fuss Länge. Sie wird in der Johannisnacht oder in der Mittagstunde (in Schwaben und Tirol auch in der Nacht zum Charfreitag) unter Beschwörungsformeln, mit einem neuen, noch nicht gebrauchten Messer, geschnitten, indem man rückwärts auf den Strauch zugeht, die Rute zwischen den Beinen durchzieht und sie vorn abschneidet; man darf sie dabei nicht mit blosser Hand berühren, sondern mit einem weissen Tuche, welches man um die linke Hand wickelt. Besonders zauberkräftig wird sie dadurch gemacht, dass man sie in das Kleid eines Täuflings versteckt und so mit taufen lässt oder dass man sie selbst auf den Namen der heiligen drei Könige tauft oder auf Kaspar, wenn sie Gold, auf Balthasar, wenn sie Silber, auf Melchior, wenn sie Wasser finden soll. Sie wird auch wohl einer menschlichen Gestalt ähnlich geschnitten, wobei die Gabel die Beine darstellt."

Aber nicht bloss auf die angegebenen Momente beschränkte man ihre Verwendung. Ihre angebliche Befähigung, „Verborgenes" zu erschliessen, liess sie in immer weiteren Kreisen zur Anwendung kommen. „Man gebrauchte die Wünschelrute," sagt Perger in seinen deutschen Pflanzensagen, „nicht nur zum Auffinden von Quellen und Erzadern, sondern auch zur Entdeckung von verlorenen Schätzen und sogar um Dieben und Mördern nachzuspüren. Ja man ging immer weiter und erkundete mit der Wünschelrute versteckte Marksteine und verirrtes Vieh, man suchte mit ihr den verlorenen Weg, kundschaftete den Feind aus, urteilte durch sie über die Wahrheit und Unwahrheit einer Erzählung; sie gab kund, ob jemand Entferntes gesund oder krank, tot oder lebend sei, ob eine Frau einen Sohn oder eine Tochter gebären werde, ja man wollte sogar im Meer jene Stellen durch sie auffinden, an welchen Waaren untergesunken." So Perger. Ein alter Fischer erzählte mir sogar auf Rügen, man habe sie früher angewandt, um zu ermitteln, wo die Heringe laichten. Jeder gebrauchte sie eben in seiner Weise.

Namentlich aber hat das Quellensuchen mit ihr sich noch bis in die Mitte dieses Jahrhunderts erhalten und findet noch immer seine gelehrten wie geschäftsmässig es betreibenden Anhänger. Zwei Momente fallen dafür besonders ins Gewicht. Einmal ist die Kunst, Wasser zu finden, eine alte

Kunst, die frühzeitig durch die Not nach Möglichkeit gezeitigt ward. Das Erwägen des Terrains und was auf demselben wächst, spielt dabei eine grosse Rolle. „Wo wilder Huflattig wächst," sagt z. B. schon Plinius, „meint man, dass darunter Wasser sich finde, und die aquileges, die Brunnensucher, halten dies als ein Wahrzeichen." An sich hat die Sache innerhalb jener Grenzen also einen gewissen Sinn. Das volkstümliche Medium der Wünschelrute verleiht ihr aber eine Art geheimnisvoller Weihe, und der Adept bringt in einer gewissen Selbsttäuschung seine eigenen Gedanken unbewusst mit ihr zum Ausdruck, so dass er sich gleichsam eins mit ihr fühlt und dies seine Sicherheit hebt, ihn aber auch an die Rute fesselt. Die Misserfolge zählt man nicht und die Fälle, wo es zutrifft, erhebt man bis in den Himmel und sieht in ihnen eine neue Bestätigung von der Macht der Zauberrute.

Die Wünschelrute ist nämlich ein empfindliches Ding und geht dem Gefühl des sie tragenden, der in dem Augenblick in einer mehr oder minderen Sensitivität und Spannung sich befindet, gleichsam nach. „Die Arme fest mit dem Ellenbogen an die Seiten geschlossen, die Rute in den Händen wie ein Reiter die Zügel, d. h. so, dass das Ende jedes Zweiges der Gabel von den drei ersten Fingern und dem Daumen gepackt ist und der Zweig zwischen dem dritten und vierten Finger nach (vorn und) oben zum gemeinsamen Vereinigungspunkte der beiden Zweige verläuft, also in einer für die Arme und Handmuskeln sehr gezwungenen Haltung, schreitet der Brunnensucher einher." So beschreibt ein Arzt im „Daheim" den Vorgang[1]). „Der leiseste Ruck," sagt ebendaselbst K. Wolf in Warburg, der es selbst so erprobt hat, „teilt ihr eine Bewegung mit, welche sich dann vermöge der gleichmässigen Struktur der Holzfasern unaufhaltsam fortsetzt; sie neigt sich und schlägt, wie es heisst, nach unten. Der Druck der Handmuskeln und die eigentümlichen Spannungsverhältnisse der Holzfasern sind also das ganze Geheimnis der Wünschelrute. Ein jeder kann den Versuch, wenn er Lust hat, hinter dem Ofen machen[2])."

Ist die geschilderte Form die gewöhnliche, so besteht die Wünschelrute bei anderen nur aus einem einfachen, etwa drei Finger langen, geraden Haselstab, der auf dem ausgestreckten Zeigefinger oder auf dem Daumen, im Gleichgewicht liegend, getragen wird. Da ist die Beweglichkeit derselben natürlich noch grösser. In allen Fällen ist aber ihre angebliche Kraft nicht das Frühere, sondern nur die Folge der Sensitivität des sie Handhabenden.

Dies ist die Geschichte und der Gebrauch der Wünschelrute, wie er auf einem aus dem Heidentum stammenden Volksglauben erwachsen. Woher ist aber dieser entstanden, das ist die weitere Frage, welche die Wissenschaft stellt. Und da finden wir, dass das Wecken einer Quelle durch den Schlag einer Rute, in der Zeit grosser Dürre, ein

altmythischer Zug ist, der nicht nur bei den Indogermanen, sondern auch bei den Semiten uns entgegentritt.

Wie die deutsche Wünschelrute, wie wir gesehen, aus dem Stein durch ihren Schlag Wasser sprudeln lässt, so vollbringt auch Moses in Zeit der Not dieses Wunder wiederholt durch den Schlag seines Stabes[3]). Dieser Stab bewährt aber auch sonst eine eigentümliche Kraft, was ausdrücklich damit motiviert wird, dass der Herr zu Moses sagt: „Diesen Stab nimm in deine Hand, damit du „Zeichen" thun sollst[4])". Mit ihm verrichtet Moses nicht bloss weiter nun den ägyptischen Zauberern gegenüber seine Wunderthaten, sondern er wird auch ein siegverleihender Talisman oder Fetisch in seiner Hand. In dem Streit gegen die Amalekiter bannt Moses von eines Hügels Spitze, den Stab Gottes, wie er hier genannt wird, während des Kampfes in der ausgestreckten Hand haltend den Sieg an Israels Fahnen[5]), gerade wie hernach Josua seine Lanze gegen die Stadt Ai ausstreckt und „nicht wieder abzog seine Hand, damit er die Lanze ausreckte, bis dass verbannt wurden alle Einwohner der Stadt[6])". Diese Bilder und die Rolle, welche der Stab Gottes oder des Josua Lanze in ihnen spielt, erscheinen um so bedeutsamer, als analoge, wenn auch in der Form etwas modifizierte Scenen und Vorstellungen mythischer Art bei den Indogermanen sich dazu stellen. Denn ist es nichts anderes, als wenn Odhins Rohrstengel, über ein feindliches Heer geschossen, dies dem Verderben weihen sollte und es auch sonst nordgermanische Sitte war, den Speer über das feindliche Heer sich zum Heil beim Beginn des Kampfes zu schiessen, ähnlich wie die römischen Fetialen durch Schleudern einer blutigen Lanze in die Feinde oder in ihr Land den Krieg eröffneten oder bei den Griechen die sogenannten *πύρφοροι* mit brennender Fackel dem Heere voranschritten, um sie dem Feinde zuschleudernd die Schlacht einzuweihen, alles Gebräuche, deren mythische Bedeutung Kuhn und ich schon seinerzeit eingehend behandelt haben[7]).

Erhält durch alles dies Moses' Stab schon, wie er uns in der Bibel entgegentritt, eine besondere Folie, so knüpft der Talmud und die jüdische Tradition eine Fülle von Sagen noch an ihn, die seinen ursprünglich mythischen Charakter noch mehr kennzeichnen, den nur eben die Bibel teils abgestreift, teils ihrem gehobenen Vorstellungskreise angepasst hat. Nach dem Talmud sollte der Stab gar himmlischen Ursprungs sein, aus dem Paradiese stammen vom Baum des ewigen Lebens oder von dem der Erkenntnis des Guten und Bösen seinerzeit dem Adam verliehen sein, von dem er sich dann auf die Stammväter des Volkes Israel weiter vererbt habe, bis er nach Josephs Tode in Pharaos Hand gekommen, der ihn dann dem Reuel (Jethro) geschenkt habe, welcher ihn in seinem Lustgarten gepflanzt, von wo ihn Moses mit der Zippora gewonnen. Er sei, heisst es, vom Saphir gewesen; im Garten Jethros habe er sich nach einer Erzählung in einen Mandelbaum verwandelt; der „erklärte oder

abgesonderte Name" Gottes, der Schem hammphorasch, sei auf ihm eingeschnitten gewesen und darin habe seine Zauberkraft gelegen und dergleichen mehr[8]).

Ich habe dies etwas ausführlicher behandelt, um daraus die Berechtigung abzuleiten, wenn ich der quellenweckenden Kraft des Stabes Mose, als einem auf alter jüdischer Tradition beruhenden Zuge, einen mythischen Hintergrund vindiciere und die Stelle in Vergleichung stelle mit analogen Bildern in indogermanischem Volksglauben[9]).

In der griechischen Mythologie finden wir nämlich sofort einen derartigen Stab in den Händen göttlicher Wesen, dieselbe Kraft bekundend. So lässt Rhea nach Kallimachos „die Arme hoch gehoben", durch ihres Stabes Schlag einen Quell hervorsprudeln, so weckt der Thyrsosstab in der Bacchantinnen Schwarm beim Euripides den frischen Born, so schlägt Atalante, als sie auf der Jagd vom Durst gequält wird, den Fels, und hervorspringt der labende Quell. Auch in deutscher Sage vibriert noch dieser Zug hindurch, wenn ein Heiliger das Wunder angeblich vernichtet, „einen Ast in den Boden senkt," wie J. Grimm [2] p. 551 sagt, und hervor das Wasser sprudelt.

Ein irdisches Terrain und irdische Verhältnisse bieten nun für derartige mythische Bilder keine Anlehnung, wohl aber der Himmel, wie wir sehen werden, von dem überhaupt die meisten mythischen Vorstellungen in ihren Anfängen stammen, welche dann nur zum Teil in der Tradition auf die Erde übertragen und so irdisch lokalisiert sind. Auf ihn führt uns sofort auch eine andere Reihe von Sagen, die in anderer Weise den Ursprung von Quellen mythisch behandeln und sie unter dem Hufschlag eines Rosses hervorsprudeln lassen. Geht dies, wie sich klar herausstellt, auf den Hufschlag des Donners als eines Rosses dort oben, so ist der Quell, den es hervorruft, ursprünglich der Regenquell, und nun ergiebt sich auch sofort in dem Stabe, der ihn auch seinerseits nach der erwähnten Version hervorzaubert, der Blitz als eine himmlische Rute, wie dieser auch sonst das Prototyp aller Zauberruten gewesen, im Polnischen auch z. B. noch geradezu Gottesrute oder Donnerrute genannt wird[10]).

Ich habe hierher schlagende Anschauungen von Donner schon verschiedentlich des ausführlicheren behandelt und will deshalb hier nur einzelne typische Momente hervorheben. Die griechische Sage entwickelt uns die Vorstellung am klarsten. Wie bei Homer die Flüsse, d. h. namentlich die Gebirgsquellen, als διιπετεῖς, d. h. „vom Himmel gefallen", bezeichnet werden; Zeus, als den Herakles durstet, „mit dem Wetterstrahl" eine Quelle hervorzaubert, so hat angeblich des „Donnerrosses" Pegasos Hufschlag die Quelle Hippokrene auf dem Helikon zu Troezene oder die Peirene zu Korinth durch seinen Hufschlag hervorgerufen, gerade wie Baldurs oder Karls des Grossen Ross, um das durstende Heer zu tränken,

es gethan haben soll, An- und Nachklänge derselben Vorstellung auf germanischem Boden[11]).

Bestätigt dies meine Auffassung von dem Ursprung der quellenweckenden Rute, die der Aberglaube als eine Art Fetisch festgehalten hat, so findet sie auch weiteren Halt in der zweiten Beziehung der Wünschelrute zu Schätzen.

Schon einfach die oben zu Anfang erwähnte Beziehung, welche man in der wunscilgerta zu des Hermes Stab fand, weist auf das himmlische Terrain und analoge Verhältnisse hin, wie auch in dem Hermes- und dem ihm verwandten zauberhaften Thyrsosstabe schon längst von Kuhn und mir der Blitz nachgewiesen ist. Schon äusserlich ist auch des Hermes Stab bald eine einfache „zwieselartige" Gerte, wie die Wünschelrute — was speziell auf die „gabelförmigen" Blitze geht[12]) — bald zwar noch dreisprossig oder dreiblättrig, aber doch auch von Golde, wie die, welche zum Nibelungenhort gehört, und wird als Geber alles Segens und Reichtums, also auch als ein ähnlicher Fetisch, wie diese gefeiert.

Aber nicht bloss etwa in der leuchtenden, goldigen Gestalt des Blitzes, als eines goldigen Zauberstabes, liegt die Beziehung zu einem Schatze. Der Himmel weist selbst für sich noch verschiedene goldige Schätze auf. Es sind zunächst die Gestirne, Sonne, Mond und Sterne, welche nach einer Anschauung goldene Scheiben oder Bälle sind, mit denen die Himmlischen u. a. im Gewitter spielen, wie auch der heutige Volksglaube in einem solchen, indem er an den rollenden Donner anknüpft, noch unsern Herrgott oder Petrus Kegel schieben lässt, und Märchen wie Sage noch von solchen „zauberhaften" Kegelbahnen wissen, in denen die Geister mit „goldenen" Kugeln nach „goldenen" Kegeln werfen, ja im schwäbischen Märchen noch geradezu die Gewitterbrüder „Donner", „Blitz" und „Wetter" als die Besitzer einer solchen goldigen Kegelbahn auftreten[13]).

Aber noch einen anderen Schatz eigener Art glaubte die Urzeit im Gewitter zu erblicken, der uns noch mehr hier angeht. Wenn nämlich ein Gewitter am Horizont heraufkommt, so schien auch ein leuchtender Schatz angeblich mit ihm heraufzusteigen, der Hebung harrend, zu der des ersten Donners Stimme gerufen, oder wenn jene missglückt, im niederschmetternden Donnergekrach wieder in die Tiefe zu versinken. Allerhand Untiere, der heulende Sturmhund und vor allem der Gewitterdrache mit den züngelnden Blitzeszungen bewachen ihn in den Sagen und weisen noch auf seinen mythischen Ursprung hin.

Vor allem schildern aber eine Menge noch volkstümlicher Redensarten, die sich an solche versunkenen und gelegentlich wieder hervorkommenden Schätze knüpfen, noch lebendig das ursprüngliche himmlische Terrain und seinen ursprünglichen Charakter. Besonders gehört hierher der noch ganz allgemeine deutsche Volksglaube von den zeitweise in der Nacht, d. h. in der Gewitternacht, überhaupt brennenden Schätzen. Schon

im Mhd. heisst es: „wenne kumt hervür der hort, der mich sô riche möchte machen?“ Der betr. Schatz sonnt sich, er „blühet,“ wie wir auch von einem aufblühenden Gewitter noch reden. „Er verblüht,“ heisst es im Simplicius simplicissimus, d. h. „er muss wieder versinken“. Blaue Lohe wird nach Grimm auf ihm erblickt, „er hat das Aussehen glühender Kohlen, eines Braukessels voll roten Goldes.“ Brennt Flamme über ihm, so sagt man „der Schatz wettert sich“. Ich habe diese ganze Vorstellung schon seinerzeit im Ursprung der Mythologie des ausführlicheren so mit allen ihren Accidentien begründet, dass ich mich hier wohl damit begnügen kann, in grossen Zügen so das betreffende mythische Element gezeichnet zu haben[14]).

Eine solche Art Gewitterschatz liegt nun also ursprünglich auch dem Nibelungenhort, dem Analogon des nordischen Zauberschatzes des Zwerges Andvari zu Grunde, so dass es nach beiden Seiten hin erklärlich ist, wenn der Blitz als die im Gewitter agierende Zauberrute in dieser Hinsicht als Schatzgeber und Mehrer mit ihm in Beziehung tritt, wie auch, dass man zum irdischen Gebrauch sich auch eines solchen Fetisches nicht bloss als Quellenwecker, sondern auch zur Hebung angeblicher unterirdischer Schätze zu bemächtigen suchte. Wie die Wirkung der Wünschelrute nach beiden Seiten hin die von mir gegebene Deutung stützt, so wird dieselbe auch von dem, der Wünschelrute als Schatzmehrer analogen Ring Andvarinaut der nordischen Sage von neuem bestätigt. Da ist nämlich statt des Blitzes als Wünschelrute nur einfach ein anderes goldiges Gewitterstück, nämlich der (goldene) Himmelsring, wie der Regenbogen auch genannt wird, mit angeblich derselben Zauberkraft, getreten[15]). Wie derselbe an Odhins Arm als Ring Draupnir prangt und sich auch vervielfältigt, in jeder neunten Nacht acht neue von ihm träufeln sollten, er also auch so als ein Schatzmehrer gekennzeichnet wird, so hat auch deutscher Volksglaube das in der nordischen Sage sich so reich entfaltende Bild noch als einfache, an die Natur sich anschliessende Vorstellung festgehalten, wenn, wie schon Grimm zusammenstellt, das Volk wähnt, dass an der Stelle, wo der Regenbogen aufsteht, eine goldene Schüssel oder ein Schatz verborgen liege, oder aus dem Regenbogen Goldmünzen oder Pfennige niederfallen und gefundene Goldbleche deshalb Regenbogenschüsselein heissen und „die Sonne sie im Regenbogen“ verzetteln sollte.

Auch der Gewitterdrache selbst erscheint gelegentlich als ein solcher Schätzemehrer, wie namentlich isländische Sagen von solchen auf Schätzen liegenden und sie stets mehrenden Drachen wissen, der Name des nordischen Fafnir, nach Finn Magnusen geradezu, qui aurum quasi texendo congerit, bedeutet, ihn also gleichsam als „einen Goldspinner“ kennzeichnet.

Nach allem diesem reicht die Wünschelrute in ihrem Ursprung in die fernste Urzeit hinauf, welche Veränderungen sie auch und der sich an sie knüpfende Glaube im Verlauf der Zeiten gefunden hat.

Sie steht aber nicht allein da, sondern auch andere Fetische gleicher Art treten ihr noch zur Seite und bestätigen die gegebene Auffassung. Vor allem die angebliche Wolkenblume, welche die mythenbildende Zeit in dem „aufblühenden“ Gewitter sich entwickeln wähnte, die Wunderblume, welche in den Mythensagen auch noch die Berge, d. h. ursprünglich die Wolkenberge öffnet und ihre Schätze enthüllt, ebenso wie die sogenannte Springwurzel, in welcher der sich schlängelnde oder zackige Blitz von jenem Standpunkt aus als Wurzel derselben gefasst erscheint[16]).

Was der Naturmensch, in gewissen Analogieen mit der ihn hier unten umgebenden Welt, auch dort oben zu sehen glaubte, fasste er eben als Realitäten auf und schrieb so den Momenten, die ihm besonders charakteristisch im Gewitter hervortraten, alle die zauberhaften Wirkungen, gute wie böse, zu, die an dasselbe sich knüpften oder zu knüpfen schienen.

Neben den segenspendenden treten so zur Bestätigung der Sache auch furchtbare, ja todbringende Wirkungen an diesem, dem Gewitter entstammenden Fetische hervor. Der Zweig des wunderbaren indischen Açvatthabaumes, der Genosse des Vṛtratöters Indra, des Mitra und Varunas, wie er genannt wird, zerschmettert so im grossen Luftmeer die Feinde der Götter, wie der Tamariske Zweig nach persischer Sage dem Isfendiar, oder der östlich von Walhall — also im Himmel wachsende — Misteltein dem Baldur todbringend wird, der Stab in den Händen der Athene bald als Zauberstab auftritt, mit dem sie z. B. des Odysseus Gestalt wandelt, bald, wenn sie sich zum Kampf rüstet, in ihren Händen zur furchtbaren Lanze wird, „mit der sie bändigt die Reihen der Heroen, denen sie zürnt, die Tochter des gewaltigen Vaters“.

Die Zahl dieser geheimnisvoll wirkenden Stäbe, Blumen, Wurzeln u. dergl. auf dem Boden der indogermanischen Mythen ist fast unerschöpflich. Ich will zum Schluss nur von denselben noch einzelne hervorheben, die namentlich mit ihrem feurigen, nur angeblich in der Nacht sich entwickelnden Glanze und anderen, an Sturm und Donner anknüpfenden Accidentien sich als die primitivsten Auffassungen derartiger, in der Gewitternacht erblühender Wolkenblumen und Pflanzen ergeben. Zu dem bekannten Kraut Moly, welches Hermes beim Homer als Abwehr jedes Zaubers giebt, das da gefährlich zu graben, — Götter können freilich alles, setzt der Dichter hinzu, — stellt sich zunächst das sogenannte Kircaeische Kraut in ähnlicher Bedeutung, mit welchem Prokris den Minos gegen die Teufeleien der eifersüchtigen Sonnentochter Pasiphae schützt; dann das sogenannte prometheische oder titanische Kraut, welches angeblich unverwundbar macht[18]). Wie dieses mitten im Feuer blüht und, wenn die Wurzel geschnitten wird, der Boden erdröhnt, so ist die Aglaophotis ein ähnliches Zauberkraut, nach Aelian bei Tage verborgen, des Nachts aber glänzt sie feurig wie ein Stern. Der sie ausziehen will, stirbt,

wenn er nicht einen Hund an dieselbe bindet, um auf jenen, als eine Art Substituten, den Tod überzuleiten. Dasselbe erzählt Josephus von einer Pflanze in der Stadt Baaras. Blitzenden Glanzes in der Nacht, entzieht sie sich wie ein lebendiges Wesen dem, der sie brechen will, bis er sie durch einen Zauber zum Stehen zwingt. Die Mandragora, mit welcher Dioskorides die Kircaea identifiziert, ächzt und schreit beim Ausgraben so entsetzlich, dass der Grabende davon sterben muss. Die sagenhafte Blüte des Farnkrautes erblüht bei den Polen zu Johannis, d. h. im Hochsommer, wo die Gewitter am zahlreichsten, um Mitternacht. Wenn man sie bricht, entsteht, heisst es geradezu, Sturm und Donner. Auch die deutsche Spring- oder Johanniswurzel blüht nur zu dieser Zeit angeblich unter dem Farnkraut, und leuchtet wie ein Licht; sie steht nie still, hüpft fortwährend, wie Nonnus auch vom hüpfenden Blitzfeuer redet. Kurz, überall treten Momente hervor, welche auf Erden keine Spur von Anlehnung finden und immer an das himmlische Terrain mit Blitz und Donner und die tödlichen Gefahren, die diese bringen, erinnern[19]).

So hat uns die Wünschelrute, indem wir den labyrinthischen Verschlingungen der Traditionen an ihrem Faden folgten, eine ganz eigentümlich primitive Welt von Anschauungen und Vorstellungen eröffnet, in denen und mit denen namentlich die indogermanische Zeit die Wunder des Himmels in ihrer Weise zu begreifen anfing, deren homogene Bilder noch in dem bildlichen Ausdrucke der Sprache oft nachvibrieren und mit den sich bietenden Vergleichungen die Deutung bestätigen. Wenn so die prähistorische Mythologie, richtig betrieben, die Anfänge metaphysischen wie religiösen Denkens der Urzeit uns näher bringt, so wird sie auch im Verein mit der Sprachwissenschaft imstande sein, ethnologische Beziehungen der Völker in einer Zeit aufzudecken, die jenseits aller Kulturentwickelung, ja Völkergruppierung liegt. Davon, mit Ihrer Erlaubnis, ein anderes Mal.

Anmerkungen zu dem Aufsatz „die Wünschelrute".

1) „Daheim" v. J. 1880 S. 707.

2) Ebendas. 780.

3) 2. Moses 17, 6. 4, 20, 11. In den darauf bezüglichen späteren Stellen Ps. 78, 15, 16. Ps. 105, 41. Ps. 114, 8. Jes. 48, 21 wird die Sache, aber nicht mehr der Stab, erwähnt. Der mythische Hintergrund schwindet je länger je mehr, gerade wie schon 2. Moses 9, 22, 23, 33. 10, 12, 13, 21. 22 bald der Stab, bald nur die hochgehobenen Hände, die ihn halten, erwähnt werden.

4) 2. Moses 4. 17.

5) 2. Moses 17, 9—12, wo auch der Stab nur zuerst genannt wird.

6) Josua 8, 18 und 26.

7) Kuhn und ich fanden darin vom Standpunkt der vergleichenden Mythologie eine Nachahmung des himmlischen Gewitterkampfes, den der dahinfahrende Blitz gleichsam eröffnet. Kuhn, Herabk. des Feuers[2] S. 199 f. Meine Poet. Naturanschauungen u. s. w. I. 199. II. 99. Urspr. der röm. Stammsage S. 42. Zu meiner Freude sehe ich, dass neuerdings Weinhold in seinem Vortrag in der Berliner Akademie vom 11. Juni d. J. „Beiträge zu den deutschen

Kriegsaltertümern" auf anderm Wege unter anderm zu demselben Resultat gelangt, wie seinerzeit wir, wenn er schliesslich sagt: „Der Speerwurf ist die menschliche Nachbildung des Blitzes, den der Gott entsendet." Interessant ist übrigens noch eine andere Stelle im A. T. ähnlicher Art, nämlich 2 Könige 13, 15 ff., wo Elisa zum König Joas sagt: „Spanne mit deiner Hand den Bogen! Und er spannte mit seiner Hand. Und Elisa legte seine Hand auf des Königs Hand und sprach: Thue das Fenster auf gegen Morgen! Und er that es auf. Und Elisa sprach: Schiesse! Und er schoss. Er aber sprach: Ein Pfeil des Heils vom Herrn, ein Pfeil des Heils wider die Syrer; und du wirst die Syrer schlagen zu Aphek, bis sie aufgerieben sind." Hier tritt die symbolische Weihe des abgeschossenen Pfeils und der Erfolg, den er erzielen soll, als prägnantes Residuum des alten Gebrauchs auch bei den Israeliten noch recht prägnant hervor.

8) Herr Dr. Bloch in Posen teilt mir aus einem Auszuge des Buches Ssefer hajaschar u. a. noch folgende Sage mit: „Reuel (Jethro) stellte, um den grossen Tross der Freier der Zippora zurückzuhalten — denn die angesehensten Fürsten der Umgegend bewarben sich um sie, — die Bedingung, dass nur derjenige sie erhalten werde, welcher eine bestimmte Aufgabe lösen würde. In dem den Palast des Reuel umgebenden Lustgarten befand sich nämlich mitten unter allerlei kostbaren Gewächsen ein saphirner Stab aufgepflanzt, worauf der unaussprechliche Name des ewigen Gottes zu lesen war und mit dem die grossen Wunderthaten in Egypten und am Roten Meer vollbracht werden sollten u. s. w. Und nun folgt die Geschichte des Stabes von seiner Schöpfung in der Abenddämmerung des sechsten Schöpfungstages und wie er von Hand zu Hand gewandert, bis ihn Jethro von Pharao empfangen. Wer nun diesen Stab mit eigenen Händen ohne weitere Beihilfe dem Boden entreissen könne, der solle seine Tochter Zippora zum Weibe haben. Die kräftigsten Heldensöhne der Midianiten und Keniten strengten sich vergeblich an; niemand vermochte an dem Stabe zu rütteln, so fest stand er im Boden. Und die fürstlichen Bewerber mussten allesamt mit Schimpf abziehen, bis es Moses endlich gelang, ihn aus dem Boden zu ziehen, worauf er die Zippora zur Frau erhielt. — Wenn übrigens nach einer Tradition der Stab sich daselbst in einen Mandelbaum verwandelte, so ist eine Art Parallele dazu, wenn auch in der Bibel Moses zur Bestätigung Aarons Priestertums dessen Stecken in der Stiftshütte grünend und die Blüte aufgegangen und Mandeln tragend findet. 4. Moses 16, 8.

9) Über andere im A. T. hindurchblickende mythische Elemente s. Urspr. der Myth. unter „Alttestamentarische Parallelen" und was ich über Simson in den Poet. Naturanschauungen I. und in den Prähistorischen Studien S. 169. 295. 298 f. und 493 ausgeführt habe.

10) Mannhardt, Germ. M. S. 62 Anm. 2. Über den Blitz als Rute s. Urspr. d. Myth., sowie im Indogermanischen Volksglauben die Stellen im Index unter Stab, Zweig, Zauberrute. Der Regenquell steht auch sonst in der Mythologie, wo von Wasser, Flüssen u. dergl. die Rede ist, immer ursprünglich im Hintergrund. Wie in dem dürren Afrika der Regenzauberer eine grosse Rolle spielt, so war der angebliche himmlische Regenmacher, der den Regenquell durch die Kraft seines Stabes weckte, sein bedeutsames Gegenbild. Entsprechend treten auch gerade in den tropischen, wie in Gebirgsgegenden, wo die Beziehung der Gewitterregen zu den irdischen Bächen und Flüssen in unmittelbarster Anschauung dem Naturmenschen entgegentritt, auch die Wolkenwasserfrauen, die Najaden und Nymphen bedeutsam hervor und erscheinen in Verbindung mit den Quellen des Landes als die Schutzgottheiten desselben und mit den Lokalsagen eng verknüpft, während im Flachlande dies Moment mehr zurücktritt, wenn es nicht etwa in der Tradition schon vorher aus jenen Verhältnissen her bestimmte Gestalt in den Sagen gewonnen hat.

11) Urspr. der Myth, namentlich S. 166.

12) Poet. Naturansch. II. Blitz als Gabel S. 109.

13) Rochholz, Schweizer Sagen I. S. 129 f.

14) Im Urspr. d. Myth., sowie im Heutigen Volksglauben[2] S. 119 hatte ich besonders S. 64 den angeblich im Gewitter heraufkommenden Schatz in seiner mannigfachen mythischen Bedeutung verfolgt. Mannhardt betonte demgegenüber mehr die Gestirne.

Ich leugne nicht, dass sie auch hergehören. Aber abgesehen davon, dass ich noch den Regenbogen oder Himmelsring als goldenes Halsgeschmeide oder Ring hinzufüge, spielt doch der Gewitterschatz in den Sagen (als Nibelungenhort u. s. w.) eine grössere Rolle.

15) Urspr. d. Myth. 258. Die Beziehung dieser Schätze zum Gewitter klingt auch gelegentlich noch in ihrer Lokalisierung hindurch, wenn z. B. der Andvarinaut aus den Wassern (d. h. aus den himmlischen) stammt, der Nibelungenhort als in solches versenkt gilt; der Zwerg Andvari, der Besitzer jenes Ringes, der als „Hecht" in dem Wasser lebt, ein besonderes Bild für den in den Wolkenwassern dahinschiessenden Blitz ist. Ebendas. unter „Hecht".

16) Urspr. d. Myth. im Index unter Wolkenblume. Indogerm. Volksglaube s. unter Blume und Kraut.

17) Indogerm. Volksglaube s. unter Açvathazweig, Baldur und Isfendiar.

18) Prähistorische Studien S. 469—480.

19) Indogerm. Volksgl. an verschiedenen Stellen.

Kleine Mitteilungen.

Der Hausgeist in der Neumark, in Barnim und im Sternberger Lande.

Von **H. Prahn.**

Wie in der Mark Brandenburg überhaupt, so glaubt man auch in der Neumark und in Barnim an die Existenz eines Hausgeistes, der bald Kobold, bald Drâk (Drache) genannt wird. Im Sternberger Lande kennt man nur den letzten Namen.

In der Vorstellung der Landleute verlässt der Drâk seinen Herrn nicht freiwillig und tritt bei dem Tode desselben in den Dienst des Erben (Zielenzig). Wohl aber kann er einem Familienmitgliede überlassen werden. So gab ein Bauer in Breesen seiner Tochter einen Drachen als Aussteuer mit. Man kommt aber auch auf folgende Weise in seinen Besitz:

Findet man in der Neujahrsnacht auf einem Kreuzwege ein schwarzes Huhn, so soll man es mit in sein Haus nehmen, dort verwandelt es sich in einen Drachen. Jedes Kind aber, das nun im Hause geboren wird, stirbt (Biberteich).

Allgemein herrscht der Glaube, dass der Drache auf dem Hausboden in einer Tonne gehalten werde, die mit Zeug, Federn und auch wohl mit Flachs gepolstert sein muss. In Dölzig sagt man, man müsse ihm jedes Jahr einen neuen bunten Rock hinlegen. Der Kobold wird mit Hirsebrei gefüttert, der aber nicht zu heiss sein darf, sonst kratzt der Geist die betreffende Person.

Einer Magd in Breesen fiel es auf, dass die Bauersfrau täglich Hirse kochte und ihn in einer Schüssel verstohlen auf den Boden trug. Sie schlich ihr eines Tages nach und sah, dass diese den Deckel von einer dort stehenden Tonne hob, die Schüssel hineingab und mit jemand sprach. Da wurde sie neugierig, und als die Frau einmal zu Markte war, hob sie selbst den Deckel in die Höhe und sah den Drachen; der drohte ihr aber, darum hat sie niemand verraten, wie er aussah. Als die Bauersfrau am nächsten Tage vom Boden kam, war ihr Gesicht ganz zerkratzt.

Der Kobold spielt im Gedankenleben der Landleute eine grosse Rolle. Wer reich geworden, ist es nicht durch Arbeit oder Spekulation, sondern durch seinen Hausgeist geworden. Er soll nämlich den Leuten bei der Arbeit helfen, z. B. die Pferde füttern, die Kühe melken. Ganz besonders aber fördert er den Wohlstand seines Herrn dadurch, dass er den Nachbarn Geld und Getreide stiehlt und diesem zuträgt. Danach unterscheidet man im Lande Sternberg Geld- und Getreidedrachen; die ersteren sind von roter, die letzteren von blauer Farbe.

Ein Mann aus Madlitz hörte auf dem Heimwege um Mitternacht über sich ein Rasseln. Er blickte auf und gewahrte einen Drachen, der sich eben auf einen Ast setzte Er hatte einen Katzenkopf und einen roten und einen blauen Flügel, trug also Geld und Getreide. Der Mann hätte den Geist greifen können; er fürchtete sich aber sehr, eilte fort und hörte nur noch, dass der Drache mit Gerassel weiterflog.

Der Kobold geht nur nachts aus. Man kann ihn dadurch von seiner Behausung fernhalten, dass man über Nacht die Lampe brennen lässt, was z. B. Frau St. in Klausdorf stets thut.

Sehen die Leute in der Neumark aus einem Schornstein Funken fliegen, so sagen sie wohl, da fliege der Drache und gehe auf Raub aus oder trage gestohlenes Gut davon. Auch Sternschnuppen werden so gedeutet. Und man erzählt, der Drache sehe aus wie eine feurige Schlange (Wandern).

Von dem Drachen wird man befreit, wenn man ihn in einer Neujahrsnacht auf einen Kreuzweg setzt, wo er bleiben muss, bis ihn ein anderer mitnimmt. Auch sagt man, das einzige Mittel, sich seiner zu entledigen, bestehe darin, dass man das Haus sicher verschliesse und dann niederbrenne.

Der Drache tritt auch als selbständiges Wesen auf, frei von einem Herrn. Man erzählt, er bewache Schätze in der Erde. In der Mitternachtsstunde kommen dieselben an die Oberfläche und „brennen“. Wer einen solchen Schatz brennen sieht, darf nicht zugreifen, sondern soll ein eisernes Gerät auf die Stelle werfen und dann fortlaufen, ohne sich umzusehen, „sonst erwürgt ihn der Drache“. Wenn man am nächsten Tage an der Stelle nachgräbt, an der das Eisen liegt, findet man den versunkenen Schatz (Wandern). Im Soldiner Kreise besteht der Glaube, dass ein Schatz nur alle funfzig Jahre einmal brenne.

Der Kobold wird auch den Unterirdischen gleichgesetzt. In der Umgegend von Landsberg lässt man bei ungetauften Kindern über Nacht die Lampe brennen, sonst würden die „Unnerärdschen oder Kobolde“ das Kind stehlen und man würde am andern Morgen einen Kobold in der Wiege haben. (Man nennt hier ein verwachsenes Kind mit dickem Kopf einen Kobold.)

In Barnim hat man wesentlich andere Vorstellungen von dem Hausgeist. Der Kobold, wie er hier vorzugsweise genannt wird, trägt nicht fremdes Getreide oder Geld zu, sondern hilft nur bei der Arbeit. Er sucht sich selbst seinen Herrn. Zu einer Magd in Biesenthal kam ein Kobold dreimal. Da sie den Spruch nicht hersagen wollte, durch den sie sich hätte in seinen Besitz setzen können, hat er sie mit Kuhmist und dicker Milch beworfen.

B. in Biesenthal war früher arm und ist dureh einen Kobold reich geworden, den ihm aber jetzt Diebe geholt haben.

Ein Knecht hatte seiner Braut vom Jahrmarkt einen Strauss Kuhblumen mitgebracht, den jene achtlos wegwarf. Am Tage darauf war zu ihrem Erstaunen die Küche von unsichtbarer Hand aufgescheuert, am nächsten Tage von allem genascht und am dritten waren alle Geräte durcheinander geworfen. Während sie sich noch das Unheil ansah, stand plötzlich ein Kobold vor ihr und sprach:

„Hättest du mich nicht fortgeworfen, als ich eine Kuhblume war, so hätte ich dir stets bei der Arbeit geholfen, nun aber habe ich alles entzwei geschmissen.“ (Sophienstadt bei Biesenthal.)

Der Kobold trägt auch gelegentlich seinem Herrn Speise zu. In Ruhlsdorf brachte er einer Frau täglich das Mittagbrod. Der Knecht derselben wollte erfahren, wie sie zu dem Essen käme, da sie nie kochte, und versteckte sich eines Tages hinter dem Ofen. Als nun der Kobold kam, zeigte er auf den Ofen und rief: „Gucket, gucket, trajahn“ (?). Da ihm die Frau aber nicht verstand, erbrach er sich in die Schüssel und verschwand auf Nimmerwiedersehen.

Der Kobold weiss überhaupt mehr als ein Mensch. So hat ein Ackerbürger in Biesenthal einen Kobold, der Diebstähle ans Licht bringt. Einmal hat er zwei Arbeiter im Walde beim Holzstehlen ertappt und es sogleich seinem Herrn erzählt. Der hat es den Schuldigen am andern Tage auf den Kopf zugesagt, so dass sie den Diebstahl haben eingestehen müssen.

Berlin.

Ochsenhaut als Landmass.

Die Sage, die sich an die Gründung Karthagos und im Mittelalter an die Grunderwerbung mancher Klöster knüpft, begegnet auch in Persien. General Albert Gastinger Khan, der viele Jahre in hoher Stellung in Persien geweilt, berichtet in seiner Schrift: „Von Teheran nach Beludschistan. Innsbruck 1881“ Seite 5 folgendes von dem Dorfe Mehun, das eine kolossale Moschee, einen wahren Prachtbau besitzt: „Vor tausend Jahren, wie ein vorhandener monumentaler Denkstein nachweist, fühlte sich der mächtige Perserkönig Schah Nymetullah der Regierung müde und wahrscheinlich auch durch den Gedanken an die Sühne der von ihm begangenen Grausamkeiten bewogen, zu Gunsten seines Sohnes zu abdicieren, und kam als Derwisch gekleidet an dieser Stelle an, die damaligen Einwohner des Dorfes bittend, man möge ihm nur soviel Erde schenken, als eine Ochsenhaut bedecke und zur Bebauung vom vorhandenen Bache wöchentlich soviel Wasser zuweisen, solange als der abgerissene Kopf einer Wespe sich schwimmend am Leben erhalte, was ihm auch ohne weiteres gewährt wurde.

Der Derwisch liess sich nieder, fing an die Ochsenhaut in lange schmale Streifen zu schneiden und damit eine bestimmte Peripherie der Grundfläche zu belegen. In den abgerissenen Wespenkopf steckte er eine lebende Ameise, verklebte die Öffnung und warf ihn ins Wasser, wo er sich durch mehrere Tage bewegte, bis die Ameise sich durchgefressen hatte und ertrank. Der Derwisch-König hatte nun hinreichend Wasser, um die Gegend urbar zu machen, gründete mit einem souveränen Stammkapital ex voto diese Moschee samt einer Menge umliegender Ubikationen, wo heute noch 40 bis 50 Derwische ein faules Klosterleben führen und ihren freigebigen Gründer preisen. Dieser heilige Wallfahrtsort ist zugleich eine unantastbare Freistätte für Verbrecher jeden Kalibers.“

Gufidaun. Ignaz v. Zingerle.

Der Zwiesel-Baum im Elisenhain bei Greifswald.

Von **Ernst Friedel** in Berlin.

(Mit 1 Abbildung.)

Seit Jahren war ich auf einen Baum im Elisenhain nahe Eldena, unweit Greifswald in Neuvorpommern, aufmerksam gemacht, durch den die Kinder „geholt“ würden. Nach langem Suchen gelang es mir, den in der That höchst auffallenden Baum, eine Hagebuche oder Hainbuche (Carpinus betulus), dessen Blätter faltiger und länglich spitziger, als sonst bei dieser Baumart gewöhnlich, gestaltet sind, aufzufinden. Der Baum, dessen unteren Teil unsere Abbildung darstellt, steht unweit des Weges, an welchem bis vor einigen Jahren ein Bolzenbüchsen-Scheibenstand lag, etwas südlich von dem letzten Buchstaben **n** des gedruckten Namens Elisen-Hain auf der neuesten grossen Generalstabskarte, Nr. 593, Preussische Landesaufnahmen 1885, herausgegeben 1886, Massstab $^1/_{25\,000}$ der natürlichen Länge. Ob es sich um einen einzelnen Baum oder um die bereits in den obersten Wurzelverzweigungen stattgefundene Verwachsung zweier Bäume, unter vollständiger Überwallung der Berührungsflächen, handelt, ist nicht leicht festzustellen, wenigstens kann ich, obwohl ich den Baum mindestens zu sechs verschiedenen Malen eingehend betrachtet habe, zu keiner Entscheidung kommen. Vom Wege aus rechts gesehen gabelt sich die rechte Stammseite ungefähr einen halben Meter über der Erde, bildet einen spitzeiförmigen, etwa einen Meter langen Spalt, der oben wieder fest verwächst und an den Innenflächen so glatt, im Gegensatz zu den übrigen Stammflächen des Baumes aussieht und sich anfühlt, dass man geneigt sein möchte, diese Glätte wenigstens teilweise als künstlich bewirkt, anzunehmen. Als ich den Zwiesel-Baum am 28. Juni 1890 mit meinem Sohn Erwin wieder einmal betrachtete, kamen zwei junge Ehepaare des Weges, die keine Ahnung hatten, weshalb ich dem Baum besondere Aufmerksamkeit schenkte. Als die eine Frau ihre Begleiterin auf das sonderbare Loch in dem Baum aufmerksam machte, erzählte die andere, dass man hier sieche oder verwachsene Kinder durchhole, damit sie gesund würden. Es war mir dies eine überraschende, nicht unwillkommene Bestätigung dessen, was ich von dieser Hagebuche bereits wusste.

Der Zwiesel-Baum im Elisenhain bei Greifswald. Weissbuche.

Die Sitte, Gebresten aller Art dadurch zu heilen, dass man durch ein Loch, einen Spalt, die Gabel (Zwiesel) eines Baumes kriecht oder hindurch gezogen wird, ist ungemein verbreitet. Anfänglich scheint man Bäume künstlich gespalten und die Spalten solange auseinander gehalten zu haben, bis der Leidende hindurch gekrochen war. Dann liess man den Baum in die ursprüngliche Gestalt zurückschnellen und meinte, dass, wenn der Spalt wieder verwachsen sei, die Krankheit

für immer verbannt wäre. W. Mannhardt, „Der Baumkultus der Germanen und ihrer Nachbarstämme“ (Berlin 1875) geht (S. 33) sonderbarerweise auf die spätere Gewohnheit nicht näher ein: „Es liegt von meinem gegenwärtigen Zweck ab, auszuführen, wie dieses Durchkriechen durch einen gespaltenen Baum sich umgesetzt hat in das Durchkriechen durch die natürliche Höhlung, welche durch zwei unten sich trennende, oben wieder in eins zusammenwachsende Äste gebildet wird.“

Auch mit Tieren wird ähnlich verfahren. — Kuhn, Märkische Sagen und Märchen (Berlin 1843) sagt Seite 379: „Ist die Milch einer Kuh blutig, so muss man diese durch einen Eichendopp (d. h. durch ein Stück Eichenholz, in dem eine natürliche Öffnung ist) melken.“

Eine Durchsicht vieler Sammlungen von Sitten und Gebräuchen hat mich belehrt, wie wenig der so verbreiteten Sitte des Durchholens der Kinder durch Zwieselbäume Erwähnung geschieht[1]). Auch deshalb hielt ich die Mitteilung über die Zwieselbuche in der Eldenaschen Hölzung nicht für überflüssig.

Gleichzeitig benutze ich die Gelegenheit, der Akademischen Forstverwaltung die sorgfältigste Schonung und Erhaltung des Wunderbaumes, wie hiermit geschehe, dringend ans Herz zu legen.

Pfingstlied.

Pingsbrûd üss uppgestôn
mit die gêle, krûse Hœr.
De Brüjem üss groff, die Brûd üss fîn —
Mutt watt in de Korf sîn!
Eier, Eier in de Korf,
Stüver, Stüver in die Grippe!
Een Ei batt uss niet,
twê Eier schatt uss niet;
fîfuntwintig upp den Diss,
wett die Brûd, watt sorgen üss!

Brüjem = Bräutigam; Grippe = die zum Zugreifen bereite Hand; batt = hilft; uss = uns; wett = weiss; üss = ist.

Vorstehendes Lied ist, wie die Anfangsworte desselben zeigen, ein Pfingstlied. Es wurde in Meiderich (Regierungsbezirk Düsseldorf) vor etwa dreissig Jahren von kleinen Mädchen, welche am 1. und 2. Pfingstfeiertage, um Gaben bittend, das Dorf durchzogen, gesungen. Diese Mädchen, welche einen grossen Armkorb, dessen Deckel mit frischen Blumen geschmückt war, mit sich führten, hiessen Pfingstbräute. Nicht nur Eier, sondern auch andere kleine Geschenke, wie Weckschnitte u. s. w. wurden gesammelt; Geld dagegen mit den Worten „Stüver, Stüver in de Rhîn!“ abgewiesen.

---

1) Es sei gestattet, zu verweisen auf Grimm, Mythol.[2] S. 1118 ff. Gervasius Otia imperialia, herausgegeben von F. Liebrecht S. 180. 236. 241. 243. 246. Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube[2] S. 93. 317. Nyrop, Kludetræet, in der Dania. I. 1. Unsere Zeitschrift I. 101. II. 50. K. W.

Das Liedchen ist der letzte Rest des uralten Mai-Umzuges der Pfingstbraut und des Pfingstbräutigams; vgl. Grimm, Deutsche Mythologie[2] S. 746 ff. Mannhardt, Wald- und Feldkulte 1, 431 ff. 488 ff. A. Kuhn, Märkische Sagen 319 ff. Westfälische Sagen 2, 160 ff.

Meiderich. C. Dirksen.

Kinderlied.

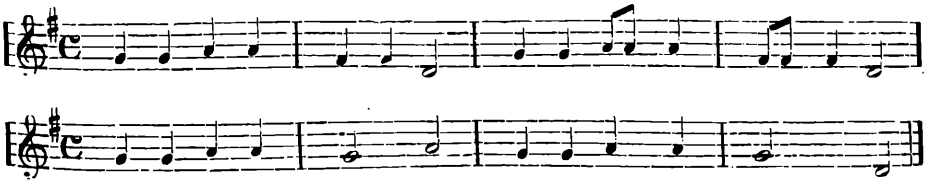
Auch in Ostfriesland schlägt der Storch seine Sommerwohnung auf. Er wird bei seiner Ankunft von Jung und Alt freudig begrüsst. Die Kinder singen nach unten verzeichneter Melodie:

Stôrke, stôrke langebên,
hest mîn fader un môder nêt sên
up dat lütje bôntje? —
Breng' mi 'n lütje sôntje!

Die Kleinen verstehen nicht, was sie singen; aber auch die Erwachsenen scheinen keine Ahnung davon zu haben. Selbst Kern und Willms, welche das Kinderlied auf Seite 77 ihrer Sprichwörtersammlung bieten, ist der Inhalt fremd geblieben. Es heisst nicht in dem Lied: Hest dîn fader un môder nêt sên, sondern wie oben angegeben. Die drei ersten Verszeilen bilden sodann eine Frage. Ferner heisst es nicht, wie jedes Schulkind in Leer und Umgegend weiss, up dat höge bôntje, sondern: up dat lütje bôntje. Lütjet bôntje — im Gegensatz zu bœne, dem eigentlichen Söller. Dat lütje bôntje ist ein vom Söller oft nur durch einen einfachen Bretterverschlag abgeteilter Raum, der gewöhnlich als Schlafstube benutzt wird. Die Frage lautet mithin: Hast du nicht meinen Vater und meine Mutter im Schlafstübchen gesehen?

Im nördlichen Teile Ostfrieslands, wo ich einige Jahre als Lehrer wirkte, habe ich das Liedchen nicht gehört, obgleich sich unmittelbar unter den Fenstern meiner Wohnung ein Storchnest befand. — Dort sangen die Kinder: Störke, störke langebên, wennêr wult du't land besên u. s. w. Das Kinderlied befindet sich auch bei Dornkaat Koolman III S. 329, wahrscheinlich der Sprichwörtersammlung von Kern und Willms entlehnt.

Die Melodie lautet:

Stôrke, stôrke langebên etc.

C. Dirksen.

Sprichwörter aus Meiderich.

I.

De Fraulüh upp all de Kirmessen un de Schlübbers in alle Wessen, die hewwe gau gedohn.

Schlübbers sind Arbeitsschürzen; Wessen Wäschen; gau bedeutet schnell, leicht, rasch. Arbeitsschürzen werden leicht schmutzig, müssen oft und stark gewaschen werden und sind aus diesem Grunde bald abgenutzt. Dasselbe ist nach unserm Sprichwort mit den jungen Mädchen der Fall, welche alle Kirmesse in der Nähe und die mit denselben verbundenen Bälle besuchen.

Die Erwähnung der Kirmesse weist auf einen Ort, in welchem die Kirmesse noch etwas gelten, wie in Meiderich. Zu der bis vor wenigen Jahren hier stattfindenden Herbstkirmess wurden die Häuser von aussen und innen angestrichen, Weissbrote gebacken, frisches Fleisch in Menge gekauft und die Verwandten aus der Umgegend eingeladen. Dass der alte Meidericher aber auch sehr wohl die mit dem öfteren Besuch der Kirmesse verbundenen Gefahren für junge Leute kannte, zeigt unser Sprichwort.

Ein ähnliches Sprichwort ist: De beste Köh findt me upp de Stall un Löpers öwerall.

II.

Hä heet mit den Räger prozess; hä heet die Küte verlore.

Küte sind die Waden, das dicke Fleisch an den Unterschenkeln. In Ostfriesland spricht man auch von küten in de arms. —

Als Ursache des Verlusts der Küte giebt das Sprichwort an: Hä heet mit den Räger prozess. Der Reiher gehört nach 3. Mos. 11 und 5. Mos. 14 zu den unreinen Tieren. In der poetischen Edda (Havamal 13) ist er das Bild der sinnlosen Trunkenheit. Aber auch in den mir bekannten niederdeutschen Sprichwörtern und Redensarten erweckt die Erwähnung des Reihers üble Vorstellungen. So sagen wir in Ostfriesland: He stinkt as 'n reiger (Doornkaat Koolman, Wörterbuch III S. 24); und hier zu Meiderich spricht man von einem, der sich sinnlos betrunken hat: Hä heet sich gekotz äss enn Räger.

Wie in den ostfriesischen Redensarten: He kan't rüggen, he hed'n gode rügge ein bildlicher Ausdruck für: er ist reich, vermögend u. s. w. gegeben ist, so können auch die Ausdrücke „Küte hewwe" resp. „die Küte verliere" bildlich genommen werden. Dann wendet sich das Sprichwort gegen solche, welche ihr Vermögen durch leichtfertig unternommene Prozesse verspielten.

Meiderich, Reg.-Bez. Düsseldorf. C. Dirksen.

Eine mythologische Anfrage.

Miss Gertrude M. Godden in Ridgefield bei Wimbledon in England, unser geehrtes Mitglied, hat folgende Anfrage eingesandt, welche sie auch in englischen und amerikanischen Zeitschriften aufgestellt hat:

„Warum gebrauchen die Urmenschen in religiösen Ceremonien gefesselte Götzenbilder? und aus welchem Grunde erzählen sie Mythen und Legenden von gefesselten und gefangenen Göttern? Die vulkanischen Mythen kommen hier nicht in Betracht.

Als griechische Beispiele erlaube ich mir zu citieren: die Statue des gefesselten Aktäon, welche Pausanias in Orchomenos sah (Paus. IX. 38. 6); das Jahresfest, welches zu Ehren der Hera in Samos gefeiert wurde, Toneus genannt, bei dem die Statue der Göttin, der Legende nach dicht mit Weidenzweigen

umwunden an die Seeküste getragen und versteckt wurde (Athenäus XV. c. 13); und in der Mythe das Fesseln des Ares durch die Aloiden im festen Gefängnis; ja in einem Bronzegefäss lag er dreizehn Monate gebunden (Iliad. V, 385 ff.).

Das Fesseln eines Götzenbildes mit einer eisernen Kette kommt im Ritus vor in China; die Einsperrung der Sonne und des Mondes in einem eisernen Dreschhaus in der finnischen Mythologie; in Erntegebräuchen das Binden der letzten Garbe mit ungewöhnlich vielen Strohseilen (Mannhardt, Mythologische Forschungen S. 320 f.).

Ich bitte um Aufklärung über folgende Punkte:

1. Die Fesselung von Götterbildern, geheiligten Personen, Tieren, Gegenständen; mit Seilen, Zweigen, Ketten u. s. w., entweder zu bestimmten Zeiten, oder dauernd;
2. Gebräuche, die dazu in Beziehung stehen;
3. Mythen oder Sagen von solcher Fesselung."

Fürs erste erlauben wir uns, auf die Deutung der Fesselung griechischer Gottheiten hinzuweisen, die sich unter anderm in Prellers griechischer Mythologie finden, ferner auf W. Schwartz, Indogermanischer Volksglaube, Berlin 1885. S. 115. 122 ff. 128. 134. 137. 140. 143. Die Red.

Gegen Bücherdiebe.

Neulich fand ich in einer Familienbibel aus dem vorigen Jahrhundert folgenden Spruch eingeschrieben:

Dieses Buch ist mir lieb,
Wer es stiehlt, der ist ein Dieb;
Es sei Herr oder Knecht.
Der Galgen ist sein Recht.
Kommt er an ein Haus,
So jagt man ihn hinaus.
Kommt er an einen Graben,
So fressen ihn die Raben.
Kommt er an einen Stein,
So bricht er Hals und Bein.

Die beiden ersten Zeilen werden häufig angewandt. Die folgenden Verwünschungen klingen altertümlich. Die beiden Zeilen: „Kommt er an einen Graben, So fressen ihn die Raben", erinnern an ein bekanntes Kinderlied [1]).

W. Schwartz.

---

1) Der gleiche Schluss findet sich in dem von Simrock, Das deutsche Kinderbuch [2] no. 351 gedruckten Anathema gegen Bücherdiebe: „Dieses Buch ist mir lieb, Wer es stiehlt ist ein Dieb, Kommt er an einen Stein, Bricht er sich ein Bein, Fällt er an einen Graben, Fressen ihn die Raben." — Über die Sprüche und Verse gegen Bücherdiebe in älterer Zeit vgl. Wattenbach, Das Schriftwesen im Mittelalter [2] S. 443 ff. und Pölchau, Das Bücherwesen im Mittelalter S. 16; vgl. auch Anzeiger für Kunde deutscher Vorzeit (Nürnberg) 1883. Sp. 15. K. W.

Zwei Bienensegen,

eingeschrieben in ein Exemplar der Kopenhagener K. Bibliothek von De castitate sacerdotum. Lipsiae. 1499. 4°, mitgeteilt von Prof. Kr. Nyrop.

Wan die Binen schwermen wollen, das sie nit hinwegk fliegen So sprich

Ich verbiete dir Biene und Imme bie Gots stimme
Das du nit fligest aus desses Hofes Kringe
Du habst dan Gote und Mariæ vorlieb (l. urlob)
Im namen des Vathers † und des Sons † und des H Geists †

Vel vtere hoc modo

Bine und beninne. Ich gepiete dir bie Jesu stimme
Das du hie bie mir wohnest zu haus und zu hofe
Als die trew und warheitt bie unserm Hern Gode.
Im nahmen des Vathers † und des Sons † und des H Geists †

Mache desse drej Creutze mit dem rechten fufz
auff die erden wirff den (l. der) Erden unter deinem fusse
mangk oder pobber (l. bober) die Bienen so mogen sie nit
von deinem Hofe hinwegk fligen.

Vgl. Sitzungsber. der Wiener Akad. d. Wiss. Ph.-hist. Kl. LII, 5—19, LXIX, 35 f. Münchener Sitzber. 1866. II, 110 f. Müllenhoff-Scherer, Denkm.[2] S. 316 f. Germania I, 109. XXIX, 98. Unsere Zeitschr. I, 321. K. W.

Sammlung der Volksüberlieferungen in Mecklenburg.

Der Verein für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde hat im Februar 1891 einen Aufruf zu einer Sammlung mecklenburgischer Volksüberlieferungen erlassen. Dieselbe soll, nachdem die Sagen, Märchen und Gebräuche nebst dem Aberglauben von K. Bartsch gesammelt worden sind (Wien 1879. 1880. 2 Bde.), die anderen volkstümlichen Überlieferungen in sich aufnehmen, namentlich die Volkslieder, Wiegen- und Ammenlieder, allerlei Reime und Sprüche, Rätsel, Eulenspiegelgeschichten, Schnurren und andere Erzählungen. Gymnasiallehrer Wossidlo in Waren hat zur besonderen Förderung des Unternehmens einen halbjährigen Urlaub erhalten und während desselben auf einer Wanderung durch das Land eine reiche Ernte gehalten und vielfach andere zur Hilfe gewonnen. In einem Ersten Bericht vom 31. Dezember 1891 giebt er Nachricht darüber.

Lettische Sammlungen.

Die lettisch-litterarische Gesellschaft hat beschlossen, ein Verzeichnis anzulegen über alle volkskundlichen Materialien, die in den zahlreichen lettischen Zeitungen und Zeitschriften seit Jahrzehnten gedruckt worden sind, und dieselben der Forschung zugänglich zu machen.

Zweitens will sie ein Ortsnamenverzeichnis über das lettische Volksgebiet anlegen, das nicht bloss alle Ansiedelungen, sondern auch die Namen der Felder, Wiesen, Wälder, Höhen und Gewässer enthält.

Hermann Frischbier †.

Zu Königsberg i. Pr. starb am 8. Dezember 1891 nach langen schweren Leiden der emeritierte Rektor der altstädtischen Töchterschule, Hermann Frischbier, der eifrigste Arbeiter in der Volkskunde Ostpreussens. Am 10. Januar 1823 zu Königsberg als Sohn eines Maurers geboren, wuchs er im plattdeutschen Volksleben auf, dem er sein Leben hindurch, nachdem er die darin ruhenden Schätze verstehen gelernt hatte, seine Liebe und seine Kräfte schenkte. Sein erstes Werk waren die Preussischen Sprichwörter und volkstümlichen Redensarten (1864. 1865. 1876). Bekannt ist, dass er dafür „wegen Erregung öffentlichen Ärgernisses" auf die Anklagebank kam, aber auf Grund der Verteidigung der Professoren Rosenkranz, J. Zacher und O. Schade freigesprochen ward. Seine anderen Werke sind: Preussische Volksreime und Volksspiele (1867), Hexenspruch und Zauberbann (1870), Preussische Volkslieder in plattdeutscher Mundart (1877), Preussisches Wörterbuch (1882. 83. 2 Bde.). Ausserdem hat er in verschiedenen Zeitschriften, namentlich in der Altpreussischen Monatsschrift, die auch eine Fortsetzung seiner Volksreime und Volksspiele bringen wird, Arbeiten veröffentlicht.

Alle die ihn kannten, schätzten ihn wegen seines treuen Fleisses und seiner menschlichen Tüchtigkeit. Unserm Verein gehörte er als ordentliches Mitglied an.

K. W.

Bücheranzeigen.

Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Anthropologische Studien von Dr. H. Ploss. Dritte umgearb. und stark vermehrte Auflage. Nach dem Tode des Verf. bearbeitet und herausgegeben von Dr. M. Bartels. Mit 10 lithogr. Tafeln, dem Porträt des Dr. Ploss und 203 Abbild. im Text. Leipzig, Th. Griebens Verlag (L. Fernau), 1891. 2 Bde. S. XIV. 575. VII. 684. 8°.

Ein bereits wohl bekanntes grosses Werk liegt hier in dritter umgearbeiteter und stark vermehrter Gestalt vor uns. Wie bei der zweiten, hat auch bei dieser Auflage Herr Sanitätsrat Dr. Max Bartels, der verdiente Berliner Arzt und ausgezeichnete Anthropologe, seine Kraft und seine reichen Kenntnisse eingesetzt und das Buch wieder in Anordnung und Inhalt bedeutend verbessert. Für den Volksforscher ist das grosse Thema des Werks von ebensolcher Wichtigkeit, als für den Anthropologen und den Arzt, wenn auch sein Verhältnis dazu ein anderes ist, als das der beiden letzteren. In den durch diese gegebenen physischen Grundlagen wird er für seine ethischen und historischen Forschungen grosse sichernde Förderung erkennen, und sich überzeugen, dass er bei seinen Schlüssen und Urteilen die Berücksichtigung jener nicht entbehren kann.

Das Werk zerfällt in zwei starke Bände. Der 1. Band behandelt in der 1. Abteilung den Organismus des Weibes in sieben Kapiteln, in der 2. Abteilung das Leben des Weibes in 27 Kapiteln. Diese Abteilung wird im ganzen zweiten

Bande fortgesetzt und in weiteren 33 Kapiteln zum Schluss geführt. Von dem weiblichen Embryo bis zum Begräbnis des toten Weibes erhalten wir hier einen tiefen Einblick in das ganze Wachsen, Blühen und Vergehen. Vier nützliche Anhänge schliessen das Werk.

Einen wichtigen Bestandteil bilden die vielen Illustrationen, teils auf zehn Tafeln, teils in 203 dem Text eingefügten Abbildungen, die häufig nach Photographieen teils von der Natur, teils von Gegenständen der grossen Berliner und Münchener Sammlungen genommen sind. Es ist dadurch ein ungemein wertvoller Schatz dem Werke einverleibt worden, das wir als eine wichtige, auch die Volksforschung sehr verpflichtende Arbeit mit dem gebührenden Danke begrüsst haben.

K. Weinhold.

Joh. Ph. Glock, Die Symbolik der Bienen und ihrer Produkte in Sage, Dichtung, Kultus, Kunst und Bräuchen der Völker. Heidelberg, Th. Groos, 1891. S. XII. 411. 8°.

Aus diesem fleissig zusammengetragenen Buche eines Imkers geht uns im besonderen das 5. Kapitel des 2. Teils an: die Bienen bei Germanen und Slaven, worin aus Glaube und Sitte dieser Völker viel auf die Bienen bezügliches gesammelt ist. Der Verfasser des Buches ist kein wissenschaftlicher Forscher in diesen Dingen, sondern ein gebildeter Dilettant, belesen und in der Darstellnng gewandt. Gern wird man die volkstümliche Geschichte von der steirischen Bienenmutter, der Witwe Magdalena Hermann in Mixnitz, lesen, die in unsere Lesebücher übergehen sollte. K. W.

Elard Hugo Meyer, Germanische Mythologie (Lehrbücher der germanischen Philologie. I.) Berlin, Mayer & Müller, 1891. S. XI. 354.

Das wichtige Buch, das eine Frucht langjährigen Fleisses ist, gliedert sich in neun Kapitel, von denen die drei ersten die Einleitung enthalten: 1. Geschichte der Wissenschaft der germanischen Mythologie, 2. Begriff und Aufgabe der Mythologie, 3. Quellen. Darauf folgt die Behandlung des Seelenglaubens und des Marenglaubens, als ältester Stufen der Religion; darauf wird der Naturdämonenglaube nach einer niederen und höheren Stufe vorgetragen, und nun erst gelangen wir zu dem Götterglauben und Götterkultus. Hr. Meyer teilt die Götter in Gewittergötter (Tyr-Ziu, Freyr, Heimdallr), Windgötter (Oðin-Wodan, Ullr, Baldr mit Sippe, Bragi, Njǫrdr) Wolkengöttinnen (Frigg-Freyja, Fricke, Harke, Berchta, Holda, Sprossformen). Im 9. Kapitel wird der Heroenmythus behandelt.

Das Buch soll ein Handbuch der germanischen Mythologie sein und es wird in der Hand eines Kundigen dazu vortrefflich dienen, da es das Material so umfangreich vorführt, wie man es sonst nicht findet. Im übrigen wird der Kundige über vieles anderer Meinung sein, ganz abgesehen von der von uns in dieser Zeitschrift I. S. 451 ff. näher beleuchteten Ansicht des Verfassers über den ungermanischen Ursprung und das fremde Wesen der meisten nordischen Mythen. Immerhin aber nimmt dieses Buch neben Mogks Mythologie (im Grundriss der germanischen Philologie von H. Paul. VI. Abschnitt) eine sehr achtenswerte Stellung ein.

Die schlechte Ausstattung und der inkorrekte Druck müssen gerügt werden.

K. Weinhold.

Ignaz V. Zingerle, Sagen aus Tirol. Zweite vermehrte Auflage. Innsbruck, Wagner'sche Univers. Buchhandlung, 1891.

Ignaz v. Zingerle ist der treue Eckart, der seit länger denn einem Menschenalter den Schatz der Volksüberlieferungen seines Heimatslandes Tirol hütet und dabei eifrig dafür sorgt, dass nicht bloss seinen Landsleuten das Bewusstsein von demselben wach erhalten werde, sondern auch in weiteren Kreisen die Wissenschaft des deutschen Volkstums davon Nutzen ziehen könne.

In zweiter, stattlich vermehrter Auflage sind kürzlich seine Sagen von Tirol erschienen. Die Ausgabe vom Jahre 1859 bot 764 Nummern, die jetzt vorliegende zeigt deren 1022, und zwar hat besonders das Eisakthal, Pusterthal und Vinstgau neue Berücksichtigung gefunden, während auch sonst aus historischen Notizen und katholischen Legenden reichliche Nachlese gehalten ist. Die mündliche Überlieferung giebt aber nach wie vor den Hauptinhalt des Werkes her und macht die Sammlung in ihrer objektiven Auffassung des Stoffes und schlichten Darstellung zur ersten Quellenschrift inbetreff des tiroler Volksglaubens.

Der wissenschaftlichen Behandlung des von Zingerle gebotenen Stoffes kommt ein angehängtes Kapitel von Anmerkungen namentlich mit Hinweisungen auf die entsprechende Litteratur, sowie ein eingehendes Sachregister entgegen. Rezensent bekennt offen, dass er den gelegentlich in den Anmerkungen hervortretenden Standpunkt Zingerles in betr. des Charakters des Volksglaubens nicht teilt, wenn er z. B. S. 70 zum Teil mit Grimm „in vielen Hexen verkappte heidnische Priesterinnen" wiederfindet, bei anderen Gestalten an Freyr oder gar Baldr denkt, überhaupt die Sagen als Niederschläge alter Mythen fasst, während sie umgekehrt meist volkstümliche Prototypen solcher sind. Da Zingerle derartige Ansichten aber nirgends in die Darstellung selbst drängt, so bleibt der eigentliche Sagenschatz, in dem der Wert des Werkes beruht, davon und von jeder Differenz ganz unberührt, und dem Dank seiner Landsleute für die neue schöne Gabe gesellt sich auch der der Wissenschaft. W. Schwartz.

Handtmann, E. Was auf märkischer Heide spriesst. Märkische Pflanzen-Legenden und Pflanzen-Symbolik. Berlin, Lüstenöder (1891). S. VII, 184. 8°.

Der Verfasser hat in seinen „neuen Sagen aus der Mark Brandenburg, Berlin, 1883" schon einmal einen Beitrag zur deutschen Sagenkunde in Druck gegeben. War schon diese Publikation nicht eben glücklich zu nennen, da die Kritik nicht mit der nötigen Schärfe angewandt und die Sammlung ausserdem durch Ausschmückungen stark entwertet schien, so gilt dies von den vorliegenden märkischen Pflanzensagen in erhöhtem Masse. Mag auch in der Vorrede versichert werden, dass die einzelnen Sagen dem Volksmunde entnommen sind, dem Kenner des Volkstums wird es darum doch nicht einen Augenblick zweifelhaft sein, dass er es hier in keinem Falle mit einem wirklich volkstümlichen Werke zu thun hat. H. stellt selbst die Frage auf: „Wie mögen derartige sagenhafte Gebilde entstanden sein. Sinds Erbstücke uralter mythologischer Vorzeit? Sinds Gleichnisse, von Gelehrten, Priestern, Lehrern, Erziehern aufgestellt? Sinds Grossmütter- oder Ammenträume?" und giebt darauf die Antwort: „Zweifelsohne hat jede dieser drei Quellen, und nebenbei noch haben einige andere Phantasiequellchen, etwas von ihrer Fülle in den durch unser Volksleben plätschernden Giessbach der Sagenbildung und Symbolisierung hineinströmen lassen." Uns will es ebensowenig

zweifelsohne erscheinen, dass diese Gleichnisse des Gelehrten, Priesters, Lehrers und Erziehers, sowie die anderen Phantasiequellen, von denen das Buch auf jeder Seite Zeugnis ablegt, auf des Verfassers, bezw. seiner Gewährsmänner Rechnung zu setzen sei. Jedenfalls sind in der Sammlung wirklich Volkstümliches und ausgesprochen Nichtvolkstümliches so mit einander verquickt, dass eine Scheidung kaum möglich erscheint und die Arbeit somit für den Forscher fast wertlos wird. Anders mag man vielleicht über den litterarischen Wert des im übrigen hübsch ausgestatteten Buches denken; darüber zu urteilen ist jedoch hier nicht der Ort.

U. Jahn.

Guido List. Deutsch-mythologische Landschaftsbilder. Berlin, H. Lüstenöder 1891. S. 264 8°.

Der Verfasser des vorliegenden Buches ist als mythologischer Schwärmer durch das niederösterreichische Land und Gebirge gewandert und hat überall die deutlichen Spuren unserer alten deutschen und nordischen Götter aufgefunden. Er erzählt seine Forscherwanderungen begeistert, in einer Sprache, die alt, bieder und kräftig sein soll, die aber durchaus auf unverdorbenen Geschmack je länger je mehr abstossend wirkt. Er ist in Mythologie und Sprachkunde der ärgste Dilettant, und wir raten ihm, erst etwas zu lernen, ehe er sich als Mythologe wieder herwagt. Patriotische Begeisterung allein thut es nicht! K. W.

Dr. M. Höfler in Tölz. Der Isarwinkel. Ärztlich-topographisch geschildert. München, Verlag von E. Stahl, 1891. S. 230 8°.

Der Verfasser sagt, gerade der Arzt in oder am Gebirge ist in der günstigen Lage, die Abhängigkeit des Menschen vom Wohnboden und den Einfluss des letzteren leichter zu überblicken. Er erachtet es für Aufgabe der Ärzte, den natürlichen Keim nachteiliger, gesundheitswidriger Zustände, welche jede menschliche Siedelung in sich trägt, ebenso wie die gesundheitsfördernden Eigentümlichkeiten der Wohnorte kennen zu lernen und erklärt, dass Vegetation, Flora und Fauna, Bodenkunde, Meteorologie, Hydrologie nicht weniger Gegenstand seiner besonderen Beobachtung sein sollten, als Anthropologie, Ethnologie und Pathologie.

Dass er selbst diesen Ansprüchen in ziemlich umfassender Weise nachzukommen bestrebt gewesen ist, zeigt das reichhaltige Buch, welches zwar keine Inhaltsangabe hat, aber durch ein Sachregister über die behandelten Fragen aufklärt.

Der Isarwinkel, d. h. der heutige Bezirk Tölz, wird zunächst in seinen Terrain- und geologischen Verhältnissen mit besonderer Rücksicht auf die Höhenlage und Bodenbeschaffenheit der einzelnen Ortschaften beschrieben. Dabei kommt auch die ältere Besiedelung und die Art zur Sprache, wie sie sich an alte Verkehrswege, namentlich an die Isar und die wichtige uralte Strasse über den Brenner, sowie die Salzsaumwege anschloss, welche von Reichenhall längs des Gebirges gegen Kempten zogen. Schmiede und Wagner waren die ersten urkundlich bekannten Bürger von Tölz. Noch bis in späte Zeit aber blieb das Handwerk und der Handel in den Flecken beschränkt, weil die Einödbauern durch ihr Gesinde schmieden, backen, weben, spinnen, zimmern, tischlern und dachdecken liessen, und was dies nicht vermochte, von Haus zu Haus wandernde Handwerker in des Bauers Stör (Stube) anfertigten. Sehr alt und lange überwiegend war die Almwirtschaft der Bauern, dazu kam Holzhau, Holzschnitt und Köhlerei, für welche

die Isar die wichtige Flossstrasse war. Noch 1780 bestanden in Tölz 23 Flossmeister mit 100 Knechten. Heut sind es nur noch 6. Dem Holzaufschlag war war der Liasboden der Voralpen stets besonders günstig. Die ältesten Alpen ergeben sich aus den romanischen Namen wie Telps, Redebein, Torchelin, Vermaus u. a.. Dabei bestehen besonders gute Pferdeweiden. Aber sowohl Pferde wie Rindvieh degenerieren, wenn sie den Boden des Gebirges verlassen und in die moosige moorige Moränenzone am Fusse der Voralpen herabstiegen.

Die Bevölkerung und ihre Verteilung und ihre Wohnungen sind zum Gegenstand eingehender Beobachtungen gemacht. Noch vor 100 Jahren gab es Wohnhäuser im Isarthal mit hölzernen Schubfenstern ohne Glas, welches durch aneinander gereihte, in das Fenstergesims eingesetzte Holzstäbchen ersetzt war. Bezüglich der Ernährung ist die Kost, ihre Bestandteile und ihr Wert für die einzelnen Arbeiterklassen nachgewiesen. Daran schliessen Angaben über deren Krankheiten. Die Beschaffenheit und die Einwirkungen des Klimas, Grundwasser und Wasserzustände des Isargebietes sowie die Trink- und Mineralwässer nach den einzelnen geologischen Zonen sind unter Mitteilung zahlreicher Analysen ganz im Einzelnen behandelt.

Für die Volkskunde interessieren namentlich die Zusammenstellungen über romanische Reste in der Bevölkerung, die sich teils in der um den Walchensee sehr zahlreichen Namen, teils oft recht ausgeprägt in der Körperlichkeit einzelner Personen und auch ganzer Ortschaften erhalten haben. Riezler verlegt dorthin die romanische Provinz Valeria. Nach Sepp sprach man hier noch zu Karls des Grossen Zeit romanisch. Die Farben von Haar und Augen, die Körpergrösse, die Schädelbildung werden in ihren Unterschieden zahlenmässig vorgeführt.

Endlich sind die Kretinbildungen, Anomalien aller Art, die Ergebnisse der Rekrutierung, die Sterblichkeit und die einzelnen Todesursachen und vorherrschenden Krankheiten, sowie die verschiedenen Arten der Unfälle mit der vollen Sachkenntnis und langen Erfahrung des einheimischen Arztes dargestellt.

A. Meitzen.

Živaja Starina. Periodičeskoje izdanije otdielenija etnografii Imp. Russk. geografič. obščestva pod redakcijeju. V. J. Lamanskavo. (Lebendes Altertum, periodische Ausgabe der etnograph. Abteilung der k. russ. geograph. Gesellschaft unter der Redaktion von V. J. Lamanskij.) Petersburg 1890 und 1891. gr. 8°. 1—4 Heft. LXII, 131, 34, 42, 24; IV, 236 und 2; II und 271; II und 230 S.

Das Ostreich in seiner gewaltigen, die verschiedenartigsten Völker und Stämme umfassenden Ausdehnung bietet für Folklore ein unerschöpfliches Arbeitsfeld. Einzelnen und Gesellschaften, vor allem der kais. russ. geographischen Gesellschaft, verdanken wir bereits Herbeischaffen von Stoff in grossen Massen und aus allen Gegenden des Reiches, das meiste davon freilich dem Auslande, wegen der Sprache, nicht unmittelbar zugänglich. Bei der steigenden Bedeutung und Ausbreitung dieser Studien bewillkommnen wir doch besonders den Beschluss der ethnographischen Abteilung der Gesellschaft, ein neues folkloristisches Organ ins Leben zu rufen und die Leitung desselben Prof. Lamanskij zu übertragen. Von diesem neuen Unternehmen liegen die ersten vier Hefte bereits vor.

Eine Beschränkung auf bestimmte Länder, Rassen, Völker oder auch nur auf die Grenzen des Reiches hat nicht stattgefunden, wir finden daher Beiträge mannichfachster Art. Einer der ausführlichsten und interessantesten ist ‚Drei Jahre bei

den Jakuten', ethnographische Skizzen von V. L Priklonskij, der, von der Weichsel nach Jakutsk versetzt, über die Sitze und Sitten vornehmlich der Jakuten handelt, namentlich wichtig sind die Ausführungen über den Schamanismus und über die Erscheinungen der ‚chorea imitatoria', einer Nervenaffection; im Anhange dazu werden zahlreiche jakutische Sagen, Lieder und Rätsel mitgeteilt, darunter das grosse Lied vom Branntwein, im Original und in der Uebersetzung eines Kosaken. Dann die Untersuchungen von G. Trusman über die Halbgläubigen (Halbheiden) im Pskovschen Gouvernement, d. i. russificirte Esthen, eifrige Orthodoxe, die ihr esthnisch und aus den Zeiten, da heidnisches ihnen noch vielfach beigemischt war, auch den entsprechenden Namen, der heute bis auf einiges bereits als Anachronismus bezeichnet werden kann, beibehalten haben. In die Anfänge von Slavistik und Folklore versetzt uns zurück der Abdruck der Korrespondenz des 1878 verstorbenen Slavisten Sreznevskij: Land und Leute in der lausitzer Wendei von 1840 werden geschildert, Eindrücke und Erlebnisse eines eifrigen und scharfen Beobachters; desselben Anzeige der slavischen Ethnographie von Safařík (1842); würdig reihen sich daran die Briefe des allzufrüh seiner Wissenschaft entrissenen Preis an Safařík, Kurschat u. a. von 1836—1846: beides eine Ergänzung förmlich zu den von Jagić herausgegebenen Materialien zur Geschichte der slavischen Philologie. Einen wertvollen Beitrag liefert J. Ždanov in seinem Studium über das Lied von Fürst Michael: nach der grossrussischen Version findet der Fürst, der seine Frau der Obhut der Mutter anvertraut hatte, bei der Rückkehr die Frau todt und überlebt nicht sein Leid; es werden nun die nächst verwandten und die entfernteren Versionen in slavischen, romanischen u. a. Volksliedern aufgesucht und es wird scharfsinnig gezeigt, wie ein historischer Name aus einem historischen Liede in wandernde Balladen herübergekommen ist. Sehr interessant ist der Bericht eines Augenzeugen, P. Rovinskij, über eine am 27. August 1890 in Grbal am adriatischen Meere abgehaltene feierliche Beilegung der Blutrache, eine wesentliche Ergänzung zu den Studien darüber eines Miklosich u. a. Th. Braun gibt eine Skizze der Griechen in Mariupol (Gouvernement Jekaterinoslaw) d. i. der letzten Reste der einstigen Krimgothen, wie dies zuerst Kunik ausgesprochen und der Verfasser in einem deutschen Programm der reformierten Schule in Petersburg 1889/90 (Die letzten Schicksale der Krimgoten) ausgeführt hatte: vereinzelt kommt noch der germanische, blonde Typus vor; Sagen, Lieder u. s. w. haben sich nicht erhalten, die Tradition reicht nicht weiter als über die Herkunft aus der Krim und den einstigen Druck des Tatarenjoches; griechische und tatarische Lieder sind gesammelt und sollen herausgegeben, in der Krim selbst Ausgrabungen vorgenommen werden.

Aus der Reihe weiterer Beiträge heben wir noch hervor; Prof. Veselovskij giebt diesmal aus dem Schatze seines Wissens nur einige Kleinigkeiten (darunter über Decamerone X, 3); Prof. Sobolevskij sucht die Namengebung im russischen Volksepos festzustellen, nach Ursprung und Alter des einzelnen. Vom Herausgeber, Prof. Lamanskij, stammt eine Art Programm, das sich über russische Journalistik, Kritik, Wissenschaft, dann über die planmässige Erforschung russischer Geschichte und Ethnographie, zuletzt über Folklore (mit Bezug auf Weinhold, Zeitschrift f. Völkerpsych. 1890 I und etwas polemisch gegen die bezüglichen Ausführungen von Gaidoz in der Mélusine) ausbreitet; ausführliche Anzeige des grossen Werkes von Prof. Pypin ‚Geschichte der russischen Ethnographie', welches seinesgleichen nicht leicht in einer anderen Litteratur haben dürfte. Der Standpunkt des Autors und derjenige des Referenten sind jedoch so grundverschieden, dass Gegensätze der Auffassung sich sogar auf die Einzelheiten erstrecken müssen;

der Referent betont daher vor allem, was ihm übergangen oder nicht nach Gebühr gewürdigt scheint. Der das Andenken von Fr. Miklosich ehrende Nachruf wird durch einen Anhang von Anzüglichkeiten und persönlichen Bemerkungen entstellt; wir übergehen dies und erwähnen lieber die Ausführungen über Alter und Ursprung des Namens Weissrussland, die sich anschliessen an entsprechende Bemerkungen des Prof. Potebnja, der bei einer Anzahl scharfsinniger, doch öfters allzugewagter Worterklärungen auch diesen Terminus berührte. Wir schliessen diese Uebersicht der Abhandlungen mit einer der wertvollsten, über altes Leben der Ostjaken und ihre Helden auf Grund ihrer eigenen Lieder und Erzählungen von S. K. Patkanov (III, S. 85—116 und IV, S. 67—108). Der Verfasser hat ein bisher so gut wie unbekanntes Material gesammelt; er schildert die Sänger, ihre Instrumente, die Lieder, welche der Ereignisse der späteren Geschichte, der Unterwerfung durch Tataren, dann durch Russen, nicht mehr gedenken; diese Reste des nationalen Epos beziehen sich nur auf Kämpfe, oder eher auf bloss räuberische Überfälle der Ostjaken untereinander und gegen die Samojeden, auf die Zeit vom XIII. bis XIV. Jahrhunderte etwa; ihr Stil ist durchaus episch, in den Epitheta, in der Breite der Ausführungen, in den Wiederholungen u. s. w.; nach ihnen schildert der Verfasser das Treiben der Ostjakenfürsten, der Helden dieser Lieder, in Krieg und Frieden.

Von Materialsammlungen heben wir hervor die Schilderung der Hochzeitsbräuche bei den Ruthenen Ungarns; russische und bulgarische Volkstexte aller Art (Bilder, Sprüche, Beschwörungen u s. w.); alte Notizen über Aberglauben; Angaben über Spiele, namentlich Kinderspiele; über Bestattungen, Beschreibung von Dialekten u. s. w. Orientalische Sagen, Märchen und Fabeln, indische (aus dem Nachlasse des Prof. Minajev), kirgisische, armenische u. a. sind besonders reichhaltig vertreten. Dürftig ist nur der bibliographisch-kritische Teil ausgefallen. Fragen nach Dialekten, Bräuchen etc. finden wir ebenfalls, wie in der polnischen Wisła.

Aus dieser, noch nicht alles erschöpfenden Inhaltsübersicht erhellt zu Genüge, wie weit die Redaktion der Živaja Starina sich ihre Aufgaben gesteckt hat. Der Ausdehnung des russischen Reiches entsprechend ist die Ethnographie Asiens, zumal Sibiriens, in vollem Umfange herangezogen worden: die interessantesten Abhandlungen der ersten Hefte beziehen sich gerade auf sibirische Völkerschaften. Fährt die Redaktion auf diesem Wege mit gleicher Umsicht und Eifer fort, so kann sie ihres Erfolges sicher sein, so wird ihre Publikation den besten fremden ebenbürtig zur Seite treten. Dass ihr dies gelinge, wünschen wir im Interesse unserer Wissenschaft.

Berlin. A. Brückner.

Wisła. Miesięcznik gieograficzno-etnograficzny. Tom V. Warszawa 1891. (Die Weichsel. Geographisch-ethnographische Monatsschrift. Bd. V, Heft 1—3, S. 1—730, gr. 8°.)

Das von Dr. J. von Karlowicz mit grosser Umsicht geleitete Organ für polnischen Folklore schliesst bereits den fünften Jahrgang ab. Während in anderen Publikationen, zumal der Krakauer Akademie, so z. B. im Zbiór wiadomości do antropologii krajowej (Sammlungen zur Kunde der Landesanthropologie, bisher 14 Bände gr. 8°) Stoffsammlungen mitgeteilt werden, hält die Redaktion der Wisła für ihre vornehmste Aufgabe, orientierende Abhandlungen, kritische Erörterungen von Einzelnheiten und eine äusserst reichhaltige, namentlich periodische

Publikationen erschöpfende bibliographische Übersicht zu bringen; für Stoffsammlungen selbst ist die Biblioteka Wisły bestimmt, welche bereits in 8 Bändchen neben Märchen und Liedern eingehende ethnographische Schilderungen (von Federowski M., Wasilewski Z., Dorf Jagodne) und Arbeiten, wie über polnische Volksmedizin von Dr. M. Udziela und über das Weib im Volksliede von K. Skrzyńska aufgenommen hat.

Auf den reichen Inhalt des neuen Jahrganges können wir im Einzelnen nicht eingehen; wir heben nur weniges hervor. Von Arbeiten von Ausländern seien genannt nur die des russischen Folkloristen Sumcow über die polnischen Boginki oder Mamuny, eine Art Feen; letzterer Name hängt mit der mittelalterlichen Mamona, nicht, wie Verfasser annimmt, mit (Korn)-Muhme zusammen. Karłowicz handelt über Alter und Namen gewisser polnischer Osterbräuche, die von Deutschen herstammen (Schmeckostern = smigurst, smigus: Mannhardt hatte irrig das Gegenteil, Beeinflussung des deutschen, durch polnischen Brauch, angesetzt; dyngus, d. i. Dingnuss, Dingniss, depactatio, Loskauf vom Wassertauchen durch Geschenke).

Der Aufsatz von Żmigrodzki über die Geschichte der Swastika ist dem deutschen Publikum bereits aus dem Archiv f. Anthropologie, 1890, III bekannt. Wir nennen noch die ausführliche Schilderung weissrussischen Dorflebens, aus einer vom Weltverkehr fast abgeschlossenen Gegend (Jeleńska, Dorf Komarowicze); archivalische Nachrichten aus der Vergangenheit des Städtchens Wawelnica (H. Wiercieński), Anregung eingehender Untersuchungen über die Bräuche der Johannisfeier (Lubicz) u. a. Die neuesten Arbeiten über den Ursprung des polnischen Staates, speziell über die Geschichte des Adels, die Theorie der Einwanderung und Unterjochung, wonach der Adel aus einer fremden Herrscherkaste hervorgegangen wäre, bespricht lichtvoll A. Jabłonowski und erschüttert die Beweiskraft des Vorkommens nordischer Russen in den polnischen Wappenzeichen durch Hinweis auf verwandte Erscheinungen in anderen Gegenden. Endlich seien neben der eingehenden Chronik der Fortschritte der Geographie wärend des Jahres 1890, von Nałkowski, die zahlreichen Fragestellungen nach Sitten, Sprache etc. von Seiten der Redaktion und Antworten aus dem Leserkreise hervorgehoben. Das beste Zeugniss für den Wert dieser Publikation legt der Umstand ab, das sie auf ähnliche bei anderen slavischen Stämmen nicht ohne bestimmenden Einfluss geblieben ist. Neben der Zivaja Starina (s. o.) nennen wir eine böhmische:

Český Lid, eine Zweimonatschrift für das Studium böhmischen Volkes in Böhmen, Mähren, Schlesien und Ungarn, herausgegeben von Dr. L. Niederle (für den anthropologisch-archäologischen) und Dr. Č. Zíbrt (für den kulturhistorisch-ethnographischen Teil); bisher zwei Hefte, 220 S., kl. 8°, mit zahlreichen Illustrationen (Prag, Šimáček, 1891). Wir übergehen hier den archäologischen Teil (darunter die eingehende Schilderung von Gräbern mit hockenden Skeletten durch Dr. Matiegka); im ethnographischen berichtet der gründliche Kenner mährischen Volkstums, F. Bartoš, über landwirtschaftliche Bräuche und Aberglauben; J. Košt'ál sammelt alle Angaben über den Wassermann, den Nix, dessen volkstümliche Namen, hastrman, bestrman aus dem deutschen stammen; auf den Vergleich mit den ähnlichen Erscheinungen bei Deutschen, Iren und Schotten (wo die Kelpie ebenso mit Vorliebe als Mensch oder Pferd, Rind erscheint) u. a. wird jedoch nicht eingegangen. V. Tille, in einem Aufsatze über Erzählungen vom Herrscher, der vom eisernen Tische her auf den Fürstensitz berufen wird, wie dies bei Przemsył von Böhmen und Stephan von Ungarn die Sage berichtet, überprüft zunächst die Entwickelung der böhmischen Tradition. Z. Winter gibt einiges urkundliche Material zum Kapitel von Todtenzeugnissen im alten Gerichtsverfahren, vom bekannten Bluten der Leiche bei der Berührung des Mörders.

Eine Reihe anderer Arbeiten, über die Volksküche, über Trachten und Muster, über das weltliche Lied u. s. w., seien nur flüchtig erwähnt. Dazu kommen bibliographische Übersichten, namentlich der einschlägigen böhmischen Litteratur, auch ein Bericht von A. Černý über Folkloristik bei den Lausitzer Wenden; endlich Fragen und Antworten, wie in der Wisła.

Nach ihrem Vorgange werden auch grössere zusammenhängende Untersuchungen besonders in der Knihovna Českého Lidu veröffentlicht. Das erste Heft dieser Bibliothek gab der unsern Lesern aus Zeitschrift I, 456 f. bereits bekannte umsichtige und unermüdliche Forscher, Dr. Č. Zíbrt, heraus: ‚Skřítek' in altböhmischer Volksüberlieferung'; der Skřítek — sein Name ist deutschen Ursprunges, Schratt, Schrätzel — ist eine Art Hausgeist, auch Gelddrache und Alp; einen urkundlichen Nachtrag vom Jahre 1382 über den Glauben ‚se habere penatem in domo sua' s. in Č. L. S. 186. Im zweiten Heft der Bibliothek wird Fr. Bartoš einen erschöpfenden Bericht über Hochzeiten in Mähren, Bräuche, Lieder, Spiele und Aberglauben, die sich daran knüpfen, bringen.

Berlin. A. Brückner.

Celtic Fairy Tales selected and edited by Joseph Jacobs, illustrated by J. D. Batten. London, David Nutt, 1892. S. XIV. 267. 8°.

Herr Jos. Jacobs, der Herausgeber der Zeitschrift Folklore, hat seinen English Fairy Tales, der ersten Sammlung wirklich englischer Kindermärchen, dies allerliebste und wertvolle Weihnachtsbuch folgen lassen, das aus echten irischen und schottischen Quellen geflossen ist. Der Reichtum der Kelten an Feengeschichten, an Sagen und Märchen ist bekannt, er übertrifft bedeutend den der anderen europäischen Völker, abgesehen von den Finnen. Uralte Erinnerungen des Volkes sind darin enthalten und ein unerschöpfliches Feld der Forschung breitet sich darin aus. Herr Jacobs hat, von seinem Freunde Alfr. Nutt, dem rühmlich bekannten Kenner, unterstützt, sechsundzwanzig Geschichten ausgewählt, die er in englischer Sprache für englische Kinder vorträgt, als eine Art von Haus ollamh oder sheenachie, bemüht Gesicht und Farbe, Zauber und Reiz der keltischen Volksphantasie wirken zu lassen. Ganz vortreffliche Holzschnitte nach Zeichnungen von John D. Batten, der selbst ein Kenner keltischen Altertums ist, schmücken das Buch.

Wir wollen dabei kurz eines andern Werkes gedenken:

Beside the fire, a collection of Irish Gaelic folk stories, edited translated and annotated by Douglas Hyde, with additional notes by Alfred Nutt. London, David Nutt, 1890. S. LVIII. 203. 8°.

Es ist eine Auswahl aus der irischen Originalsammlung des Dr. Douglas, die 1889 in Dublin erschien ist: Leabhar Sgenluigheachta; sie bringt sechs Geschichten in irischem Text mit gegenüberstehender englischer Übersetzung, acht Geschichten nur auf englisch, zum Schluss eine kleine Rätselsammlung. In einer ausführlichen Vorrede spricht sich Dr. Hydes über die irischen und schottischen Volksüberlieferungen und seine Art des sammelns aus, wozu Herr Alfr. Nutt eine beachtenswerte Nachschrift gibt. Derselbe hat auch am Schluss Anmerkungen zu jeder einzelnen Geschichte gespendet, die jeder mit Dank brauchen wird.

K. Weinhold.

Aus den

Sitzungs-Protokollen des Vereins für Volkskunde.

Berlin, Freitag, den 18. Dezember. Neu beigetreten: Kais. chines. Zolldirektor a. D. Kleinwächter-Berlin; Realgymnasiallehrer Dr. A. Strack-Giessen. — Nachdem der Vorsitzende einen kurzen Bericht über den Mitgliederbestand des Vereins gegeben hatte, erhielt Prof. A. Brückner das Wort zu seinem Vortrage ‚ein mittelalterlicher Bericht über Weihnachtsbräuche'. Nach einer prinzipiellen Auseinandersetzung über die Vorsicht, welche bei der Prüfung von Volksbräuchen auf ihren angeblichen mythologischen Hintergrund hin zu beobachten ist, nach dem Hinweis auf die Wanderung von Bräuchen namentlich im Gefolge des Christentumes erörterte der Vortragende den Bericht des Böhmen Johann von Holešow über Weihnachtsbräuche, das ‚Largumsero' desselben aus dem Ende des XIV. Jahrhunderts. Useners Vermutung, dass der ursprüngliche Verfasser desselben presbyter Alsso, ein Deutscher, gewesen, wird zurückgewiesen; die einzelnen Punkte des Berichtes werden erörtert, wobei sich herausstellt, dass derselbe nichts spezifisch slavisches, böhmisches enthält; ein Abdruck des Traktates nach einer besseren Handschrift, als die, über welche Usener verfügte, wird angekündigt; einige andere Angaben, auf deutsche Bräuche aus dem XV. Jahrhunderte bezüglich, werden mit besprochen.

Hierauf stellte Hr. Stadtrat E. Friedel eine stattliche Kollektion metallener Rauchtabaksdosen aus dem XVIII. Jahrhunderte, die den Sammlungen des Märkischen Provinzialmuseums entstammen, aus und erörterte das zeitliche Aufkommen derselben, ihre Verbreitung und die mitunter derbvolkstümlichen Legenden derselben, die zudem oft auf bedeutsame Zeitereignisse, namentlich aus der Regierung Friedrichs II., Bezug nehmen.

Zuletzt wurde zur Wahl des Vorstandes für 1892 geschritten; mit Akklamation wurde der alte Vorstand wiedergewählt, bis auf den ersten Schriftführer Dr. U. Jahn, der durch ethnographische Reisen, die er vorhat, gehindert war, die Wiederwahl anzunehmen. An seine Stelle wurde als erster Schriftführer Prof. A. Brückner gewählt.

Freitag, 22. Januar 1892. Der Vortrag von Dr. U. Jahn über Rübezahl charakterisierte zunächst die neueren darauf bezüglichen Arbeiten, namentlich die durch das Ausschreiben des Oesterreichischen Riesengebirgsvereins hervorgerufenen Schriften (Rübezahl, Hohenelbe 1884) und einen Aufsatz von Dr. Veckenstedt, deckte ihre methodischen Mängel auf, besprach hierauf die ältere Rübezahllitteratur zumal das Werk des M. J. Prätorius, Dæmonologia Rubinzalii Silesii, welches für den Sagenforscher besonders durch die älteste schriftliche Fixierung einer Reihe volkstümlicher Überlieferungen wertvoll ist, wenn auch öfters mit Unrecht Rübezahl gerade zum Helden aller dieser Sagen von Prätorius gemacht wird. Hierauf wurde die echte Überlieferung, die sich auf Rübezahl wirklich bezieht, ausgesondert; sein eigentlicher Name, Johannes, betont, der ihn, neben allen anderen Zügen, als einen Kobold erweist, auf den alles, was von Kobolden in Deutschland erzählt wird, zurückbezogen worden ist. Der Vortragende schloss mit einer Aufforderung zu weiterem Sammeln und Untersuchen des Stoffes.

Der vorgerückten Zeit wegen gab der nächste Vortragende, Prof. Arendt, nur die drei ersten Kapitel seiner Auswahl chinesischen Dämonenglaubens, Erzählungen, in denen Seelen unschuldig Verurteilter oder Getöteter Rache nehmen an ihren Verfolgern: darunter besonders charakteristisch eine, in der der Geist des Getöteten in den Mörder einfährt und ihn selbst zum Geständnisse zwingt.

Nach Verlesung des Geschäftsberichtes für das verflossene Jahr durch den Vorsitzenden und der Jahresbilanz durch den Schatzmeister wurde der Ausschuss von 12 Mitgliedern für 1892 gewählt, nämlich die Herren Bartels, Möbius, E. Schmidt, Voss, Lazarus, Friedel, Heck, Steinthal, Zupitza, Jahn, H. Grimm, Goerke. An den officiellen Teil des Vereinsabends schloss sich das Festessen zur ersten Jahresfeier des Vereins an, welches in äusserst animierter Weise verlief.

Freitag, den 26. Februar. Zunächst setzte Prof. Arendt den in der vorigen Sitzung unterbrochenen Vortrag fort; er teilte drei weitere Erzählungen vom Treiben dämonischer Rachegeister mit, alle ausgestattet mit originalen, uns fremdartig anmutenden Zügen, namentlich in der letzten derselben, da der den Mord seines Herrn rächende Diener wenigstens am Mantel desjenigen der jenen hatte hinrichten lassen, seine Rache kühlt, was das Hinsiechen des Eigentümers selbst zur Folge hat.

An der Hand reichhaltigen statistischen Materials von 3000 Nummern und mit Hilfe von Karten demonstrierte hierauf Zeichenlehrer Mielke den wesentlich deutschen, zumal süd- und mitteldeutschen Brauch, einzelnen Häusern besondere Namen zu geben, die zumeist dem Tier- und Pflanzenreiche entnommen, oft Jahrhunderte lang am Hause haften. Häufiger treten sie seit dem XIII. Jahrhunderte auf, und nehmen in späteren Zeiten oft sonderbare Formen an. An der Diskussion beteiligten sich die Herren Weinhold, Schwartz, Brückner, Belege aus Breslau, Berlin, Krakau mitteilend.

Prof. Weinhold besprach den Gebrauch der Kerbstöcke als Rechenmittel, und wies einen solchen aus Suhl vor; Herr Meyer-Cohn verwies auf ähnliche elsässische. Dr. U. Jahn legte Photographien österreichischer Volkstypen und eine mit einer Widmung auf den Hubertusburger Frieden versehene Tischdecke vor, an die vorher besprochenen Rauchdosen und Gratulationsbänder erinnernd. Prof. Brückner berichtete kurz über die — ziemlich geringfügige — Ausbeute, welche der Tractatus de superstitionibus des Nicolaus von Jauer von 1412 (auf Grund zweier Handschriften der königl. Bibliothek in Berlin) für deutschen Aberglauben gewährt.

A. Brückner.

Litteratur des Jahres 1891.

Von Dr. **Max Laue.**

Volkskunde im Allgemeinen.

I. Zeitschriften für das ganze Gebiet der Volkskunde.

Zeitschrift für Volkskunde in Sage und Mär, Schwank und Streich, Lied, Rätsel und Sprichwort, Sitte und Brauch. Herausgegeben von Dr. Edmund Veckenstedt. Organ der deutschen Gesellschaft für Volkskunde. Leipzig, Frankenstein und Wagner.

III. 1. 2. s. Zeitschr. d. Vereins für Volkskunde I (1891) S. 114.

III. 3. 1890. v. Estorff-Teyendorf, Der wilde Jäger. Ein Versuch zur Erklärung des Phänomens. S. 81. — Veckenstedt, Die mythischen Könige der arischen Volksheldensage und Dichtung. [Forts.] S. 93. — Veckenstedt, Wendische Sagen der Niederlausitz. Gesammelt und mitgeteilt. S. 97. — Branky, Volksüberlieferungen aus Österreich. S. 99. — Vernaleken, Der Dreisskerl. Eine Reihe mythischer Vorstellungen. S. 104. — Knoop-Rogasen, Volkslieder aus Hinterpommern. Mitgeteilt. S. 108. — Veckenstedt, Bücherbesprechungen ... Zur Bücherkunde. S. 117.

III. 4. Veckenstedt, Die mythischen Könige der arischen Volksheldensage und Dichtung. S. 121. — Václav Tille, Der Traum von dem Schatz auf der Brücke. S. 132. — Veckenstedt, Wendische Sagen der Niederlausitz. S. 137. — Branky, Volksüberlieferungen aus Österreich. S. 139. — Vernaleken, Mythische Volksdichtungen. S. 141. — Mitkos-Beni-Suef, Albanesische Lieder. Deutsch von J. U. Jarnik. S. 143. — Pistor, Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten aus Wigand Lauzes hessischer Chronik. S. 146. — Knoop, Polnischer und deutscher Aberglaube und Brauch aus der Provinz Posen. S. 148. — Veckenstedt, Bücherbesprechungen S. 151. — Branky, Bücherbesprechungen. S. 155. — v. Estorff, Bücherbesprechungen. S. 155. — Zur Bücherkunde. S. 158.

III. 5. Knoop, Die neu entdeckten Göttergestalten und Götternamen der norddeutschen Tiefebene. III. Die Asen. S. 161. — Veckenstedt, Die mythischen Könige der arischen Volksheldensage und Dichtung. S. 172. — Veckenstedt, Wendische Sagen der Niederlausitz. Gesammelt und mitgeteilt. S. 182. — Jarnik, Albanesische Märchen und Schwänke. Mitgeteilt und übersetzt. S. 184. — Branky, Volksüberlieferungen aus Österreich. S. 185. — Gadde, Volkslieder aus Hinterpommern. S. 187. — Kaufmann, Findlinge zur Volkskunde. S. 189. — Veckenstedt, Bücherbesprechungen. S. 192. — Wagner, Bücherbesprechungen. S. 193. — Knoop, Bücherbesprechungen. S. 195. — Zur Bücherkunde. S. 198.

III. 6. Dürnwirth, Deutsches Element in slovenischen Sagen des kärntischen Oberrosenthales. S. 201. — Mailand, Der „Fluch" in der siebenbürgisch-rumänischen Volkspoesie. S. 208. — Veckenstedt, Wendische Sagen der Niederlausitz. Gesammelt und mitgeteilt. S. 215. — Jarnik, Albanesische Märchen und Schwänke. Mitgeteilt und übersetzt. S. 218. — Branky, Volksüberlieferungen aus Österreich. S. 221. — Gadde, Volkslieder aus Hinterpommern. S. 224. — Kaufmann, Findlinge zur Volkskunde. S. 228. — Knoop, Polnischer und deutscher Aberglaube und Brauch aus der Provinz Posen. [S. 229.] — Knoop, Bücherbesprechungen. S. 235. — Veckenstedt, Bücherbesprechungen. S. 236. — Wagener, Bücherbesprechungen. S. 237. — Zur Bücherkunde.

III. 7. Die Kalewala vom ästhetischen Standpunkte betrachtet. (Julius Krohn's finnische Litteraturgeschichte I, 1.) Übersetzt von O. P. S. 241. — Knoop, Die Influenza. S. 261. — Veckenstedt, Wendische Sagen der Niederlausitz. Gesammelt und mitgeteilt. S. 262. — Jarnik, Albanesische Märchen und Schwänke. Mitgeteilt und übersetzt ... S. 264. — Branky, Volksüberlieferungen aus Österreich. S. 266. — Poestion, Die alten nordischen Frühlingsfeste. Nach dem Dänischen des Troels Lund. S. 268. — Veckenstedt, Bücherbesprechungen. S. 272. — Zur Bücherkunde. S. 277.

III. 8. Die Kalewala vom ästhetischen Standpunkte betrachtet. Übersetzt von O. P. S. 281. — Jarnik, Albanesische Märchen und Schwänke. Mitgeteilt und übersetzt. — Branky, Volküberlieferungen aus Österreich. S. 298. — Prexl, Rumänische Volksromanzen übersetzt. I. S. 300. — Veckenstedt, Aus der Provinz Sachsen I. Der Festkalender von Hornburg (bei Oberröblingen am See) in Sitte, Brauch und Schwank. Zusammengetragen und mitgeteilt nebst Vorwort. S. 302. — Poestion, Die alten nordischen Frühlingsfeste. Nach dem Dänischen des Troels Lund. S. 310. — Bücherbesprechungen. — Zur Bücherkunde.

III. 9. Knoop-Rogasen, Die neu entdeckten Göttergestalten und Götternamen der norddeutschen Tiefebene und am Harz. IV. Frau Hinne. S. 321. — O. P., Die Kalewala vom ästhetischen Standpunkt betrachtet. Übersetzt. S. 328. — Schlossar-Graz, Sagen vom Schratel aus Steiermark. S. 341. — Gurwitsch - Petersburg, Kriminalistische Gedanken und Anschauungen in den Sprichwörtern des russischen Volkes (Mittel-Russland). Mitgeteilt von Veckenstedt. S. 343. — Schwela, Die „grosse" wendische Hochzeit. S. 346. — Poestion, Die alten nordischen Frühlingsfeste. Nach dem Dänischen des Troels Lund. S. 349. — Bücherbesprechungen. Zur Bücherkunde.

III. 10. O. P., Die Kalewala vom ästhetischen Standpunkt betrachtet. ... Schlossar, Sagen vom Schratel aus Steiermark. S. 377. — Branky, Volksüberlieferungen aus Österreich. S. 379. — Nottrott-Ranchi, Mundari-(Kol-) Lieder. Mitgeteilt und übersetzt v... S. 381. — Gurwitsch, Kriminalistische Gedanken und Anschauungen in den Bräuchen und Sprichwörtern des russischen Volkes. Mitgeteilt von Veckenstedt. S. 382. — Hüser, Der Schwerttanz von Atteln bei Büren. S. 385. — Poestion, Die alten nordischen Frühlingsfeste. Nach dem Dänischen des Troels Lund. S. 387. — Schwela, Die „grosse" wendische Hochzeit. S. 390. — Knoop, Polnischer und deutscher Aberglaube und Brauch aus der Provinz Posen. S. 393. — Bücherbesprechungen. S. 397.

III. 11. O. P., Die Kalewala vom ästhetischen Standpunkt betrachtet ... S. 401. — Gurwitsch, Kriminalistiiche Gedanken und Anschauungen in den Bräuchen und Sprichwörtern des russischen Volkes. S. 421. — Poestion, Die alten nordischen Frühlingsfeste. Nach dem Dänischen des Troels Lund. S. 425. — Schwela-Schorbus, Die „grosse" wendische Hochzeit. S. 433. — Knoop, Polnischer und deutscher Aberglaube und Brauch aus der Provinz Posen. S. 427. — Zur Bücherkunde. S. 438.

III. 12. O. P., Die Kalewala vom ästhetischen Standpunkt betrachtet ... S. 441. — Poestion, Die alten nordischen Frühlingsfeste. Nach dem Dänischen des Troels Lund. S. 464. — Schwela, Die „grosse" wendische Hochzeit. S. 475. — Inhaltsverzeichnis. S. 482.

Am Urquell. Monatsschrift für Volkskunde. Herausgegeben von Friedrich S. Krauss. Lunden in Holstein. Kommissionsverlag Kramer in Hamburg.

II, 1. 2.: vgl. Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde I. 1891, S. 115.

II, 3 (1891): Handelmann, Zur norwegischen Sagenforschung. — v. Wlislocki: Magyarischer Liebeszauber. — Feilberg, „Wetter machen". — Frieschbier, Der Eid im Volksleben. — Kupczanko, Volksmedizin. — Sembrzycki, Ostpreussische Sprichwörter ... — Krauss, Geheime Sprachweisen. — Knauthe, Der Tod als Reisebegleiter ... — Kleine Mitteilungen. — Vom Büchertische.

II, 4: Post, Das Volksleben als wissenschaftliches Problem. — Knauthe, Das Alpdrücken in Preussisch-Schlesien. — Schell, St. Martinstag im Bergischen. — Kupczanko, Krankheitsbeschwörungen bei russischen Bauern in der Bukowina. — Sembrzycki, Ostpreussische Sprichwörter ... — Krauss, Geheime Sprachweisen. — Kleine Mitteilungen. — Vom Büchertische. — Krauss, Wilhelm Krauss.

II, 5: Mooney, Die Kosmogonie der Cherokee. — Landau, 'Non olet'. — Hoefler, Das Sterben in Oberbayern. — A., Hexenleiter oder Vogelscheuche. — Sundermann, Ostfriesisches Volkstum. — Volksmann, Volksmedizin. — Sembrzycki, Ostpreussische Sprichwörter ... — Krauss, Geheime Sprachweisen. Eine Enquête. — Vom Büchertisch.

II, 6: Hoefler, Das Sterben in Oberbayern. — K.[rauss], Das Alpdrücken. — Sundermann, Ostfriesisches Volkstum. — Sembrzycki, Ostpreussische Sprichwörter, Volksreime. — Kleine Mitteilungen. — Vom Büchertische.

II. 7. Andree, Abderiten von heute. — Spinner, Der Eid im Volksleben. — Ders., Diebsglauben. — Krauss, Geheime Sprachweisen. — Haase, Sagen aus der Grafschaft

Ruppin. — Varî, Volksmedizin. — Kleine Mitteilungen. — Vom Büchertische.

II, 8: v. Wlislocki, Urmen, Schicksalsfrauen der Zigeuner. — Sembrzycki, Martens und Krauss, Schimpfwörter. — Sembrzycki, Ostpreussische Sprichwörter, Volksreime und Provinzialismen.

II, 9: Frischbier, Rätsel-Geschichten. — Schell und Volksmann, Die Fischerin, ein Märchen aus dem Bergischen. — Höft, Abderiten von heute.

II, 10: Schiffer, Sündenkauf. — Frischbier, Rätsel-Geschichten. — Kaindl, Alpdrücken. — Volksmann, Abderiten von heute. — Sembrzycki, Ostpreussische Sprichwörter. — Knauthe, Schimpfwörter. — Sundermann, Ostfriesisches Volkstum. — Kaindl, Der Eid im Volksleben. — Volksmann, Tierfabeln. — Haase, Sagen aus Neu-Ruppin. — Volksmedizin.

II, 11: Schiffer, Sündenkauf. — Freytag und Loeb, Zauberglaube. Eine Umfrage. Mit Beiträgen von Knauthe und Volksmann. — Kaindl, Knauthe, Volksmann, Diebsglauben. — Krauss, Geheime Sprachweisen. Eine Umfrage. Beiträge von Feilberg und Schlegel. — Knauthe und Lehrmann, Bauopfer. — N. und Paulsen, Das Alpdrücken. — Wlislocki, Volkslieder der siebenbürgischen Sachsen. — Ofterding, Abderiten von heute. — Staake, Geisterglauben. — Sembrzycki, Ostpreussische Sprichwörter, Volksreime und Provinzialismen. — Volksmann, Schimpfwörter. — Kleine Mitteilungen von Schiffer, L-n. und Schierenberg.

Revue des traditions populaires. (Société des traditions populaires au musée d'ethnographie du Trocadéro.) Paris. J. Maisonneuve. Tome VI. 6e année. 1891.

1. Janvier. Sébillot, Traditions et superstitions des ponts et chaussées I. Les routes. — II. Les chemins de fer. p. 1. — Sébillot, Questionnaire des traditions des ponts et chaussées. p. 16. — Barbet, Chansons du renouvellement de l'année. I. Lou Bon an. p. 18. — Harou, Miettes de Folk-Lore parisien. XIV. p. 21. — Danjon, La Fête des Rois. XV. Chanson des Rois à Caen. p. 22. — Brueyre, Le petit homme rouge et Napoléon. p. 25. — Basset, Allusions à des contes populaires (suite). p. 30. — Descubes, [illegible] ons et coutumes des mariniers. III. Les Pilotes Egyptiens. p. 32. P.-S., IV. L'invention des flottages. — V. Rivage hanté. p. 32. VI. Girard de Rialle, Le Bateler avare. p. 33. — Sébillot, Renaud et ses femmes II. Haute-Bretagne. de Zmidgrodzki, La Mère et l'Enfant. p. 36. — Certeux, Rites et usages funéraires IX. p. 48. — Desaivre, La Légende de Théophile de Viau. p. 50. — Rosières, La Légende de Didon (suite). p. 52. — Foujou, Légendes et superstitions préhistoriques. VII. La pierre de Saint-Martin d'Assevilliers (Somme). p. 55. — Harou, Coutumes scolaires IV. en Belgique. p. 56. Bibliographie. — Livres reçus ... Illustrations ...

2. Février. Basset, Contes arabes et orientaux. V. Le Dépositaire infidèle. p. 65. — Le vieux Mari. Bernard, I. Chanson du pays de Caux. Sébillot, II. Haute-Bretagne. p. 77, 78. — Sébillot, Traditions et superstitions des ponts et chaussées. III. Les phares. IV. Les canaux. V. Quais et ouvrages de ports. VI. Les chaussées et les digues. p. 79. — Basset, Rupture de la digue de Mareb. p. 85. — Sébillot, Additions aux routes; devinettes et proverbes, etc., et aux chemins de fer. p. 89. — Ney, Une locomotive fatale. p. 99. — Bayon, Le Diable et l'Enfer dans l'Iconographie. Les Tableaux de Michel Le Nobletz. p. 99. — Montet, La chanson de Bricou. IV. (suite). p. 102. — Desrousseaux, V. Version de Lille. p. 107. — Bourchenin, Contribution au folk-lore du Béarn. p. 108. — de Zmigrodzki, Les Cloches. I. Devinettes. p. 110. — Callon, Saint Pierre et le Veuf, conte de la vallée d'Aspe. p. 112. — Certeux, Pensées sur les Traditions populaires extraites de divers auteurs. II. p. 113. — Basset, Les Météores. I. Le feu Saint-Elme. p. 115. — Pommerol, Le roi d'Angleterre. III. V. de l'Auvergne. p. 116. — Extraits et lectures: de Rialle, I. Superstitions chinoises. p. 117. II. Heinecke, Le Carneval des Juifs galliciens. p. 118. — Assemblée générale. — Bibliographie. — Livres reçus ... Gravures.

3. Mars. Sébillot, Traditions et superstitions des Ponts et chaussées VII. Les Ponts. Rites de la construction. p. 120. — Heinecke, Le Pont d'Artos, chant albanais. p. 138. — Fargue, Pièces de monnaie dans le fondations. Libations à la pose de la clef de voûte. p. 139. — P. S., Les Egouts. VIII. p. 140. — Ruffié, Chanson des livrées I. Ariège. p. 140. — Chardin, Les Poissons fantastiques I. Le Poisson Nicole. p. 142. — Lacuve, Les Cent Ethius, conte poitevin. p. 143. — de Castelnau, Les Mines et le Mineurs VIII additions.

p. 144. — Solaïman dans les légendes musulmanes. VI. Basset, Les Objets merveilleux (suite) p. 145. — Tiersot, Pastiches de chansons populaires. II. p. 146. — Perraud, Traditions et superstitions du Dauphiné. II. p. 149. — Certeux, La Galette de pain, légende arabe. p. 152. — Pellisson, Superstitions béarnaises. p. 154. — Bellet, Voyageurs français et étrangers. I. Thevenard. p. 155. — Murray Aynsley, Une Légende de sorcellerie en Angleterre. p. 158. — Basset, Le Culte du marteau. I. Chez les Lithuaniens: le soleil captif. p. 161. — Fouju, Légendes et superstitions préhistoriques. VIII. Pierres qui tournent en Eure-et-Loire. p. 162. — Basset, Les Villes englouties. II. Baies. p. 165. — Lavenot, La Légende du Diable dans le pays de Vannes. p. 166. — Les Rites de la Construction: Basset, I. Sacrifices humains en Océanie. p. 172. Gregor, II. En Ecosse. p. 172. — Livres populaires. II. Chanson en forme de complainte de Jehan Dubus. p. 174. — Morin, Deux rondes d'enfants: Aube. p. 181. — Tiersot, Scepticisme populaire. p. 181. — Harou, Origine des roses mousseuses, légende d'Anvers. p. 182. — Bosc, La Danse des Fées, légende d'Auvergne. p. 183. — Descubes, Extraits et lectures. I. Superstitions sibériennes. II. Les Zoulous et le prince impérial. — Bibliographie ... Livres reçus ... Notes et enquêtes ... Illustrations ...

4. Avril. Fitzgerald, Sur quelques origines de la tradition celtiques I. (suite). Sources historiques. p. 193. — La ponne Femme ès Brunes. I. Walhen, Normandie. p. 207. II. P. S., Haute Bretagne. p. 208. — Sébillot, Traditions et superstitions des Ponts et Chaussées VIII. Les Ponts (Ponts hantés). — Superstitions diverses. p. 209. — Harou, Les Chemins des fer. II. (suite). Superstitions. p. 218. — P. S., Facéties et Expressions pittoresques. p. 219. — Morin, Devinettes. p. 220. — Sénéquier, I. Les Routes (suite). p. 221. — de Zmigrodski, Bibliographie du Folk-lore en Pologne. p. 222. — Certeux, Pèlerins et pèlerinages VIII. Pèlerinages aux Cèdres du Liban. p. 238. — P. S., Les Mines et les Mineurs. IX. Les Statues dans les Mines. p. 240. — Penny, Fêtes et Croyances X. p. 241. — Basset, Allusions à des Contes populaires (suite). p. 243. — de Launay, Les Cloches. II. Présages et Superstitions. p. 247. — Bayon, Le Peuple et les Monuments. I. Pierres gravées. p. 248. Extraits es Lectures: Blanchard, Sorcellerie dans les Hautes. Alpes. p. 248. — Bibliographie ... Livres reçus ... Illustrations ...

5. Mai. Doncieux, Le Cycle de sainte Marie-Madeleine dans la chanson populaire. p. 257. — Sébillot, Le Rossignol, chanson de la Haute-Bretagne. p. 277. — Harou, Les Rites de la construction. III. La cathédrale de Trèves. — Sébillot, Traditions et superstitions des Ponts et Chaussées. VII. Les Ponts. § 4, Les Ponts merveilleux. p. 279. — Basset, Pont de Bamberg; le Ponte de paille. p. 287. — Kerviler, § 1 (suite), Les Rites de la construction. Le Pont Callec. Le pont de Kerventhal. p. 288. — Basset, Les chaussées et les digues VI., Les Phares III. p. 288. — Harou, Les cloches. III. Cloches englouties. p. 292. — de Zmigrodzki, Devinettes et croyances de l'Ukraine. IV. p. 292. — Certeux, La Galette de pain II. p. 294. — Harou, Les Pendus II. p. 295. — Chardin, Mélusine en Champagne. p. 296. — P. S., Poésie sur des thèmes populaires. XX. Emile Blémont et Achille Millien. p. 297. — Murray-Aynslay, Quelques usages de la Semaine sainte. p. 301. — Basset, Contes arabes et orientaux. V. Le Dépositaire infidèle (suite). p. 302. — Certeux, Les Eaux thermales et minérales. III. p. 305. — Ferrand, Traditions et Superstitions du Dauphiné. IX. Le bon Dieu et les pays. X. La Révolte. p. 307. — Le Bournisien, Le premier dimanche de Carême. II. Dans l'Artois et le Boulonnais. p. 309. — Harou, Les Mines et les Mineurs. XI. Superstitions diverses (Belgique). p. 312. — P. S., XII. Quelques questions. p. 313. — Millieri, Les Pourquoi I.V. Pourquoi le lièvre e la babine fendue. p. 314. — Bibliographie ... Livres reçus ... Notes ...

6. Juin. Rosières, Ancienneté de quelques locutions usuelles. p. 321. — Arnaudin, Quelques usages de la Semaine sainte. II. Dans les Landes. p. 330. — Tiersot, Si j'étais Hirondelle. I. Forme morvandelle. II. Forme normande. p. 332. — Basset, La Légende de Didon (suite). I. La peau de boeuf coupée en lancières. II. La Délimitation par la voix. V. Délimitation par la vue. p. 335. — de Zmigrodzki, Les Mines et les Mineurs. XIII. Coutumes, croyances et chansons du mineurs polonais. p. 338. — Courthion, Légendes valaisannes. p. 345. — Ortolan, Traditions et superstitions des Ponts et Chaussées. VII. Les Ponts (suite). Légende du pont de la Calade à Saint-Raphaël. p. 359. — Basset, Les destructeurs de ponts: les

Ponts mythiques. p. 360. — Basset, Les chaussées et les digues VI. (suite). p. 362. — Morin, Les chemins des fer II. p. 363. — de Lazarque, Folk-Lore de Lorraine: La Massue. p. 363. — Bézier, Blason populaire de la Loire-Inférieure. p. 366. — Basset, Le chanson de Bricou VI. (suite). p. 371. — Defodon, Randonnée VII. p. 373. — Cornelissen, Version de la Campine anversoise. p. 374. — P. S., Second Congrès des Traditions populaires. p. 376. — Le Carguet, Superstitions du Cap-Sizun. p. 377. — P. S., Nécrologie. P. Bézier. p. 378. — Bibliographie ... Livres reçus ...

7. Juillet. Sébillot, Le peuple et l'histoire. VI. La Légende Napoléonienne. p. 385. — Lecocq, Deux chansons bourgignonnes. I. Le frère et la sœur. II. Le Galant de village. p. 393. — Tiersot, Notes sur ces chansons. p. 396. — Blacque, Seconde vue et intersignes. III. Enterrement vu à l'avance. p. 398. — Traditions et superstitions des Ponts et Chaussées. VII. Heinecke, Les Ponts (suite). Le rêve du trésor sur le pont. p. 399. — Morin et P. S., Baptêmes de ponts. — Pineau, Les ponts du Diable: le pont de Gençau. p. 403. — Volkov, Les ponts hantés. p. 404. — Volkov, I. Les Routes (suite). p. 404. — Volkov, Les chaussées et les digues. (suite). p. 404. — Volkov, II. Les Chemins de fer (suite). p. 405. — Volkov, VI. Une question d'Ethnographie. p. 405. — Lavenot, La Légende du Diable chez les Bretons du pays de Vannes (suite). p. 406. — Foujou, Les précurseurs de nos études. VII. Légendes normandes du musée de Dieppe. p. 415. — R. B., La Légende de Didon. Erratum. p. 420. — Basset, Les Ordalies. I. Par le fer rouge. II. Par l'eau bouillante. p. 421. — de Launay. Médecine superstitieuse. IV. En Anjou. p. 422. — de la Chenelière, Les Charités en Normandie. p. 423. — Fertiault, Les Charivaris. V. Le Charidane en Saintonge. p. 429. — Certeux, Second Congrès des Traditions populaires. p. 430. — Basset, Les villes englouties (suite) III—VII. p. 431. — Fargue, VIII. La lague de Xaintrailles. p. 434. — P. S., IX. La ville de Gardanne. p. 435. — Harou, Les Mines et les Mineurs XIV. Coutumes des mineurs belges. p. 436. — P. S., Proverbes. p. 436. — Bibliographie ... Livres reçus ... Illustrations ...

8. Août. Basset, Contes arabes et orientaux. VII. Les Cent nuits et le Kitab ech Chelh'a VIII. L'Alhambra et le château de Kaouarnaq. p. 449. — Daujon, Le mal marié. Version normande. p. 466. — Chantre, Superstitions des Tatars de l'Aderbeidjan. p. 467. — Sébillot, Les Traditions populaires et les écrivains français VII. Sarasin. p. 470. — Heinecke, Les pourquoi LVII. Pourquoi les plumes de paon portent malheur. p. 473. — Doncieux, Appendice au cycle de Marie Madeleine. p. 474. — Barbet, La chanson de Petignot, pays de Montbéliard. p. 477. — Binder, Saint Blaise IV. p. 479. — Morin, Contes troyes (suite) p. 481. — Certeux, La Bataille des Roses en Orient. p. 483. — Musters, Superstitions du sud du pays de Galles. p. 485. — Harou, Les Mines et les Mineurs. XVI. Proverbes liégeois. p. 485. XVII. Basset, Les génies de la mine. p. 487. — Basset, Le feu Saint-Elme. II. p. 487. — Hovelacque, Traditions et superstitions des Ponts et chaussées. VII. Les Ponts (suite). Le Pont des Morts en Perse. p. 488. — Basset, Le pont des morts à Java. p. 489. — Petravick, Le pont qui conduit au ciel. p. 490. — Basset, Le pont de Mautribles. — Le pont de Misarella. p. 491. — Cheguillaume, II. Les chemins de fer (suite). p. 492. — Fertiault, La prière du Cathère en Champagne. p. 493. — P. S., Miettes de folk-lore parisien. XVII. Blason populaire au XVIIe siècle. p. 494. — Basset, Les villes englouties (suite) p. 495. — Destriché, Les rose aux qui chantent IV. p. 500. — Basset, La chanson de Bricou. VII. p. 501. — Bibliographie. — Livres reçus.

9. Septembre. Basset, Les villes englouties XVII—XXXVIII. p. 513. — Mistral, XXXIX. La légende de Sainte-Anne. p. 528. — Millien et Pénavaire, La chanson du laboureur, Nivernais. p. 529. — Chardin, La danse des fées, île de France. p. 530. — Sébillot, Le peuple et l'histoire VII. 1815—1886. p. 531. — Certeux, Miettes de folk-lore parisien XV. Les messes. p. 533. — Chégauillaume, XVI. Voirie de Paris. p. 534. — Le Carguet, Superstitions et croyances du Cap-Sizun. V. La malechance. p. 535. — Lavenot, Superstitions et coutumes de pêcheurs. IV. Morbihan. p. 541. — Sébillot, La Noizille. III. Versions de la Haute. Bretagne et de la Champagne. p. 542. — Fertiault, IV. de la Charente. p. 544. Sauvé, Saint Guenolé et le diable, légende de la Basse-Brétagne. p. 545. — Sébillot, Traditions et superstitions du Bas-Languedoc. p. 548. — Sébillot, Les Traditions populaires et les écrivains français. VII. Corneille. IX. Boileau. p. 551. — de la Porterie, Pèlerins et pèlerinages. IX. La fontaine de saint

Jean Baptiste à Lussagnet (Landes). p. 560. — Morel-Retz, Une coutume dijonnaise. p. 565. — P. S., Les pendus. III. Proverbes du XVIIe siècle. p. 563. — Certeux, IV. Le patron des pendus. p. 565. — Aynsley, Légendes suisses. p. 566. — Bourchenin, Contribution au folk-lore du Poitou. p. 570. — Harou, Traditions et superstitions des Ponts et Chaussées. II. Les chemins de fer. (suite). p. 571. — Bibliographie. — Livres reçus.

11. Novembre. Sébillot et Harou, Les inventions modernes. I. Le télégraphe électrique. II. La Poste. III. Les Pendules. IV. Les lunettes et le télescope. V. La photographie. p. 641. — Danjon, Le Voyage du rossignol. I. Version normande. II. Sébillot, Version Haute Bretagne. III. Tiersot, Bourgogne. p. 644—646. — Volkov, Traditions et superstitions des Ponts et Chaussées. I. Les Routes (suite). Voyages et voyageurs et Ukraïne et en Bulgarie. p. 647. — Harou, Notes sur les routes en Belgique. p. 649. — Le Carguet, Superstitions, croyances et légendes du Cap Sizun VI. Le Raz de Sein et les Phares. p. 650. — Certeux, Miettes de Folk-lore parisien. XVIII. Les Epouvantails des enfants. p. 662. — Basset, Allusions à des contes populaires (suite). p. 664. — Harou, Les Pendus. V. Les Pendus de Beaumont. p. 665. — Millien, Le bon Dieu de Saint-Georges. Histoire d'un sorcier. p. 666. — Heinecke, Les Mines et les Mineures XVIII. Le mineur et le génie, légende du Harz. p. 668. — P.-S., XIX. L'or et la nourriture. p. 670. — Basset, XX. Mines hantées. p. 671. — Lach Szyrma, Les villes englouties, LX. Cornouaille. p. 671. — Lavenot, La légende du diable chez les Bretons du pays de Vannes, II. Démêlés du diable avec les saints (suite). p. 672. — Marchot, L'histoire de la voix qui revient (Luxembourg) p. 677. — Pommerol, Joli capitaine I. Version d'Auvergne. p. 687. II. Sébillot, Haute-Bretagne. p. 688. — Morin, Livres populaires. III. Oraisons superstitieuses interdites au XVIe siècle. p. 689. — P.-S., Second congrès des Traditions populaires. p. 690. — Basset, Contes arabes et orientaux. VIII. L'apprenti sorcier et le char de Sésostris. p. 678. — Morin, La Fraternisation par le sang. p. 682. — Pérot, Les vieux usages du Bourbonnaies. I. Le Burloir, II. les coqs en pâte. p. 683. — Lach Szyrma, La dans des fées. II. p. 686. — Agostini, Les statues miraculeuses. I. La Vierge de Fozzano (Corse). p. 690. — Desrousseaux, Transformations des légendes et des anecdotes. III. p. 692. — Ferraud, Le Diable et les métiers. p. 696. — Hovelacque, Pèlerins et pèlerinages. X. Les aux fétiches. p. 697. — Bibliographie. — Livres reçus.

La Tradition. Revue générale des Contes, Légendes, Chants, Usages, Traditions et Arts populaires. Direction: Émile Blémont et Henry Carnoy. Paris. E. Lechevalier.

V. (1891), 1. Jan.: La Direction, Aux lecteurs de „La Tradition". — Nicot, La Saint-Eloi. — Davidson, Eléments de traditionnisme ou folk-lore: 1. La théorie moderne de l'animisme. — Millien, La bergère aux champs. — Desrousseaux, Monstres et géants: IX. Les Géants de Bruxelles. — Lemoine, Le tirage au sort en Belgique. — Ristelhuber, Contes Alsaciens (troisième série). — C.[arnoy], Folk-lore et histoire des religions. — Lancelin, Chanson berrichonne. — de Beaurepaire, Chansons populaires de Quercy.

V. 2, Febr.: Davidson, Eléments de Traditionnisme ou Folk-lore: II. Le Culte des Ancêtres. — Van Elven, La Sorcellerie au Moyen-Age: I. Coup d'œil historique. — Carnoy et Nicolaïdes, Le Folk-lore de Constantinople: 1. Superstitions et Croyances des Turcs. — Carnoy, Les Pommiers en fleurs. — Combes, Littérature populaire de Villeneuve-sur-Lot. — Harou, Le Folk-lore de la Belgique: XII. Les Géants. — Plantadis, Les Chevaliers du Papegai, I. — de Beaurepaire, Chansons populaires de Quercy. — Chaboseau, Les empreintes merveilleuses VI.

V. 3, Mars: Carnoy et Nicolaïdes, Le Folk-lore de Constantinople: 1. Superstitions et Croyances des Turcs (suite). — de Beaurepaire, Chansons populaires du Quercy: III. Les Sabots; IV. Verdurette, Verduron. — Davidson, Eléments de Traditionnisme ou Folk-lore: III. Le Culte des Animaux. — de Warloy, Saint Barnabé, patron des Amoureux. — de Zmigrodski, Le Folklore polonais. Cracovie et ses environs: IV. La Médecine. — H. C., Les mois de Mai, XIV. — Chaboseau, Les empreintes merveilleuses, VII. — Bérenger-Féraud, Contes de Provence I. — Ortoli, Les Saints châtiés. — Ristelhuber, Les Vosenôttes en Alsace-Lorraine.

V. 4, Avril: van Elven, Les procès de sorcellerie au moyen-âge. — Beaurepaire, Chansons pop. du Quercy. — Harou, Le

folk-lore de la Belgique, XIII. — Davidson, Eléments de traditionnisme ou Folklore, IV. Desrousseaux, Monstres et géants. — Millien, L'enfant noyé. — Féroud, Contes de Provence, II. — Stiébal, surnoms des régiments et des grades dans l'armée allemande. — Bibliographie.

V. 5, Mai: Bérenger-Féraud, Le feu de Prométhée chez les provençaux de nos jours. — Prato, Un conte d'Andrée de Nerciat dans une nouvelle pop. livournaise inédite. — de Zmigrodzki, Le folklore polonais: Crocovie et ses environs. IV. — Carnoy et Nicolaïdes, Le folklore de Constantinople II. — Plantadis, Les chevaliers du papegai. — Bibliographie.

V. 6, Juin: Bérenger-Féraud, Le crime d'Oedipe dans un conte provençal contemporain. — Prato, Un conte de Grécourt dans une nouvelle pop. comasque de Cavallasca. — Cannizzaro, Chansons pop. de Sicile I ... II ... — Vigné, Croyances et coutumes au Dahomey. — Doncieux, Le roi Renaud ... Menu, Chansons pop. de la Picardie. — Bibliographie.

Mélusine. Recueil de mythologie, littérature populaire, traditions et usages, fondé par H. Gaidoz et E. Rolland. Dirigé par Henry Gaidoz. Paris. E. Rolland.

[Fortsetzung zu Bd. I, 116.]

V, 7: Gaidoz, La fée Mélusine à Luxembourg. — La lecture de la pensée. La chanson du Petit Jean. Les rites de la construction. Les Aqueducs. Les digues. Oblations à la mer. Le suicide. — Krauss, L'opération d'Esculape. — Tuchmann, La fascination (suite). — Ernault, Chansons populaires de la Basse Bretagne: XXV., Le passage de la Ligne.

V, 8: La Fraternisation: IX. En Ukraine, Volkov; X. Boire Schmollis, Gaidoz. — Ristelhuber, Les Acqueducs. — Crusius, L'Opération d'Esculape. — Gaidoz, Les dévinettes de Météorologie. Jean de l'Ours. Les cheveux rouges. — Tuchmann, La Fascination. — Gaidoz, Les Soniou de M. Luzel. Les chemins de fer.

V, 9: Gaidoz, Le chevalier au lion. — Rolland, Le courroux de l'enfant Jésus. — Gaidoz, Une incantation énumérative. — Tuchmann, Effets de la fascination. — H. G., La Fraternisation. — Rolland, La Bergère resignée. — Gaidoz, La Coupe de la vie.

V, 10: Gaidoz, Le chevalier au lion. — Les Védas réduits à leur juste valeur. — Gaidoz, L'Etymologie populaire et le Folklore. — Ders., Corporations, compagnonnages et métiers. — Tuchmann, La Fascination. — Ernault, Chansons populaires de la Basse-Bretagne: XXVII, XXVIII. — E. R., La Fraternisation. — Schreiner, L'enfant qui parle avant d'être né. —, Rolland, Le clé des champs. — Les Ongles. — Gaidoz, Les Serments et les Jurons. — Ders., Les Esprits-Forts de l'Antiquité classique (Forts.). — Ders., L'Opératon d'Esculape.

V, 11: Doncieux, La belle dans la tour, texte critique. — Gaidoz, Le tien et le mien. — Ders., Chansons populaire de la Basse-Bretagne. XXIX. Le Barzaz-Breiz de M. de Ville marqué. — Ders., La Fraternisation.

V, 12: Gaidoz, La pierre de Serpent. — Tuchmann, La Fascination. — Chansons populaires de Basse-Bretagne: XXX. Le Braz: Un mot sur le „manuscrit" de Guinclan. XXXI. Ernault, La Nourrice et les Voleurs. — Gaidoz, Croyances et pratiques des Chasseurs; IV. dans l'Oubanghi. — Lévi, Les Aqueducs III. — Gaidoz, Les décorations V.

Archivio per lo studio delle tradizioni popolari. Rivista trimestrale diretta da G. Pitrè e S. Salomone-Marino. Palermo, libreria internazionale Carlo Clausen ... 1891.

X, 1. Gennaio-Marzo. Salomone-Marino, Buon capo d'anno! Uso contadinesco siciliano. — Seves, Capo d'anno ed Epifania in Piemonte. — Köhler, Goethe e il poeta italiano Domenico Batacchi. — Corsi, Sena vetus: Superstizioni, Canti, Indovinelli e Giuochi: Medicina popolare. — Superstizioni delle ragazze. — Varie superstizioni. — Nardo-Cibele, La filata, o la coltivazione del canape nel Bellunese. III. Del tessere. — Mango, La leggenda dello sciocco nelle novelline calabre. — Pitrè, Novelline popolari toscane: La novella di Ohimè. — Le Fate. — Lumbroso, Spigolature di Usi, Credenze, Leggende: VII. La giostra dei torri e un mago di Fano. — VIII. La tana del re Tiberio. Leggenda romagnola, IX. Usi novaresi del secolo XVI. — Renier, L'erba prodigiosa di San Giovanni. — Forster, Fiabe popolari dalmate: Avvertenza. — I. El re Porco. — II. El Becher. — III. I cazzadori. — IV. La rana. — Folk-Lore dell' Agricoltura: Motizie dei comuni di Offida e

Rotella e dintorni (Ascoli-Picena). — Notizie dell' Alta Maurienne (Savoie) (Angelini). — Notizie del Polesine (Mazzucchi). — Sébillot, Contes de Marins recueilles en Haute-Bretagne: VII. Le Mousse jeté à la mer. — VIII. Le matelot qui épousa la fille du roi d'Angleterre. — IX. Tribord Amures. — X. Galette des Biscuit et Quart de Vin. — XI. Le Guitan et le Maquereau. — XII. Pourquoi on emploie le ciment pour lester les bateaux. — Armaforte, Due racconti siciliani: I. Li tri duonni, chi mali cci abbinni. — II. Chiddu di lu grecu minchiuni. — Pires, Tradiçoes portuguezas: Conceito popular da Sereia. — Miscellanea: 'U ciucciu e 'u porcu, Favola calabrese (Pasquale). Il modo popolare di dire: „Un nuovo nato". — La Processione del Venerdì Santo in Metcovich nella Dalmazia. — Canzonetta fanciullesca nel Trentino. — Pregiudizi savojardi nell' XI secolo. — Il nome popolare di un carnefice nella Riviera francese. — Gridata dei venditori di pomi in Normandia. — I „Goéland" in Bretagna. — Appunti sulla idrofobia nel Belgio (Lumbroso). — Rivista Bibliografica ... Bulletino bibliografico ... Recenti pubblicazioni ... Sommario dei Giornali (Pitrè). Notizie varie.

X, 2. Ungarelli, Proverbi bolognesi: Agricoltura, Economia rurale. — Crimi-Lo Giudice, Come si guoca coi bambini a Naso. — de Pasquale, Tre Leggende calabresi: I. Fratia. — II. Marcu. — III. S. Stefanu. — Sébillot, Contes des Marins recueillis en Haute-Bretagne: XIII. Le Prince Marin. — XIV. Le Marin Georges, le Diable ecc. — XV. Le Bar et le Maquereau. — XVI. Le Homard et le Congre. — Mazzucchi, Due macchiette carnevalesche. I. L'orso. — La torotolela. — Menghini, Canti popolari romani: 1. Il ritorno. — 2. L'abate che rimane senza camicia. — 3. L'anello caduto nel mare. 4. Il Confessore. — 5. La fanciulla che vuole marito. — 6. Il mal d'amore. — Pitrè, Blasone popolare siciliano. — Nardo-Cibele, La filata, o la coltivazione del canape nel Bellunese: Appendice. — Fumagalli, Nuovo Contributo alla Bibliografia paremiologica Italiana: I. Aggiunte Bernstein. — Salomone-Marino, La onnipotenza dei proverbi dimostrata da una novelletta popolare siciliano. — Forster, Fiabe popolari dalmate: V. Fiabe de la Menega rabiosa. — VI. El re serpente. — VII. El fazzoleto. — VIII. El Destin. — IX. El pesse-can. — Corsi Sena vetus: Ninne-nanne, preghiere, storie: Storia di Giovanni di Bordighiera. — Susanna. — Liscetta. — Castelli, Il canto di S. Giorgio. — Corsi, Le dodici parole della verità in Siena. — Ferraro, Folk-Lore dell' Agricoltura. — Lumbroso, Miscellanea: La regina Giovanna Ia nella tradizione popolare. — La festa di Maggio in Arras (Francia). — Come si leghi la febbre nel Belgio. — La morte di Alessio, figlio di Pietro il Grande e quella di sua moglie nella tradiz. popolare. — Una superstizione su Napoleone Io. — Il malocchio in Senegambia. — Una leggenda chinese. — Rivista Bibliografico ... Bulletino bibliografico ... Recenti pubblicazioni ... Pitrè, Sommario dei Giornali. Notizie varie ...

Folk-Lore, a quaterly review of myth, tradition, institution, and custom. (Incorporating The Archaeological Review and The Folk-Lore Journal. London. D. Nutt).

Vol. II (1891), 1. March: Gomme, Opening Adress to the Folk-Lore Society for the Session 1890—91. — Abercromby, Magic Songs of the Finns, No. III. — Gaster, The Legend of the Grail, No. I. — Maxwell, Slava. — Gregor, The Scotch Fisher Child. — Nutt, An Early Irish Version of the Jealous Stepmother and the Exposed child. — John, Bhuridatta. — Hartland, Report on Folk-tale Research 1890. — Jacobs, Review: The Science of Fairy Tales. — Correspondence (Modern Greek Folk-lore, Paton and Garnett; Glouston, Story of the Girl who plucked out her own Eyes. — Nutt, Irish Tales among the Redskins.) — Miscellanea. (Tom-Tit-Tot, Kirby. — Hollingsworth, A Basque Superstition. — Feilberg, Making Weather' in Denmark. — Feilberg, 'Liver-rhyme' in Denmark. — Cox, Italian Peeping Toms. — Keegan, An Irish Variant of 'Masters of all Masters'. — Black, Folk-names of British Birds.

II, 2 (June): Balfur, Legends of the Lincolnshire Cars. — Abercromby, An Amazonian Custom in the Caucasus. — Jacobs, Childe Rowland. — Gaster, The Legend of the Grail II. — Nutt, Remarks upon the Foregoing Paper. — Jevons, Report on Greek Mythology. — Notes and News. — Review. — Miscellanea. — Folk-lore Bibliography. — Nutt, Les derniers travaux allemands sur la légende du Saint Graal.

II, 3. Balfour, Legends of Lincolnshire Cars. Part II. — Rhys, Manx Folk-Lore and Superstitions. — Fairman-Ordish, Folk-

Drama. — Sibree, The Folk-Lore of Malagasy-Birds. — Nutt and Jacobs, Mr. Stuart-Glennie on the Origin of Matriarchy. — The International Folk-Lore Congress 1891.

Bulletin de Folklore. Organe de la société du Folklore wallon. Directeur E. Monseur. Bruxelles, J. Lebèque et Co.

I. 1891. Premier semestre: Wilmotte, La chanson populaire au moyen âge. — Colson, Jeux d'enfants I–III. — Monseur, Contes: I. L'os qui chante. — Wilmotte, Chansons: Les noces de la mésange. — Formulettes de possession. — Gittée, Spectres et fantômes. — Revue des livres. — Chronique. — Société du Folklore wallon.

(Fortsetzung folgt.)

II. Theorie der Volkskunde.

Pitré, Bibliografia della tradizione popolare. Turin. 8°.

Weinhold, Zur Einleitung (Zeitschr. d. Vereins f. Volkskunde I, 1).

Liebrecht, Zur Volkskunde (Germania XXV, 2. 1890).

— The science of Folk-Tales (Saturday Review. Jan. 1891).

Achelis, Völkerpsychologie und Völkerkunde (Allg. Zeitung 253. Beil.).

Blémont, Esthétique de la Tradition. Paris, Maisonneuve. (= Vol. VII de la Collection Internationale de la Tradition.) VIII, 124 S. 16°. 3,00 fr.

Buckland, Anthropological studies. London, Ward & Downey.

Wilser, Anthropologie und Geschichte (Globus 60, 110).

— Die Anthropologie der Alten (Die Natur. 40. Jahrg. Nr. 41).

Aprent, Die Geschichte des Menschen. Ein Beitrag zur Begründung einer umfassenden und einheitlich abgeschlossenen Ansicht von der Welt und dem Leben. Leipzig. V, 96 S. 2,00 Mk.

v. Hellwald, Die „Gleichheit" der Menschen im Lichte der Wissenschaft (Globus 60, Nr. 23).

Schultheiss, Rasse und Volk (ib. Nr. 21).

— Lecture of Folk-lore (Maryport News, 13. Dez. 1891).

Schwartz, Volkstümliche Schlaglichter (Ztschr. d. Ver. f. Volksk. 1, 17—35. 220. 279—292.)

III. Abhandlungen und Aufsätze,

welche verschiedene oder alle Völker betreffen.

A. Vorgeschichtliche Völker.

1. Allgemeines.

Scheppig, Urgeschichte des Menschengeschlechts (Separat-Abdr. aus den „Jahres berichten der Geschichtswissenschaft".) Berlin, Gärtner. 22 S.

Hoernes, Die Urgeschichte des Menschen nach dem heutigen Stande der Wissenschaft. Mit zahlreichen Tafeln und Textabbildungen. Vollständig in 30 Lieferungen. Wien, Hartleben. à Lief. 50 Pf.

Reclus, Primitive Folk. The contemporary science series. Ed. by Havelock Ellis. London, Scott. 339 S. 3 sh. 6.

Schaaffhausen, La antropologia y la etnología prehistóricas. Madrid, Impr. Rollo. 7 bajo. 12°. 123 páginas. 2 y 2,25.

Hostmanns, Studien zur vorgeschichtlichen Archäologie (Globus 59, 141).

Bernhardt, Les Peuples préhistoriques en Lorraine; par ... 2e édition. 8°. 163 p. et planche. Nancy, Crépin-Leblond.

Sepp, Die Urbewohner Altbayerns. Grundlinie einer neuen Altertumsgeschichte unseres Vaterlandes. (Beitr. Anthrop. und Urgesch. Bayerns 9, S. 1.)

Bissinger, Bilder aus der Urgeschichte des Badischen Landes. Karlsruhe. (Badische Neujahrsblätter.)

— Die Steinzeit Abessiniens (Globus 59, 383).

2. Funde.

Hier ist auf die einzelnen Zeitschriften zu verweisen, besonders auf:

Nachrichten über deutsche Altertumsfunde. Mit Unterstützung des königlich preussischen Ministeriums herausgegeben von R. Virchow und A. Voss. Berlin, Asher & Co. 2. Jahrgang, 1891 [ist Anhang zur Zeitschrift für Ethnologie. Berlin, Asher].

Prähistorische Blätter. Unter Mitwirkung von Forschern und Freunden der prähistorischen Wissenschaft herausg. v. Jul. Naul. München, Literarisch artistische Anstalt. 3. Jahrg. 1891. (6 Nummern). Mk. 3,00.

Vorgeschichtliches aus Meisun (Indien): Globus 59, 384.

Jacob, Ein Schädel- und Knochenfund vom kleinen Gleichberg bei Römhild (Herzogtum Sachsen-Meiningen). Mit Tafel VIII. Archiv f. Anthrop. XX, 3, S. 181–188.

Loth, Fund bei Mittelhausen-Erfurt (Correspondenzbl. deutsch. Ges. f. Anthrop. XXXII. 2, S. 12.)

Mehlis, Vorgeschichtliches aus Reichenhall. (Globus 59, 171.)

Paudler, Vorgeschichtliche Funde. (Mitteil. nordböhm. Exkursionsklub. 14, 48—53.)

Hedinger, Neue Höhlenfunde auf der schwäbischen Alb (in Heppenloch): Correspondenzbl. d. Ges. f. Anthrop. u. Urg. XXII, 2. Febr. 1891 u. s. w.

3. Äussere Erscheinung.

Schmidt, Neue Forschungen über den paläolithischen Menschen in Nordamerika (Globus 60, 156).

Girod et Gautier, Découverte d'un squelette humain contemporain des éruptions volcaniques quaternaires du volcan de Gravenoire (Puy-de-Dôme): Comptes rendus hebdom. de l'Acad. des Sciences Nr. 20. 21.

War der vorgeschichtliche Mensch linkshandig? (Globus 60, 48).

Galton, Les empreintes digitales (Rev. scientif. 1, 557).

— Prähistorische trepanierte Schädel aus Dänemark (Globus 59, 48).

4. Tracht, Schmuck, Geräte.

v. Hellwald, Früheste Kunstregungen (Ausland 64. Nr. 11 f.).

Rudler, On the Source of the Jade used for Ancient Implements in Europe and America. (The Journal of the Anthropological Institute of Great Britain and Ireland. May.)

Kloos, Jadeitbeilchen aus dem Braunschweigischen (Globus 59 Nr. 24).

Paudler, Steinbeile und Eisenschmelzöfen. (Mitteil. nordböhm. Exkursionsklub 14, 149 bis 153.)

Reiss, Feuersteingeräte aus Ägypten und Flinders Patries neueste Forschungen. Mit 4 Taf. (Sep.-Abdr. Berlin. Anthrop. Ges. 1891.)

Schubert, Bronze-Funde im Auschaer Rotlande. Mit Abb. (Mitteil. nordb. Exkursionsklub 14, 219—223.)

Objets du dernier âge du bronze et du premier âge du fer découverts en Berry. Publ. par la Société des Antiquaires du Centre. Bourges. 14 pag. 1 carte.

Hoernes, Die Genesis der alteuropäischen Bronzekultur (Globus Nr. 21).

5. Wohnung.

Weber, Eine Wohnstätte aus der jüngeren Steinzeit im Südosten Bayerns (Beitr. Urgesch. Bayerns IX, 137).

Ponsy Soler, Prähistorische Bauten auf Menorka. Mit Abb. (Globus 59, 230.)

Ermling, Die Nurhagen Sardiniens. (Mit Abb.): Globus 60, Nr. 22 [vorrömische Felswohnungen].

Munro, Über die Pfahlbauten Europas (Globus 59, 142).

Schnarrenberger, Die Pfahlbauten am Bodensee (Konstanzer Gymn. Progr. 1891).

6. Wirtschaft.

Schlatterer, Die Ansiedlungen am Bodensee in ihren natürlichen Voraussetzungen. Eine anthropologische Untersuchung. Mit 1 Karte. Stuttgart, Engelhorn. III, 445 S. gr. 8°, Mk. 3,60. (A. u. d. T.: Forschungen zur deutschen Landes- u. Volkskunde. 5. Band, 7. Heft, S. 377—445.)

van Overloop, Prehistoric workshops of Spiennes. (Bulletin anthr. Soc. Bruxelles.)

Bleicher, Industries des populations primitives de l'Alsace et de la Lorraine. (Rev. scientif. 1. août 1891.)

Altersfolge der Feuerzeuge (Globus 59, 62).

Hoernes, Zur Archäologie des Eisens in Nordeuropa (Globus 59, 19).

Weber, Vorgeschichtliches aus dem Alpengebiete zwischen Jura und Salzach. 1 Karte. (Beitr. Anthropol. Urgeschichte Bayerns. IX, 8).

Hahn, Waren die Menschen der Urzeit zwischen der Jägerstufe und der Stufe des Ackerbaues Nomaden? (Ausland 64, Nr. 25, 26.)

Büchner, Das goldene Zeitalter oder das Leben vor der Geschichte. Nebst einem Anhange: Das Kulturmetall der Zukunft. Berlin, Allg. Verl. f. deutsche Litteratur. 352 S.

Berger, Histoire de l'ecriture dans l'antiquité. Paris, Imp. nat. XVIII, 389 S.

B. Geschichtliche Völker.

1. Zeitschriften.

Internationales Archiv für Ethnographie. Hrsg. v. Schmeltz. Leiden. Trag. 1891.

IV. 1-3: Koike, Zwei Jahre in Korea. — Schmeltz, Die Sammlungen aus Korea im ethnographischen Reichsmuseum in Baden. Mit Tafeln. — Baessler, Ethnographische Beiträge zur Kenntnis des ostindischen Archipels. Mit Tafeln. — Giglioli, Zwei altperuanische Schädelmasken. Mit Abbildungen. — Schurtz, Die geographische Verbreitung der Negertrachten. Mit Karte. — Schlegel, Chinesische Särge. Mit Tafel. — Jacobs, Die Baduis. Mit Tafel.

IV. 4: Haddon, Die Tugari-Kopfjäger von Neu-Guinea. Mit Tafel. — De Grobt, Die Hochzeitskleider einer Chinesin. Mit Tafel. — Jacobs, Kritische Betrachtungen über die Theorie von Dr. H. Ploss über die Beschneidung bei verschiedenen Völkern. — de Zmigrodzki, Über das Swastika. — Grosse, Gegenstände aus Palenque. Fragen und Antworten. — Museen und Sammlungen. Bibliographische Übersicht. — Büchertisch. — Kleine Nachrichten.

IV. 5: Zemmrich, Toteninseln und verwandte geographisthe Mythen. — Jacobs, Kritische Untersuchungen über die Theorie von Dr. Ploss bezüglich der Bedeutung der Beschneidung. — Strebel, Altmexikanische Wurfbretter. — Messikomer, Das Pfeilschiessen in der Schweiz. — Colini, Eine halbmondförmige, brasilianische Steinaxt im Museum zu Rom.

Bulletins de la société d'anthropologie de Paris. IVe Série. T. 2. 1891.

Archiv für Anthropologie. Zeitschrift für Naturgeschichte und Urgeschichte des Menschen. Unter der Redaktion von Lindenschmidt und Ranke. Mit Holzschnitten und Tafeln. Braunschweig. Bd. 20. 1891. 4°.

Zeitschrift für Ethnologie. Herausgeg. von Bastian, Hartmann, Virchow, Voss. Berlin, Asher. (Organ der Gesellschaft für Anthropologie.) Bd. 23. 1891. [Im Anhang: Verhandlungen der Berliner Ges. für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.]

Correspondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. Hrsg. v. Ranke. Jahrg. 22. 1891. München.

Mitteilungen der anthrop. Ges. in Wien. Red. von v. Hauer, Langer, Wahrmann. N.F. Bd. 21. 1801.

Archivio per l'antropologia e la etnologia pubblicato per la parte etnologica da Felice Finzi. Firenze. gr. 8°. Bd. 21. 1891.

The Journal of the anthropological Institute of Great Britain and Ireland. (With plates ...) London. (With appendix: Proceedings of the Anthropological & Ethnol. Societies of London prior to the date of amalgamation.) Bd. 20. 1891.

L'Anthropologie paraissant tous les deux mois. Matériaux pour l'histoire de l'homme. Revue d'anthropologie ... Revue d'ethnographie ., . réunis. Paris. Tome 2. 1891.

Revue mensuelle de l'école d'Anthropologie de Paris. Publiée par les Professeurs. Première Année. (1891. Paris, Alcan.)

2. Bücher und Aufsätze.

a) Die Menschheit.

Hassert, Polarkarte zur Übersicht der früheren und heutigen Menschengrenze. (Peterm. Mitt. 37. VI.)

— Die Nordpolgrenze der bewohnten und bewohnbaren Erde (ib.)

Ravenstein, Lands of the Globe still available for Europeen Settlement. (Proceed. G. Geogr. Soc. S. 27—35 [mit 2 Karten].)

Die Bevölkerung der Erde. VIII. Hrsg. v. Herm. Wagner und Max Supan. (Peterm. Mitteil. Ergänzungsh. Nr. 101)

M. W., Die mögliche Bevölkerung der Erde. (Deutsche Rundschau für Geographie 13, 418).

Junsch, Die Vermehrungsgesetze der Bevölkerung. (Vierteljahrsschr. f. Volkswirtsch., Politik u. Kulturgesch. 28. Jahrg., 1. Bd, 2 H.).

Zur Bevölkerungsgeschichte der Städte. (Korresp.-Bl. d. Ges. Ver. deutscher Gesch. u. Altertumsver. Mai, Juni 1891.).

Kenealy, A new view of the surplus of women (The Westminster Review. 136, 465).

—

Schmidt, Zur Kenntniss des Zwergwuchses. Mit 11 Abb. (Arch. für Anthropologie 20, 43).

Neuhauss, Zur Kenntnis des Zwergwuchses. Mit Abb. (Globus 60, 145). Die Vererbung des Zwergwuchses (Globus, 60, 335).

Schaeffer, Beitrag zur Aetiologie der Schwanzbildung beim Menschen. Mit Tafel IX und X. [Aus der Kgl. Frauenklinik in München.] (Archiv f. Anthr. S. 189. XX).

Sobotta, Über den Bau und die Entwicklung des Uterus, insbesondere beim Menschen und den Affen. Berlin, Schade. 30 S. 1 Bl. Ing.-Diss. 25. Juli 1891. [Ersch. vollst. im Arch. f. mikrosk. Anat.]

Seggels, Brustmessungen bei bayerischen Soldaten. (Globus 59, 112).

Evelt, Ein Fall von Polymastie beim Manne. (Arch. f. Anthropologie 20, 105).

Blind, Über Nasenbildung bei Neugeborenen. Anthropologische Studie. (Aus dem anthr. Inst. zu München). München, Wolf. Ing.-Diss. 1890.

Treitel, Die Sprache und Stimme des Kindes. (Sonntagsbeil. Nr. 5 zur Vossischen Ztg.). I. Sprachinhalt. II. Sprachform.

Deville, Notes sur le développement du langage chez les enfants. (Rev. de lingiustique et de philologie comparée 45.)

Die Vererbung der Taubheit. (Globus 59, 362).

Debierre, L'hermaphrodisme. Paris, Baillière. 1891. 159 S. 2 Frcs.

Rebmann, Anthropologie (Samml. Göschen). Stuttgart, Göschen.

Alsberg, Anthropologie mit Rerücksichtigung der Urgeschichte des Menschen, allgemein fasslich dargestellt. Mit Farbendrucktafeln, Karten und Holzschnitten. 2 Aufl. Stuttgart, Weisert. 4 Bl., 407 S. 6,00 Mk.

Haeckel, Anthropogenie oder Entwicklungsgeschichte des Menschen. Keimes- und Stammesgeschichte. Mit 20 Taf., 440 Holzschnitte und 52 Tab. — 4. umg. u. verm. Aufl. 2 Bde. Leipzig, Engelmann. [XXVI. S., 1 Bl., 383 S.] (— 906 S.) 16,00 Mk.

Ratzel, Anthropogeographie. II. Die geographische Verbreitung des Menschen. Mit 1 Karte und 32 Abb. Stuttgart, Engelhorn. XLII, 782 S. 18,00 Mk.

Topinard, Les circonvolutions cérébrales chez l'homme et les mammifères. (Rev. scientique 31. Oct. 1891.)

Gaule, Was ist unser Nervensystem und was geht darin vor? (Zeit. f. Psycholog. d. Sinnesorg. 2, 31).

Lombroso-Ottolenghi, Die Sinne der Verbrecher (ib. 2, 337).

Francotte, L'anthropologie criminelle. Avec figures intercales dans le texte. Paris, Bailliere. (Bibliotheque scientifique contemp.) VIII, 368 S., 3 Fr. 50 c.

Anthropologie der Prostituirten (Globus 59, 31).

Sicard, La sélection sexuelle chez l'homme. (Rev. scient. 28 novembre 1891).

Die angebliche Leichtigkeit des Gebärens bei den Naturvölkern. (Globus 59, 191).

Penka, Der Mensch und das Klima. (Ausland Nr. 21, 22).

Fisch, Tropische Krankheiten. Basel, Missionsbuchh. 252 S. Mk. 4,00.

Stockvis, Über vergleichende Rassenpathologie und die Widerstandsfähigkeit des Europäers in den Tropen. (Sep. Abdr. aus: Verh. d. X. intern. med. Congr.) Berlin, Hirschwald, 24 S. 0,60. gr. 8°.

Lammert, Gesch. der Seuchen, Hungers- und Kriegsnot zur Zeit des dreissigjährigeu Krieges. Wiesbaden, Bergemann.

Dimitroff, Die Geringschätzung des menschlichen Lebens bei den Naturvölkern. Leipzig. Ing. Diss. [Reudnitz, Hoffmann] 22 S., 1 Bl.

b) Rassen und Völker.

[Allgemeines über Indogermanen (Arier) s. unter Asien A[a].]

Verneau, Les races humaines. Préface par A. de Quatrefages. Paris, Ballière [o. J.] gr. 8° 792 S. 500 Fig, (Aus A. E. Brehm, Les merveilles de la nature, L'homme et les animaux).

Featherman, Social History of the Races of Mankind. 4th Division, Dravido-Turanians, Turco-Tartar-Turanians, Ugrio-Turanians. London. Trübner. 626 S.

Neue Forschungen über die Dauerbarkeit der Menschenrassen. (Globus 59, 381).

Ammon, Völkerwanderungen in Vergangenheit und Zukuft. (Tägl. Rundschau. Beil. 981., 985).

Mallery, Israeliten und Indianer. Eine ethnographische Parallele. Aus dem Englischen von Friedrich S. Krauss. Leipzig, Grieben. 105 S. Mk. 1,50.

v. Löher, Stämmebildung im europäischen Osten zur Völkerwanderungszeit (Ausland 39).

Meyer, Zur Volkskunde der Alpenländer. (Globus 1891 No. 4).

Zimmer, Über die früheste Berührung der Iren mit den Nordgermanen. (Sitzungsber. Ak. Berlin 16—18).

Witte, Deutsche und Keltoromanen in Lothringen.

Händler, Beiträge zur Anthropogeogr. d. Balkanhalbinsel (Aus allen Weltteilen. 22, 9).

Voltz, Unsere Kolonien; Land und Leute. Mit 71 Abb. und 2 Karten. Leipzig, Brockhaus. 369 S, Mk. 5,00.

c) Ausseres Leben.

α) Nahrung.

Grösse des Fleischgenusses in verschiedenen Staaten, (Deutsche Rundsch. f. Geogr. 13, 85).

Bier und Hopfen in der Volkskunde. (Globus 60, Nr. 24),

Das Bier im Welthandel. (D. Rundsch. f. Geogr. 13, 568).

β) Kleidung, Waffen, Schmuck.

Schurtz, Grundzüge einer Philosophie der Tracht (mit besonderer Berücksichtigung der Negertracht). 147 S. mit 10 Abb. Stuttgart, Cotta. Mk. 3,60.

Schultheiss, Zur Psychologie der Kleidung, (Ausland 64, 24).

Liersch, Nachrichten über Tracht und Sitten der Slaven und Germanen aus dem sechsten Jahrhundert n. Chr. (Mitteil. Niederlausitzer Ges. Anthrop. 2, 154).

Hottenroth, Trachten, Haus-, Feld- und Kriegsgerätschaft der Völker alter und neuer Zeit. Lief. 11—20 (Schl,) Stuttgart, Weise. gr. 4°. 5,00 Mk.

Arrows and Arrow-Makers by Mason, Holmes, Wilson, Hough, Flint, Hofman, Bourke. Washington, Judd and Detweiler. Abb, 1891,

Ratzel, Die afrikanischen Bögen, ihre Verwandtschaften. Nebst einem Anhang über die Bögen Neu-Guineas, der Veddah und der Negritos. Eine anthropologische Studie Leipzig, Hirzel. 5,00 Mk.

Lüders, Über Wurfwaffen. Mit 15 Tafeln Ak. Aus dem Jahrb. d. Hamburgischen wissenschaftlichen Anstalten. XI, Hamburg. 16 S.

Cassel, Von Waffennamen, (Zeitschr. für deutsche Kulturgesch. N. F 1.) S. 1—9.

Schumacher, Barbarische und griechische Spiegel. (Mit 7 Zinkogr.), Zeitschr. für Ethnolog. XXIII, 81—87.

Hein, Mäander, Kreuze, Hakenkreuze und urmotivische Wirbelornamente in Amerika. Ein Beitrag zur allgemeinen Ornamentgeschichte. Mit 30 Abb. Wien, Hölder. 48 S.

— Die Verwendung der Menschengestalt in Flechtwerken. (Mit 8 Text-Illustrationen): Mitteil. Anthrop. Ges. Wien. XXI, 45.

γ) Wohnung.

Vergleichende Zusammenstellung der Ausdehnung einiger Akropolen, Burgen und zweier Berliner Anlagen. (Berliner philol. Wochenschr. 11. Jhg., Nr. 37—40).

Barberot, Histoire des styles d'architecture dans tous les pays depuis les temps anciens jusqu' à nos jours. Ouvrage orné de 928 dessins dans le texte. Vol. II. Paris, Baudry etc.

δ) Wirtschaft

[hier Stufen der Kulturentwicklung, Schifffahrt, Handel, Klassen und Stände].

Rörig, Die Jagd in der Urzeit in Verbindung mit der Entwicklung der Gesellschaft in Central-Europa. Leipzig, Verl. d. illust. Jagdzeitung [1891] 101 S.

— Jagd in der fränkischen Zeit in Verbindung mit der Entwicklung der damaligen Gesellschaft. Leipzig [1891] 31 S.

Harting, Bibliotheca Accipitraria. A catalogue of books ancient and modern relating to falconry with notes, glossary, and vocabulary . . . London, Quaritsch. XXVIII, 289 S., 1 Bl., 26 Taf.

Olivieri, Le forme midioevali di associazione e la influenza loro nella vita civile. Ancona, Commercio.

Mehlis, Arm und Reich zur Merovingerzeit. (Archiv f. Anthropologie 19, 23—30) [bezieht sich auf Obrigheim bei Worms].

Warnow, Das Bettlertum in früherer Zeit. (Sonntagsblatt Nr. 43).

Meyer, Das Räuberwesen auf der Balkanhalbinsel. (Nord und Süd. 59, 22).

du Coulanges, The origin of property in land. Translated by Margares Ashley with introd. by W. J. Ashley. London, Sonnenschein. XLVIII., 153 S.

Brägelmann, Die von dem Mittelalter zur Neuzeit überleitenden Ereignisse, betrachtet in ihren weiter umgestaltenden Wirkungen. Die Seeschiffahrt, Vechta v. J. (Leipzig, Fock). Mk. 2,50.

Arenhold, Die historische Entwicklung der Schiffstypen vom römischen Kriegsschiff bis zur Gegenwart in 30 Heliogravüren mit erläuterndem Text. Kiel, Lipsius und Tischer. 24 S. Text, 30 Taf., qu. 2° Mk. 20,00.

Serre, Les Marines de guerre de l'Antiquité et du Moyen-Age. II partie. Etude d'architecture navale. 1 vol in 8° avec croquis et planche. Paris, Baudoin.

— Les marines de guerre de l'antiquité et du moyen âgl. 2e partie: livre IV., chap. I: mâtures et voiles. (Rev. maritime et coloniale. janvier.) [suite: ib. avril, fin en mai].

Beck, Die Geschichte des Eisens in technischer und kulturgeschichtlicher Beziehung. 1. Abt.: Von der ältesten Zeit bis um das Jahr 1500 n. Chr. 2. Aufl. Braunschweig, Vieweg. VIII, 176 S. 5,00 M.

Krauss, Alte römische und sächsische Bergwerke in Bosnien. (Globus 60,50.)

Horčička, Ein Beitrag zur älteren Geschichte des Glases in Böhmen. (Mitteil. Ver. Gesch. d. Deutschen in Böhmen 29,3.)

Steams, La monnaie primitive. (Rev. scientif. 4. juillet 1891.)

Götz, Lehrbuch der wirtschaftlichen Geographie für Handels-, Real- und Gewerbeschulen und zum Selbstunterricht. Stuttgart, Enke, IV, 154 S.

Scherzer und **Bratassevic,** Der wirtschaftliche Verkehr der Gegenwart, Wien, Hölzel. 120 S. gr. 8° 2,70 M.

Gibbins, The history of commerce in Europe. 233 S., map. London Macmillan.

Noël, Histoire du commerce du monde depuis les temps les plus reculés: temps anciens; moyen âge. Paris, Plon. 20 fr.

Jacob, Welche Handelsartikel bezogen die Araber des Mittelalters aus den nordisch-baltischen Ländern? 2. gänzlich umgearb. und verm. Aufl. Berlin, Mayer und Müller. 33 S. 2,50 Mk.

— Die Waren beim arabisch-nordischen Verkehr im Mittelalter. Berlin, Mayer und Müller. 31 S. Mk. 1,20.

Lehmann, Das Kamel, seine geographische Verbreitung und .die Bedingungen seines Vorkommens. Mit 1 Karte. Weimar, Geogr. Instit. 51 S. 2,00 Mk.

Höck, Nährpflanzen Mitteleuropas, ihre Heimat, Einführung in das Gebiet und Verbreitung innerhalb desselben. (Forschungen zu deutsch. Landes- u. Volkskunde 5, 1 bis 67.)

Report on the Area of Corn, Potatoes and Tobacco. Published by Authority of the Secretary of Agriculture. Washington, Juli 1891.

Buschan, Zur Kulturgeschichte der Hülsenfrüchte, Sep.-Abdr. aus Ausland 1891. 4 S.

Philippi, Coca und Kartoffeln. (Zeitschr. f. Ethnolog. XXIII[3], 247.)

Wallraff, Geographische Verbreitung, Geschichte und kommerzielle Bedeutung der Halfa (Stipa tenacissima) nebst Karte des Verbreitungsgebiets . . . (Aus: Deutsche geogr. Blätter XIII.) Bremen, v. Halem

1890. 52 S., 1 Taf., 1 Karte. Inaugural-Dissertation Bonn 1890.

Oppel, Einzelbilder aus der Weltwirtschaft. Unter bes. Berücksichtigung der geogr., ethnogr. und kommerz. Verhältnisse. H. 1. Der Tabak. H. 2. Der Reis. H. 3. Die Baumwolle. H. 4. Die Wolle. gr. 8°. 80, 73, 50, 54 S. Bremen, Noessler.

d) Inneres Leben.

α) Lebenssitte und Recht.

[Familienleben von der Geburt bis zum Tode, Stellung der Frau .... hier auch Spiele ohne Spruch.]

Heichen, Die Kulturgeschichte in Hauptdaten vom Altertum bis auf die Gegenwart. Berlin, Lüstenöder. Mk. 2,00.

Andresen, Die Entwickelung des Menschen. Studien. Hamburg, Verlagsanstalt. 124 S. 3,00 M.

von Hellwald, Ethnographische Rössclsprünge. Kultur- und volksgeschichtliche Bilder und Skizzen. Leipzig, Reissner. 416 S.

(Jentsch,) Volksschule und Volksleben. (Grenzboten 1891. 1, 257—267.)

Sepp, Völkerbrauch bei Hochzeit, Geburt und Tod: Beweis für die Einheit des Menschengeschlechts und die Urheimat Asien. München, Hutsler. 167 S. 5,00 Mk.

Post, Über einige Hochzeitsgebräuche. (Globus 60, 354.)

Westermark, The history of human marriage. London, Macmillan and co. 1891. XIX, 644 S. 14 S.

Winternitz, Zur Geschichte der Ehe. (Globus 60, 129, 148, 166.)

Wilken, Verkrachting in Kinderhuwelyk. (S.-A. aus: Tijdschrift voor Strafrecht. V, 1891) 18 S. [Schwächung durch Kinderheiraten.]

Post, Hausgenossenschaft und Gruppenehe. (Ausland Nr. 43.)

Cauvière, Le lien conjugal et le divorce. Paris, Thorin.

Uppenkamp, Der Begriff der Scheidung nach seiner Entwickelung in semitischen und indogermanischen Sprachen. Gymnasial-Progr. Düsseldorf. 4° 90 S.

Winckel, Kritische Betrachtungen der bisherigen Berichte über die Niederkunft bei Naturvölkern. (Archiv f. Anthopologie. XX³, 149.)

Lehmann, Begräbnisstätten nnd Totenfeste. (Nordwest 14. Nr. 47.)

Ploss, Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Anthropologische Studien. 3. umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. Nach dem Tode des Verfassers bearbeitet und herausgegeben von Dr. Max Bartels. Mit 10 lithogr. Taf., dem Portr. des Dr. H. Ploss in Lichtdruck und 203 Abb. im Text. Leipzig, Grieben. 2 Bde. 24,00 Mk. (XXII 576 + 684 S.)

Metzger, Weibliche Schönheit in den Augen der Naturvölker. (Aus allen Weltteilen. 22,10.)

Wendt, Die Seele des Weibes. Versuch einer Frauenpsychologie. Korneuburg, Kühkopf. 126 S.

Meyer, Die „Ehre" im Lichte vergangener Zeit. (Zeitschr. f. deutsche Kulturgesch. NF 1, 26—68.)

Brugsch, Die Symbolik der Farben. (Voss. Zeitung, Sonntagsbeilage Nr. 4. 1891.)

Tuckwell, Tongues in Trees and Sermons in Stones. London, G. Allen.

Mallery, Greeting by Gesture. New York, Appleton. 32 S. [from Pop. Science Monthly.]

Garrick: Mallery, Les salutations par gestes chez les différents peuples. (Rev. scientif. 1891. 1, 387.)

H. F. B., Spiele und Unterhaltungen im Mittelalter. (Meraner Zeitung 1891, Nr. 262.)

v. Heyden, Das Tournier. (Westermanns Monatshefte. Aug., Sept.)

Collection de Costumes Suisses, avec les ecussons des cantons et la vue de. capitales. (22 farbige Lithographien). Winterthur, Schlumpf.

Achelis, Die vergleichende Rechtswissenschaft auf ethnologischer Basis. (Ausland 64. Jg. Nr. 12.)

Das Volksleben und die Justiz. (Deutsch evangel. Kirchenzeitung Nr. 39.)

Bernhöft, Die Prinzipien des Europäischen Familienrechts. (Zeitschrift f. vergl. Rechtsgesch. 9, 393.)

v. Amira, Thierstrafen und Thierprozesse. (S.-A. aus: Mitteil. Inst. österr. Geschforsch. XII, 4., S. 545—602.) Innsbruck, Wagner.

Pescatore, Beiträge zur mittelalterlichen Rechtsgeschichte III. CLXXXIV S. Berlin, Prager. 7,00 M.

Depotter, Les lepreux au moyen âge. (Het Belfort 1891. no. 1.)

Longer, Sklaverei in Europa während der letzten Jahrhunderte des Mittelalters. 46 S. Bautzen, Gymn.-Progr.

Schalenkamp, Über Pfählung mit besonderer Berücksichtigung der Pfählungsverletzungen des Unterleibes. Siegburg, Reckinger. 31 S Bonner Inaugual-Dissertation.

β) Religion und Aberglauben.

(hier: Mythologie, Sagen, Bräuche, Volksmedizin.)

[Islam s. Asien A^b (Semiten), Brahmanismus ib. A^a (Inder), Buddhismus ib. (Mongolen) B unter II^2.]

Zeitschriften: (Annales du musée Guimet) Revue de l'histoire des religions publiée sous la direction de Maurice Vernes avec le concours de A. Barth, A. Bouché-Leclerq, P. Decharme, S. Guyard, G. Maspero. Thiele ... Paris, Année 12, tom. 23, 24. 8°: Lévi, Be Bouddhisme et les Grecs. Paris, Bulletin archéologique de la religion grecque. — Sichler, Légendes chrétiennes russes. — Babelon, La tradition phrygienne du Déluge u. s. w.

Revue des Religions. Paris 1891.

I. II. Loisy, Etudes sur la religion Chaldés-Assyrienne. — Castonnet des Fosses, Les origines et la religion du peuple Maxican. — Robioux, Les Mythes.

III. IV. Loisy, Etudes sur la religion Chaldéo-Assyrienne. — Robiou, La question des mythes. — Scheil, Légende chaldienne trouvée à El Amarna.

Hatch, On the development and growth of religion as exemplified by the influence of Greek ideas and usages upon the christian church. Edby A. M. Fairbairn. London, Williams & Norgate.

Müller, Physical Religion: The Gifford Lectures delivered before the University of Glasgow in 1890. Longmans 1891. 8°. XII, 410 S.

Toble, Myth. u. Religion (Zeitschr. d. Ver. f. Volksk.) I, 369.

Achelis, Probleme der vergleichenden Religionswissenschaft. (Tägliche, Rundschau, Wissensch. Beil. S. 1101.)

W. W., Statistik der Religionen. (Deutsche Rundschau f. Geographie 13, 467.)

Samson, Die Schutzheiligen: ein Beitrag zur Heiligenlegende und zur Kultur- und Kunstgeschichte. Paderborn, Schöningh.

v. Andrian, Der Höhenkultus asiatischer und europäischor Völker. Eine ethnologische Studie. Wien, Konegen. XXXIV, 385 S. Mk. 10,00.

v. Kobell, Über Sonne, Mond und Sterne in Kultus und Darstellung. (Zeitschr. Altert.-Ver. München. Jahrg. 1890/91).

Goblet d'Abviella, La migration des symboles. Paris, Lerouch. 8°. 2 Bl., 343 S., 1 Bl., 5 Taf.

Boissier, La fin du Paganisme. Etudes sur les dernières luttes religieuses en Occident au IVe siècle. 2 vol. 8°. 15 Frcs. Paris, Hachette.

Achelis, Der Fetischismus als universelle Entwicklungsstufe des religiösen Bewusstseins. (Ausland 64. Nr. 49).

Fritzsche, Zur Geschichte der mythologischen Wissenschaft (Festschrift d. Königl. Gymn. Schneeberg, S. 1ff.)

Forchhammer, Prolegomena zur Mythologie als Wissenschaft und Lexikon der Mythensprache. Kiel, Haeseler. 8°. IV, 127 S. Mk. 5,00.

Otfried, Mythologie und Urgeschichte (Unsere Zeit 2, 69).

Tivier et **A. Riquier,** Mythologie. 8e éd. Paris, Delagrave. 18°. VIII, 332. S. Fr. 1,25.

Géruzez, Petit Cours de mythologie contenant la mythologie des Grecs et des Romains, avec un précis des croyances fabuleuses des Hindous, des Perses, des Égyptiens, des Scandinaves et des Gaulois. Nouv. éd. Paris, Hachette. 16°. VI, 183 S. 48 gravures. Frcs. 1,25.

Vodskov, Rig-Veda og Edda; Bidrag til Bestemmelsen af den mytologiske Metode. (A. u. d. T. Sjaeledyrkelse og Naturdyrkelse. I.) H. 1. 2. Kopenhagen, Lehmann & Stage. CXLIX, 80 S. 8°. 2 Kr.

Steiner, Die Tierwelt nach ihrer Stellung zu Mythologie und Volksglauben, in Sitte und Sage, in Geschichte und Litteratur, in Sprichwort und Volksfest. Beiträge zur Belebung des naturkundlichen Unterrichts und zur Pflege einer sinnigen Naturbetrachtung für Schule und Haus. Gotha, Thienemann. Mk. 4,20.

Wagler, Die Eiche in alter und neuer Zeit. Eine mythologisch-kulturgeschichtliche Abhandlung. Wurzen. Gymn.-Progr. 1891.

Tille, Der Weihnachtsbaum und seine Geschichte. (Nord und Süd. 22, 322).

Teirlinck, Algemeen overzicht der plantenfolklore [Einleitung zu dem künftig erscheinenden Werke: De folklore van den Eik): Botanisch Jaarboek. Gent 1891.

Glock, Die Symbolik der Bienen und ihser Produkte in Sage, Dichtung, Kultus, Kunst und Bräuchen der Völker, nach den Quellen bearbeitet. Heidelberg, Weisssche Univ. Buchh. 2 Bl., VII—XII, 411 S., 1 Taf. 8°.

Der Indiculus superstitionum et paganiarum, ein Verzeichnis heidnischer und abergläubischer Gebräuche und Meinungen aus der Zeit Karls des Grossen, aus zumeist gleichzeitigen Schriften erläutert vom Oberlehrer Heinr. Albin Saupe: Programm d. städt. Realgymnasiums zu Leipzig. Leipz., Hinrichs. 4°. 34 S. Mk. 1,00.

Graf, Naturgeschichte des Teufels. Einzige vom Verfasser autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Italienischen von Dr. med. R. Teuscher. Jena, v. J. Costenoble, 8°. XVIII, 448 S. Mk. 4,00.

Matthias, Die Hölle in der volkstümlichen Überlieferung. (Leipz. Zg. B, 140).

Mell, Zur Geschichte des Hexenwesens (Zeitschr. für deutsche Kulturgesch. NF. 1. Jg. 3. H.)

Schriften des Institutum Judaicum. Berlin Nr. 14. Strack: Der Blutaberglaube bei Christen und Juden. Zweiter Abdruck. München, Beck. V, 60 S. Mk. 1,00.

Baptismal Superstition. (Notes and Queries 1891. 4. April.)

Funeral Customs, Singular Superstition. Baptismal Superstition, Babys First Tooth. (ib. May 2).

Hellmann, Meteorologische Volksbücher. Ein Beitrag zur Geschichte der Meteorologie und zur Kulturgeschichte. Berlin. Paetel. 53 S. Mk. 1,00.

Müller, Die Heilkunde einst und jetzt. Vortrag. St. Gallen, Hasselbrink. kl. 8°. Mk. 1,00.

Bourke, Scatalogic rites of all nations. A Dissertation upon the Employment of Excrementitious Remedial Agents in Religion. Washington, Lowdermilk. 496 S.

Berendes, Die Pharmacie bei den alten Kulturvölkern. Historisch-kritische Studien. Mit einem Vorwort von H. Beckurts. Halle, Tausch & Grosse. I. XV, 308 S. Mk. 9,00. II. VI, 220 S. gr. 8°.

Peters, Aus pharmaceutischer Vorzeit in Wort und Bild. 1. Bd. 2. Aufl. Berlin Springer. XIV, 307 S. Mk. 7,00.

Pfeffer, Das Compendium urinarum des Gualterus Agulinus (XIII. Jahrh.) nach Erfurter Codices zum ersten Male herausgegeben, nebst einer literarhistorischen Einleitung über Uroscopie im Altertum und Mittelalter. Berlin, Sehade. 29 S., 1 Bl. Ing.-Diss. 14. II. 1891.

Zichen, Die Mythen im Altertum. (Bericht d. freien deutschen Hochstiftes zu Frankfurt a. M.)

Röhricht, Sagenhaftes und Mythisches aus der Geschichte der Kreuzzüge. (Zeitschr. f. deutsch. Philol. 23, 412).

Meyer, Elard Hugo, Die eddische Kosmogenie des Altertums und Mittelalters. Freiburg i. Br., Mohr. V, 118 S. Mk. 3,60.

Krause, Tuisko-Land, der arischen Stämme und Götter Urheimat. Erläuterungen zum Sagenschatze der Veden, Edda, Ilias und Odyssee. Glogau, Flemming. 624 S. mit 76 Abb. im Text und 1 Kart.

Hommel, Eine neugefundene Weltschöpfungslegende. (Deutsche Rundschau XVII, H. 10).

Andree, Die Flutsagen. Ethnographisch betrachtet. 12°. Braunschweig, Vieweg & Sohn, XI, 152 S., 1 Taf. Mk. 2,25. [vgl. Globns 59, Nr. 12.]

Babelon, La tradition phrygienne du deluge. (Rev. de l'hist. des religions. XII. no. 2.)

Orsi, Le paure del finimondo nell' anno 1000. Turin, Roux. 31 S. 11.

Zemmrich, Toteninseln und verwandte geographische Mythen. [Aus: Intern. Archiv für Ethnol.] Leiden, Trap. 2 Bl., 28 S. 1 Kart. Ing.-Diss. Leipzig.

Becker, Saga III. Die Zwillingssage als Schlüssel zur Deutung urzeitlicher Überlieferung. Leipzig, Fock.

Hartland, The science of fairy tales, an inquiry into fairy Mythology. London, Walter Scott. VIII, 372 S. kl. 8. 6 s. 6 d.

Mushacke, Beiträge zur Geschichte des Elfenreichs in Sage und Dichtung. Programm Crefeld. 4°. 20 S.

Brugsch, Die Tierfabel und ihre Heimat. (Vossische Zeitung, Sonntagsbeil. Nr. 7, 8.)

γ) Sprache und Dialekte.

Zeitschriften: **Langues et dialectes.** Revue trimestrielle publiée sous la direction de M. Tito Zarardelli. Paris, Bouillon.

1.e année. Nr. 1. Mai 1891: Le préfixe en et an dans la langue osque. — Les éléments arabes de la langue osque. — Les éléments arabes de la langue italienne. — Les insultes du patois flamand de Bruxelles. — Deux chansonniers namurois inédits. — Chansons namurois de l'abbé Grisard. — Paradigmes de la conjugaison des verbes namurois. — Glossaire phonologique, étymologique et grammatical. — Remarques sur les préfixes du vieux français du Nord. — Chronique et mouvement bibliographique. — **Revue de Linguistique.**

XXIV. 1. Deville, Notes sur le développement du langage chez les enfants. — Reynaud, l'élargissement des formes indoeuropéennes sur des finales rhotacisées.

XXIV. 2. Deville, Notes sur le développement du langage (suite). — Reynaud, sur l'origine commune des superlatives et des comparatives en išthas-îyâmes, ιστος-ιων etc.

Sommer, Zur Psychologie der Sprache (Zeitschr. Psychol. Sinnesorgane 2, 143).

Ljungstedt, Språket, den lif och ursprung. Stockholm, Bonnier. 38 S. 12°. Kr. 0,20.

Lloyd, Speech sounds, their nature and causation. (Phonetische Studien V, 1).

Grimm, Die Natur der Sprachlaute und ihr Einfluss auf die Leistungsfähigkeit der Stimme für Wort und Ton. Ein rhapsodischer Vortrag. Zürich, Hug. 15 und 12 S. 8°. 1,00.

Müller, Ethnologie und Sprachwissenschaft. (Ausland 64, Nr. 52).

Wallroth, Was hat die gegenwärtige Mission für die Sprachwissenschaft geleistet? (Allgemeine Missionszeitschr. 18, 322).

Bernhöft, Sprachvergleichung und Urgeschichte. (Zeitschr. für vergl. Rechtswissensch. 9, 203—214).

Henrici, Weltsprache. (Tägliche Rundschau, Wissenschaftl Beil. S. 1170).

Wegener, Die Bearbeitung der lebenden Mundarten. Allgemeines. (Grundriss der germ. Phil. hrsg. v. Hermann Paul, I. Bd., 5. Lieferung, S. 931—944).

Brunnhofer, Vom Pontus bis zum Indus. historisch-geographische und ethnologische Skizzen. (Einzelbeiträge zur allgem. und vergl. Sprachwissenschaft. IX.) Leipzig, Friedrich. 223 S. **Mk.** 6,00.

Bartholomae, Arisches und Linguistisches. Göttingen, Vandenhoek und Ruprecht. Mk. 5,00.

Andersen, Studien zur Vergleichung der ugrofinnischen und indogermanischen Sprachen. I. (III, 322 S.) Dorpat. Ing.-Diss.

Westermeyer, Der sprachliche Schlüssel oder die semitisch-ursprachliche Grundlage der griechischen Declination und der indo-germanischen überhaupt. Paderborn, Schöningh. 1890. Mk. 2,00.

Der **Bundesbrief von 1291** in sieben Sprachen. (Urtext, Schweizer-Deutsch des 13. Jahrh., heutiges Hochdeutsch, Texte française, Italiano, Romonsch (Sursilvan), Ladin (Engiadinais): Schweizerische Rundschau, Nr. 8.

Sprachverschiebung in der Schweiz. (Globus 60. Nr. 24).

Seidel, Die Sprachverhältnisse in den deutschen Sehutzgebieten. (Meinecke, Koloniales Jahrbuch; Berlin, Heymann).

---

v. Jaksch, Über Ortsnamen und Ortsnamenforschung mit besonderer Rücksicht auf Kärnten. Vortrag im Kärntner Geschichtsverein. Klagenfurt. 8°. 44 S.

Mc. Clure, Cilurnum and other River-Names. (Academy Nr. 1010. 1011).

United States Board on Geographic Names. Washington 1891.

Report on Uniform System for spelling foreign Geographic Names. Hydrographic Office. Nr. 98. Washington, Navy Department 1891.

Zimmermann, Etymologische Versuche. Posen Marien-Gymn. Progr.

Wasserzieher, Über Volksetymologie. (Tägl. Rundsch., Wissensch. Beil. S. 1218, 1222).

δ) Poesie.

Babuder, Considerazioni sulla poesia popolare in generale, con ispeciale riguardo a quella della Grecia moderna. Studio. Capodistria' tipogr. Cobole Priora. 8°. 61 S. [Estratto dal Programma dell' J. R. Ginnasio Superiore di Capodistria.]

De la Grasserie, Essai de rythmique comparée. (Le Muséon X, 4).

Rudow, Um die Erde. Eine Auswahl der schönsten und kennzeichnendsten Dichtungen der wichtigsten Kultursprachen übersetzt. Wernigerode, Rudow. XVI, 294 S.

„Chants et chansons populaires" an undescribed edition, Jas. Hayes. (The Bookworm. Nr. 46, Sept. 1891).

Millien, Chants populaires de la Grèce, de la Serbie, et du Monténégro. 8°. III, 175 S.

Willmotte, La chanson populaire au moyen âge. (Bulletin de Folklore 1, 1891).

Ragusa-Moleti, Poesie dei popoli selvaggi o poco civili. Torino (Palermo). Clausen.

Raydt, Das Jugendspiel. Vortrag, gehalten in der gemeinnützigen Gesellschaft zu Leipzig, am 17. Nov. 1890. Hannover, Meyer 1891.

Crestini, Per la questione delle corti d'amore. Padova 1891. [Sep.-Abdr. a. Bd. 6 der Atti e memorie dell' Acad. Padov.] 33 S.

Genelin, Unsere höfischen Epen und ihre Quellen. Innsbruck, Schwick. 114 S. 1,50.

Cosquin, L'origine des contes populaires européens et les théories de M. Lang. Mémoire présenté au congrès des traditions populaires de 1889. Paris, Bouillon. Fr. 1,00. [Extrait des Annales économiques.]

Folk-lore and Legends. Second Series: (3) Russian. (4) North American Indians. London, Gibbings.

Joret, La légende de la rose au moyen âge chez les nations romanes et germaniques. (Etudes romanes dédiées à Gaston, Paris.) Paris, Bouillon, S. 279—302.

Becker, Zur Alexandersage. (Zeitschr. deutsch. Phil. 23, 224).

Singer, Salomosagen in Deutschland. (Zeitschrift f. deutsches Altertum 35, 177).

Köhler, Ein deutsches Märchen von der Nachtigall und sein französisches Original. (Zeitschr. Ver. Volkskunde 1, 1.).

Krohn, Mann und Fuchs. Drei vergleichende Märchenstudien. Helsingfors, Frenckell.

Haylitt, Studies in Jocular Literature. London, Stock.

Bolte, Lollius und Theodericus. (Zeitschrift f. vergl. Litteraturgesch. u. Renaiss. Litteratur. NF. Nr. 103—106.) Nochmals Lollius und Theodericus (ebd. 226f.).

Frischbier, Rätselgeschichten. (Am Urquell II, 10).

Bapst, Études sur les Mystères au moyen-âge. (Rev. arch. Sept. Oct.).

— Les rôles des femmes dans les mystères du moyen âge. (Rev. pol. et littéraire 1891, 1, 53).

Köster, Das lyrische Drama im 18. Jahrhundert. (Preuss. Jahrbücher 68, 188).

Verlag von A. ASHER & Co. in Berlin W., Unter den Linden 13.

Bastian, A. Religions-philosophische Probleme auf dem Forschungsgebiete buddhistischer Psychologie und der vergleichenden Mythologie. In 2 Abteilungen. X, 190 und 112 Seiten in einem Bande gr. 8. 1884. geh. M. 9 —

Behla, Robert. Die vorgeschichtlichen Rundwälle im östlichen Deutschland. Eine vergleichend-archäologische Studie. Mit einer prähistorischen Karte im Maassstabe von 1 : 1 050 000. X und 210 Seiten gr. 8. 1888. geh. M. 6,50

Joest, Wilhelm. Tätowiren, Narbenzeichnen und Körperbemalen. Ein Beitrag zur vergleichenden Ethnologie. Mit 11 Tafeln in Farbendruck, 1 Lichtdrucktafel und 30 Zinkätzungen nach Originalzeichnungen von O. FINSCH, CL. JOEST, J. KUBARY und P. PREISSLER, nebst Original-Mitteilungen von O. FINSCH und J. KUBARY. X und 112 Seiten Folio. 1887. In Halbleinewandband. M. 40 —

Joest, Wilhelm. Spanische Stiergefechte. Eine kulturgeschichtliche Skizze. 113 Seiten. Mit 3 Lichtdrucktafeln gr. 8. 1889. geh. M. 3 —

Schroeder, Leopold von. Die Hochzeitsgebräuche der Esten und einiger anderer finnisch-ugrischer Völkerschaften in Vergleichung mit denen der indogermanischen Völker. Ein Beitrag zur Kenntnis der finnisch-ugrischen und der indogermanischen Völkerfamilie. VIII und 265 Seiten gr. 8. 1888. geh. M. 5 —

Virchow, Rudolf. Das Gräberfeld von Koban im Lande der Osseten, Kaukasus. Eine vergleichend archäologische Studie. 1 Band Text, 157 Seiten mit zahlreichen Holzschnitten, 4, geh. und ein Atlas von 11 Lichtdrucken, folio, in Mappe 1883. M. 48 —

Ich suche zu kaufen:

Zeitschr. f. Völkerphysiologie u. Sprachwissenschaft. Einzelne Bände. Offerten unter **W. 1176 an Rudolf Mosse Leipzig** erbeten.

Affenschwanz

et cetera.

Variantes orales de contes populaires français et etrangers

recueillies par

Charles Marelle.

92 Seiten gross 8vo in Leinewand gebunden.

Zu beziehen durch A. ASHER & Co. in Berlin W., Unter den Linden 13.

Verlag von A. ASHER & Co. in Berlin W., Unter den Linden 13.

Zeitschrift für Ethnologie.

Organ der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redactions-Commission: **A. Bastian, R. Hartmann, R. Virchow, A. Voss.**

Mit zahlreichen Text-Illustrationen und Tafeln.

Erscheint 6 Mal jährlich. — Preis des Jahrganges M. 24,—

Die bis jetzt erschienenen 22 Jahrgänge und die Supplemente sind theilweise zu herabgesetzten Preisen zu haben.

Als Ergänzungsblätter zur „Zeitschrift für Ethnologie“ erscheinen seit 1890:

Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde.

Mit Unterstützung des Königl. Preuss. Ministeriums der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten herausgegeben von der **Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte,**

unter Redaction von

R. Virchow und **A. Voss.**

Jährlich 6 Hefte. — Preis M. 3,—

Nachrichten über Kaiser-Wilhelms-Land

und

den Bismarck-Archipel.

Herausgegeben von der Neu-Guinea-Kompagnie zu Berlin.

Erster Jahrgang 1885 (4 Hefte)	M. 5,—	Fünfter Jahrgang 1889 (2 Hefte)	M. 4,50
Zweiter Jahrgang 1886 (4 Hefte)	M. 3,75	Sechster Jahrgang 1890 (2 Hefte)	M. 3,—
Dritter Jahrgang 1887 (5 Hefte)	M. 7,05	Siebenter Jahrgang 1891 Heft 1	M. 2,50
Vierter Jahrgang 1888 (4 Hefte)	M. 5,95		

Beiheft zu 1889: *K. Schumann* u. *M. Hollrung*, Die Flora von Kaiser-Wilhelms-Land M. 4,50.

Diese Zeitschrift erscheint in zwanglosen Heften.

Druck von Gebr. Unger in Berlin, Schönebergerstr. 17 a.